

Rara
26
8531

Allgemeine Sachsen-Zeitung



N^o 27.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Rücken, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meublen, Fenstergeräthen, Equipagen, Costen moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

M i s s : A I I.

Ein Bild aus meiner Jugend.

Von Ludwig Storch.

Ein Bild aus meiner Jugend! — Niemals ist der Mensch treuer und wahrer gegen sich und Andere, als wenn er von seiner Jugend spricht; nie ist er inniger und seliger. An die hohe klare Quelle, die hüpfend durch das Morgenthal unsers Daseins rinnt, reicht die unselige Lüge nicht hinauf, der sich der Edelste nicht entziehen kann, der erdige Absatz der Niederung, der den Lebensstrom trübt, die heuchlerische Färbung der Gesellschaft, in welcher Jeder sich vor dem Andern zu verbergen, Jeder den Andern zu täuschen sucht, und die leider den Meisten bald zur natürlichen Farbe wird. Im Glanze des Morgenroths steht unsere Seele im glänzenden Flügelkleide noch rein und klar auf dem Berggipfel, den der erste Strahl der aufgehenden Sonne trifft, ein unbeleidigter, ungeschändeter Engel; die ahnungsvollen Erinnerungen an die stillen seligen Träume des Schöpfungsmorgens liegen noch auf unsern Augenlidern, von denen wir den vorweltlichen Schlaf noch nicht gänzlich abgeschüttelt haben; durch unsere Brust ziehen noch die unbewußten Entzückungen hoher Gefühle, die die Erde nicht geweckt hat, zittern noch die letzten seligen Töne der Saiten, die in einem frübern Dasein in vollen Akkorden geklungen hatten. Das Kind ist allein ein wahrer Heiliger; es hat nie einen andern auf Erden gegeben. Zu seinen Häupten steht

der Morgenstern und slicht ihm einen Nimbus um die Schläfe. Nachher geht der Stern unter, der Nimbus verbleicht im heißen Tageslicht, und der höhnische sündhafte Geist der Erde, dem Gewalt gegeben ist über die im Fleisch Geborenen, legt Hand an den Heiligen, verlockt und verführt ihn und lacht endlich der Verzweiflung des Unglücklichen, der die Hände ringend nach dem Paradiese der Jugend zurückschaut.

Wenn ich jetzt zuweilen auf meinen einsamen Spaziergängen durch die stillen Felder und über die schweigenden Berge meine von Thränen oft feuchten Augen nach der schönen, in anmuthigen Formen sich fortwellenden Kette des nordwestlichen Thüringerwaldes hinüberwende, dann beschleicht mich jenes schwermüthige, schmerzlich süße poetische Gefühl, das durch Thränen lächelt, wie ein von Regen und Sonnenschein gemischter Herbsttag, und das allein in die Gemüther einkehrt, die am unheilbaren Schmerze der Poesie krank sind. Denn in jenen Bergen lag das entschundene Paradies meiner Jugend, und selbst die letzten Funken ihrer Morgenröthe, die lange noch an den Gipfeln glänzend hingen, sind für ewig verglüht und verglommen. Der Boden, auf dem ich jetzt wandle, ist heiß und hart, und die Stürme sind nicht schonend mit mir umgegangen; aber ich bin doch einst jung gewesen, ich habe doch ein Paradies gehabt, ich bin in der Frühe meines Lebens auf Blumen gewandelt, wenn auch damals schon Schlangen unter ihnen verborgen waren

die mein argloses Kinderherz mit giftigem Bisse verletzten.

Mein Geburtsort ist der große, volkreiche Bergmarktslecken Ruhla — von den Einwohnern bescheiden nur „Dorf“ genannt — in einem tiefen hellgrünen Thale des nordwestlichen Thüringerwaldgebirges gelegen. Im Volksmunde der ganzen Gegend heißt der in vielfacher Beziehung sehr interessante Ort „die Ruhla“, und das ist auch sein eigentlicher Name; nur in der pretentiösen Schriftsprache hat man sich später der Form Ruhla bedient. Sieben grüne Bergriesen umlagern das lange, meist schmale und enge Thal, in welchem die freundlichen Häuser sich meist in einer oder zwei Straßen hinziehen, oder auch an den Bergwänden hocken, und nur in der Mitte, in einer Thalweitung, wo die beiden Kirchen an den Bergen hängen und drüben hängen, gewinnt der Ort ein bergstädtisches Ansehen.

In allen den dichtbewaldeten Bergen um mein Heimaththal, in allen den grünen und quellenreichen Thalungen zwischen ihnen blühen und duften, klingen und singen die reizendsten Sagen; man kann schier keinen Schritt thun, man berührt eine durch Sage und Volkspoesie geheiligte Stätte. Eine blütenweiße Taube, hat sich die Sage überall eingemischt in der Burgruine, in der Klosterstätte, in der Felsenspalte, am Berghang und in der Thalenge. Sie hat den alten Delzweig der Poesie aus der Vorzeit herübergerettet in ihrem Schnabel und in die Erde gelegt und die aus ihm gewonnenen Saatkörner verstreut hierhin und dorthin; und sie sind lustig aufgegangen und aufgeschossen, und ihre immer grünen Ranken kriechen und klettern an Baum und Gestein empor, und der Hauch vergangener Tage säuselt noch in ihren Blättern. Die stillen Orte, wo sie wohnt und ihre Zweige grünen läßt, sind so schön, ach so unbeschreiblich schön! Da liegt nordwestlich im Thale das alte Wilhemiterkloster Weissenborn mit seinem verwitterten steinernen Kirchlein, in das die „Thälchen“*) zum Gottesdienst herübergehen, und daneben das vielbesuchte Wirthshaus der Heiligenstein mit ein Paar Mühlen und Bauernhäusern, wo einst in einer Felsenspalte ein vielbesuchtes wunderthätiges Heiligenbild stand. Gegenüber ragt der verfallende Thurmloos der Burg Scharfenberg und schaut auf das Dörfchen Thal zu seinen Füßen herab. Zwischen Bergen mit Buchenwald, der oft bis an die

*) Bewohner des Bergdörfchens „Thal“.

kleinen Häuser hinabsteigt, sich hinstreckend, birgt dieses Dorf die Hütte, in welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts der merkwürdigste Mann des Gebirgs wohnte, der wunderbare Hellscher Börwerts-Hens. Eine Viertelstunde weiter thalwärts hängt über dem Bach der Wittgenstein, in welchem eine verzauberte Prinzessin wohnt, und geht man über diese mäßige Höhe (Schönauer Berg) hinüber, so gelangt man in das Dorf Schönau an der Hörsel. Jenseits dieses Flusses erhebt sich der steile, kahle, fargähnliche Hörselberg, einer der berühmtesten Sagenberge Deutschlands. Er ist nämlich jener wunderbare Frau Venusberg, in den ältesten deutschen Liedern und Geschichten genannt, in welchem die deutsche Venus, Frau Holle (Hulda), mit dem Minnesänger Tanhäuser wohnt. Die Sage vom Ritter Tanhäuser und der Frau Venus in dem Zauberberge ist ohnstreitig die phantasie reichste und tief sinnigste aller deutschen Sagen. — Zwischen dem Hörselberge und dem Breitenberge, der das Ruhlthal nördlich begrenzt, liegt der steile Wartberg, in der Volkssprache „Martberg“ genannt, dessen weiße Felsenstirn leuchtend über die hellgrünen Waldwipfel ragt, eine Menge Sagen hegend, unter denen die vom verzauberten Gaisbeinsloch die vorzüglichste ist. Mit Goldsand und Edelsteinen gefüllt, findet es der herumschweifende Bergwanderer, dem das Glück beschieden ist, nur zufällig; aber er kann es nie wieder finden, wenn er es sucht. Aus dieser geheimnißvollen Höhle haben sonst die das Gebirg oft besuchenden seltsamen Venetianer ungeheuere Reichthümer erbeutet. Diese mystischen Venetianer spielen, beiläufig bemerkt, in den Sagen dieses Gebirgsthails die merkwürdigste Rolle.

Eine Stunde südwestlich von der Ruhla am südlichen Hange des Hauptgebirgszugs stürzt im Buchenwald eines mäßigen Berges der Wachstein, eine hohe, reizend gebildete Felsenstirn, in eine tiefe wilde Thalschlucht hinab und bietet auf seinem abgeplatteten Scheitel, dem genussreichen Ziele vieler Wallfahrten, eine der köstlichsten Aussichten in die schöne waldige, bergige Nähe und in die weite nicht minder liebliche Ferne. Am meisten wird hier das Auge von der nahen Wartburg überrascht und gefesselt, die unter uns aus den dunkeln Wäldern, wie ein heller Stern, auftaucht.

Ebenfalls eine Stunde östlich vom Ort im Gebirge dehnt sich die mächtige Felswand des Weissensteins, und nicht gar weit davon nach Süden, dicht am höchsten Gebirgskamm, liegt das zerklüftete Felsenlabyrinth des Serbersteins, das einen prachtvoll düstern

Anblick gewährt. Nahe dabei steht in einem kleinen Thale die ehrwürdige Luthersbuche, die ich noch in ihrer vollen Schönheit gekannt habe, jetzt, vom Sturme gebrochen, nur noch der Stamm mit einem Ast; an ihrem Fuße quillt der klare und kühle Luthersbrunnen. Hier wurde der von Worms heimkehrende Reformator von bewaffneten Rittern aufgehoben und nach der Wartburg geführt. Sein Gebet rief — nach der Volksfage — die Quelle aus der Erde hervor, da er dürstend im Schatten der Buche lag, und in einem nahen Granitblock zeigt man noch den Abdruck seines Fußes, den er, das Pferd besteigend, hinterließ. Von hier ging sein Weg auf der Höhe des Gebirgsrückens fort auf jener einsamen, merkwürdigen, dem Thüringerwald eigenthümlichen Bergstraße, dem Rennsteig. Ganz nah am „Luthersfuß“ und dicht am Gebirgskamm ist das „Glasbach“, eine Waldwiese mit einer andern herrlichen Quelle, die wirklich rein und hell wie Glas stark dem Boden entsprudelt. Hier stand vor Zeiten ein Wirthshaus, ein schlimmes Räuberneß, von dem die schauerlichsten Geschichten erzählt werden. Noch sieht man seine Stätte. Gleich daneben heißt eine Stelle „die Wallfahrt“, wo ein Nonnenkloster stand, das sich in stillen Mitternächten wieder gespenstig aufbaut. Dann sieht man die Nonnen in langen Bügen nach der Kirche wallen, hört ihren Gesang und das Glockengeläut und mancher verspätete Wanderer hat sonst von solchem Anblick den Tod gehabt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zogen viele katholische Wallfahrten nach diesem einsamen Waldplatz. Geht man den Berg hinab und dann auf dem Rücken eines Bergvorsprungs fort, so kommt man bald in den hochromantischen Naturpark des Fürstenschlosses Altenstein, das, auf der Stätte der alten Burg erbaut, von der man nur noch spärliche Ueberreste findet, auf der Höhe in lieblicher Einfachheit thront und dem Blicke entzückende Fernsichten vergönnt. Die genaue Beschreibung dieses Parks, eines der schönsten dieser Art in Deutschland, mit stets abwechselnden Partien und Ausichten, in denen man Tage lang schwelgen kann, ohne sich zu übersättigen, würde ein Buch füllen. Die große Altensteiner Höhle scheint allein schon das Zauberschloß einer glücklichen Dreda zu sein. In der That ist hier Alles feenhaft und hoch romantisch. Das nahegelegene, an neuen Naturschönheiten wiederum überreiche und mit dem feinsten Comfort für die vornehme Welt ausgestattete Bad Liebenstein, von der gut erhaltenen, hohen, weithinschauenden Burgruine gekrönt, vollendet das herrliche

Gemälde nach dieser Seite hin. Nördlich von Liebenstein und (zwei Stunden) östlich von der Ruhl erreicht man auf schattigen Waldwegen, die immer wechselnde lockende Ausichten, bald links nach Thüringen, bald rechts nach Franken gestatten, den majestätischen prächtigen Bergkönig, der das Land nach allen Seiten weithin beherrscht, den erhabenen, viel besuchten und hochgepriesenen Inselfberg. Auf seinem Wolkenthron führen die schnellen Boten des Auges der Seele des Besuchers lange, schöne und die reinsten Genüsse zu. Steigt man nordöstlich in seine schroffen, felsengeschmückten, quellendurchrauschten Thäler und Gründe hinab, so gelangt man nach zwei Stunden — wie schnell verfliegen sie in dieser überwältigend schönen Bergnatur! — zu der Perle des ganzen Gebirgs, zu dem kostbaren Kleinod im smaragdnen Wiesengrund an den hellen Waldseen gelagert, zum Schloß Reinhardtsbrunn, auf der Stätte der ehemaligen Benedictinerabtei gleiches Namens. Reinhardtsbrunn ist nur drei Stunden von Ruhla entfernt, und der Weg durch die Berge und am Fuße des Inselfbergs hin ein äußerst lieblicher, unterhaltender und genußreicher.

Vom Bade Liebenstein nach Südwesten, von der Ruhl nach Süden, gelangt man in zwei Stunden in das idyllische Thal, in welchem Schloß Wilhelmsthal mit seinen Schlössern, Häusern, Teichen und Kunstgärten sich ausbreitet. Von der Ruhl aus steigt man über den Gebirgskamm und wandelt einen der angenehmsten Bergpfade durch hohe schattige Buchenalleen, nicht weit vom Wachsstein hin, hinab in das grüne liebe Thale. Ach, welch ein unbeschreiblich süßer Frieden ruht auf diesen glänzenden Matten, auf diesem glühenden See, in diesem stillen Haine! Man wird unwillkürlich an Matthiäns schönes Gedicht erinnert:

„Hain, der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft.“

So liegen im Umkreis weniger Stunden an den beiderseitigen Gebirgshängen die drei reizenden fürstlichen Lustschlößer Reinhardtsbrunn, herzoglich coburgisch auf der Nordostseite, und Altenstein, herzoglich meinungisch, und Wilhelmsthal, großherzoglich weimarisch, auf der Südwestseite; dazwischen erhebt sich der Inselfberg, dazwischen liegen hundert romantische, idyllische, groteske, malerische, liebe Plätzchen, Thäler, Thälerrinnen, Schluchten, Berge, Felsen, Waldwiesen, Haine, Walddörfer, Städtchen, Burgruinen, einsame Forst- und Jagdhäuser, so daß alles Gebirgsland zwischen diesen Schlössern ein einziger Park zu sein scheint. —

Von Wilhelmsthal macht man einen Spaziergang von zwei kleinen Stunden durch ein wahres Paradies von Wald, Thal, Berg, Felsenhängen auf die alte, durch Geschichte und Sage gleich hochgefeierte und verherrlichte Wartburg, welche das vierte und berühmteste der Fürstenschlösser auf diesem kleinen Gebirgsraume ist. Denn wenn sie auch jetzt nicht mehr von Fürsten bewohnt wird, wie die drei zuerst genannten, so residirten doch einst hier die Ahnen jener thüringischen Fürsten, welche einige Sommermonate in den drei herrlichen Sagen zubringen. Wartburg war die Wiege, Reinharbsbrunn das Grab jener von der poetischen Sage so unvergleichlich schön gefeierten thüringischen Landgrafen, an die man hier bei jedem Schritte erinnert wird. Man braucht nur einen Namen zu nennen, um sogleich von der süßen Ahnung aller poetischen Zauber, die das Herz gefangen nehmen, berührt zu werden; ich meine die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Elisabeth ist die wahrhaft wunderbare Verwirklichung des hohen und heiligen Ideals der Weiblichkeit, welches die mittelalterliche Kirche und das stille Herzensbedürfnis einer äußerlich zwar rauhen, innerlich aber um desto wärmern und poetischeren Zeit in der Maria, der Mutter des Welttheilands, aufgestellt hat. Ja hier tritt der unerhörte Fall ein, daß die reale Wirklichkeit die ideale Wahrheit an poetischer Schönheit übertrifft. Die individuellen Charakterzüge Elisabeths geben ein bei weitem anziehenderes Bild der höchsten, edelsten Weiblichkeit als die generellen Traditionen, welche der begeisterte Glaube an die Wesenheit der Maria geknüpft hat. Ist es ein Wunder, wenn Elisabeth von einem duftenden Meere klingender Sagen umflutet und getragen wird, wie eine Lotosblume, ein glänzender Meerstern, in dessen schier unergründlicher Tiefe ihr heiliges Leben wurzelt, während ihr reizendes, bleiches, schmerzlich lächelndes, mit einer Königskrone geschmücktes Haupt dem Lichte zugekehrt ist? Elisabeth ist das schönste Wunder, die reizendste Vermenschlichung der Romantik. Die Wartburg aber ist einer der merkwürdigsten Herde, auf welchem die poetische Flamme einer nun schon lange untergegangenen romantischen Zeit loderte, und der jetzt noch vom verklärten Duft der Erinnerung an jene uns räthselhaft gewordenen Jahrhunderte umweht wird.

Dies sind mit flüchtigen Strichen die Reize der Umgebung Ruhlas. Und nur auf die Hauptpartien habe ich einen Blick werfen können, nur einen Blick; an allen andern Schönheiten bin ich stumm vorüber-

geilte. Auf den reichen Sagenschatz konnte ich nur hindeuten, keins seiner Goldstücke vorzeigen, zu keiner ihrer Fundgruben hinleiten.^{*)} Nur zeigen wollte ich hier, daß, wohin man auch aus dem großen Gebirgsorte den Fuß wendet, man überall Naturschönheit findet, von sinniger Menschenhand gehoben und ausgebildet, überall große und ehrwürdige Erinnerungen, überall duftende Sagen, überall lebendige Poesie.

Und der Menschenschlag in diesem „Dorfe“, welcher ein kräftiger, an Leib und Seele gesunder ist er! Wie sehr beliebt und belobt ist die frische Schönheit der ruhler Mädchen, dieser kecken Gebirgerinnen vom herrlichsten Wuchs, mit ihren großen schelmischen Augen, mit ihren schönen blühenden Gesichtern, in ihrer romantisch phantastischen, äußerst kleidsamen Tracht, und auf den wohlgeformten Köpfchen den schier orientalisches gewundenen bunten Turban, „Haidlappen“ genannt. Das wissen die Studenten von Göttingen und Jena, die noch eine Ahnung von Poesie in der Seele haben, recht gut; denn sie kommen alljährlich zum Pfingstfest zu Hunderten in die Ruhla und gemahnen sich in der Mitte dieser Waldmädchen und belaubten Berge wie im Zaubergarten einer wohlthätigen Fee. Die Häuser sehen alle so städtisch nett aus und doch nicht kalt vornehm, und die Menschen so klug, und das kalte Vornehmthum will selbst den Reichsten nicht recht gelingen; und was scheeren sich fröhliche Studenten auch um solch einen Narren? Sie sind eine Woche lang kreuzsüß mit den Mädchen und mit den Bergen und gehen dann wieder auf ihre Universität und in ihre Collegia. — Aus allen Häusern in der Ruhla schallt einem das gefellige Getöse des unermüdlischen Fleißes entgegen. Das hämmert und lärmt, ehe der Tag anbricht, und lärmt und hämmert noch, wenn es längst Nacht geworden ist. Schade, daß die Leute fast nichts Nützlicheres und Besseres machen, als Theile von — Tabakspfeifen! Großer Gott! solch ein schöner Ort, voll unbewusster Poesie, voll trefflicher Menschengestalten, verfertigt die profaischesten aller Instrumente in der Welt. Wenn wir noch rauchten wie die Orientalen mit poetischem Genuß! Aber unser Tabacksräuchen

^{*)} Ich arbeite an einer umfangreichen Autobiographie, die ich unter dem Titel „Ein deutscher Schöngest“ veröffentlichen und in der ich nicht nur mich und die Menschen, mit denen ich in Berührung kam, treu schildern, sondern auch den Sagenschatz meines kleinen Vaterlandes niederlegen werde. Uebrigens findet man die meisten und schönsten derselben auch in „E. Beckstein's Sagenschatz Thüringens“.

aus langen und kurzen Pfeifen ist doch das widerwärtigste von allen widerwärtigen Dingen und hat uns schon lange zum Gespött aller andern europäischen Nationen gemacht. So unmittelbar liegen die schreiendsten Contraste gar oft im Leben zusammen; die süßduftende Sage und die widrigstinkende Tabakspfeife sind beides Kinder dieses Thals.

Die höchst eigenthümliche Mundart der Ruhler, die nur noch in den beiden benachbarten Gebirgsdörfern Steinbach bei Liebenstein und Brotterode am südlichen Fuße des Inselfbergs mit Modificationen gesprochen wird, erhöht natürlicher Weise das romantische Interesse an dem Ort und seinen Bewohnern gar sehr. Sie läßt den Leuten so schön diese singende, klingende, schnarrende Sprache, und sie ist die Mundart eines einst großen und mächtigen deutschen Volksstammes, der vor anderthalbtausend Jahren ein gewaltiges Königreich im Herzen Deutschlands besaß, der Thüringer. In der letzte Rest dieses tragisch untergegangenen Volks, das einst in den Kämpfen mit den Franken und den Sachsen unterlag, hat sich in die Berge geflüchtet, hat in diesen abgeschiedenen Thälern Eisen gegraben und dann seine Söhne zu Waffenschmieden erzogen, aus denen nach manchem Jahrhundert Messerschmiede wurden, bis sie endlich an der Tabakspfeife angekommen sind. Wie die Mundart sich — wenn auch nicht mehr ganz rein — erhalten hat, so ist die malerische und eigenthümliche Volkstracht von den Frauen der Arbeiter bewahrt worden. Die jungen Männer dagegen tragen Hosen mit Stegen und Sackpalletots und lachen über den Aberglauben und die Dummheit ihrer Vorfahren.

An den Ort selbst knüpft sich eine der schönsten Sagen der thüringischen Geschichte; es ist die vom ruhler Hammerschmied, der den jungen, von seinen Baronen verführten, betrogenen und mißbrauchten Landgrafen Ludwig den Zweiten zum „Eisernen“ schmiedete. Noch zeigt man die Stätte, wo der Hammer gestanden haben soll, in welchem Ludwig zu einem so strengen, aber trefflichen Fürsten hart gehämmert wurde. Fürwahr solch kühne und wackere Schmiede würden auch heutigen Tages auf ähnliche Weise mit Nutzen arbeiten, wenn sich die Fürsten nur zu ihnen verirren wollten.

Dies ist das Thal, in welchem meine Wiege stand; dies sind die Berge, die ich als fröhlicher Knabe durchlärnte; dies sind die Gebirgsgegenden, die ich so oft durchstreifte; dies sind endlich die Menschen, zu denen

ich durch Geburt und Abstammung gehöre und unter denen ich meine schöne Jugend verlebte.

Mein Vater war ein verständiger und in einem weiten Umkreise sehr beliebter und viel gebrauchter Arzt, ein sanfter herzensguter Mann, dem die große Praxis im Verhältniß wenig einbrachte. Von Wohlhabenden erhielt er wenig, von Unbemittelten noch weniger oder gar nichts, den Armen gab er noch. Auf diese Weise war es sehr natürlich, daß er keine gesammelten Schätze hinterließ. Ich segne deshalb sein Andenken; es ist mir nur um so heiliger. Als er zur zweiten Ehe schritt, deren späte und einzige Frucht ich war, hatte er schon die Grenze des Mannesalters überschritten; ich habe ihn nur als Greis gekannt, eine hohe schlanke Gestalt mit etwas nach der Brust gesenktem Kopfe, die Milde und Güte selbst in den edeln stets lächelnden Zügen. Er stammte aus einer ärztlichen Familie; seine Ahnen waren Aerzte gewesen bis zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hinauf, einer darunter, sein Großvater, sogar zu seiner Zeit ein berühmter medicinischer Schriftsteller, dabei Leibarzt des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha. Auch ein Sohn aus der ersten Ehe meines Vaters, ebenfalls einziger Sproß dieser Ehe, war schon vor meiner Geburt als praktischer Arzt gestorben. Es war natürlich, daß man mich bei meiner Ankunft als einzigen Nachkommen einer so berühmten Familie mit Freuden begrüßte und in mir nicht nur den Erhalter des Geschlechts der Storch, oder Pelargi^{*)}, sondern auch des ärztlichen Ruhms erblickte. Mein Vater schüttelte zu dem letzten Punkte den Kopf. Er war nicht damit einverstanden, auch seinen zweiten Sohn zum Arzt zu bestimmen.

Meine Mutter war die Tochter eines noch berühmten, aber leider in dem Zweige, dem sie entsprungen, heruntergekommenen Geschlechts. Sie war eine geborene Gotter. Welch eine ehrenwerthe Reihe von Generalsuperintendenten, Adjuncten, Pfarrern, Hof- und Regierungsräthen, Amtmännern und Aerzten hatte diese Familie aufzuweisen! Wie viel Haarbeutel, wie viel Böpfe, wie viel Toupés! Und wie viel hellblaue und scharlachrothe Röcke mit großen spiegelblanken Stahlknöpfen! Und die trefflichen Damen alle in rauschenden Damastkleidern und hochgebauten künstlichen Frisuren! Ich erinnere mich aus frühester Jugend nur

^{*)} Diese griechische Uebersetzung ihres Namens brauchten meine Vorfahren oft als Schriftsteller.

noch der vielen herrlichen Fächer, die sie zurückgelassen und meine Mutter aufbewahrt hatte.

Den Kulminationspunkt des Glanzes hatte diese Familie in dem, den Geschichtskennern des vorigen Jahrhunderts nicht unbekanntem, Grafen Gotter erreicht, einem merkwürdigen Abenteurer, dem besten Seitenstück zu Casanova; Schade nur, daß er nicht sein eigener Biograph geworden. Aus den Bruchstücken seines Lebens, die auf mich gekommen sind, gedenke ich, wenn Leben und Muse es vergönnen, ein historisch-romantisches Bild zu componiren. Welch eine Fülle leichtfertiger und wichtiger Erlebnisse mußten in der frühen Laufbahn dieses Mannes liegen, daß er, der schier noch als Student der Rechte durch kaum mehr als einen Zufall von Gotha nach Wien verschlagen worden war, dort von Kaiser Karl VI. geadelt, später baronisiert und endlich von Friedrich dem Großen in den Grafenstand erhoben und mit Ehrenämtern, Würden und Orden überschüttet wurde, so daß er als königl. preussischer Staats- und Kriegsminister, Vice-Präsident des Generaldirectoriums für den Krieg und die Finanzen, General-Postdirector und Oberhofmarschall des genialen Königs zu Berlin verstarb. Gewiß ein Beweis sowohl für seine Schlaueit in Benützung der Umstände, wie für den Reichthum seiner Kenntnisse und die Fülle seines Glücks. Mein mütterlicher Großvater, einer seiner nächsten Verwandten, hatte ihn in seiner Jugend mehrmals in Molsdorf, dem herrlichen Ritteritz, den sich der Graf in seinem Vaterlande bereitet hatte, besucht, und so kamen manche Traditionen von dem lasciven Leben des unvermählten Grafen auf mich herab und erfüllten meinen Kopf mit den wunderbarlichsten Vorstellungen vom Leben der sogenannten vornehmen Leute und an den Höfen ins Besondere.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Ländlich sittlich.) In der Stadt Cosala in Mexico war ein junger Mann aus angesehenen Familie ermordet worden und es gelang bald, den Mörder, einen gewissen Pacheco, festzunehmen. Das Verhör und die Hinrichtung desselben schildert ein Reisender höchst seltsam. Das Gericht bestand blos in dem Richter, der sich in einer Hängematte schaukelte. Der Gefangene saß gemächlich neben einem Tische und rauchte wie der Richter eine Cigarre. Auf dem Tische stand eine Kohlenpfanne, um die Cigarren anzünden zu können und am Fußboden lagen zwei Soldaten, die ebenfalls rauchten.

„Seit die Regierung die Regie verpachtet hat, ist doch der Tabak abscheulich geworden,“ begann der Richter, indem er eine frische Cigarre anzündete.

„Es giebt aber muthige Männer, welche Flintenschüsse mit den Zollwächtern wechseln,“ antwortete der Mörder; „überzeugen Sie sich, daß sie bessere Cigarren ins Land bringen; nehmen Sie das Packet da.“

Der Richter nahm die Cigarren, warf die feine weg und zündete eine von den eben erhaltenen an. Diese schien ihm zu munden, denn er hat den Gefangenen, ihn doch an einen Schmuggler zu empfehlen, damit er sich auch mit so vortrefflicher Waare versorgen könne. Pacheco versprach es und der Richter begann: „Aber sage mir, warum hast Du den Antonio ermordet?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete der Gefangene; „ich hatte eine Wuth gegen ihn.“

„Es ist dies allerdings eine Entschuldigung, aber sie reicht nicht hin. . . Sag einmal, wie hoch läßt sich Dein Freund die Cigarren bezahlen.“

In diesem Tone dauerte das Verhör noch eine Zeitlang fort und das Ende davon war, daß Pacheco nach achtundvierzig Stunden erschossen werden sollte. Zuletzt wollte der Richter auch eine Art Protocol aufnehmen, aber die Dinte in dem Dintefasse war eingetrocknet und er fand kein Papier. Die beiden Soldaten mußten deshalb als Zeugen dienen, daß der Mörder verurtheilt worden.

Am Tage der Hinrichtung war leider die ganze bewaffnete Macht der Stadt, sechs Soldaten, ausgezogen, um einen Transport Silber zu begleiten und man mußte also drei andere Männer suchen, welche den Pacheco erschießen sollten. Mit Mühe fand man diese, denn man wollte Jedem nur vier Realen geben. Der beste Schütze in der Stadt, ein Indianer, auf den man besonders gerechnet hatte, weigerte sich, für weniger als sechs Realen einen — Freund zu erschießen. Auf dem Richtplatz wurde der Verurtheilte an das große Kreuz gebunden, das in den Städten zu diesem Zwecke vorräthig gehalten wird und die drei Männer stellten sich mit den Gewehren vor ihn; aber als das Signal gegeben wurde, fiel nur ein Schuß, der den Schuldigen nicht einmal traf. Die Kugel war fünf Zoll über dem Kopf des Verurtheilten in das Kreuz gegangen.

„Ich habe die Richtung,“ sagte der Schütze, „und das nächste Mal werde ich treffen.“

Es schoß nun ein Anderer, der ebenfalls fehlte und so dauerte es eine ziemliche Zeit lang.

Der Indianer stand mit seinem Gewehre dabei und sah zu. Als mehrere Schüsse gefallen waren, konnte er nicht mehr an sich halten und sagte zu dem Richter: „nun, was sagen Sie zu den Leuten, die Jemanden für vier Realen erschießen wollen? Geben Sie mir sechs und die Sache ist abgemacht.“

Der Richter glaubte seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er dem Manne den Willen thue und so dauerte das Schies-

fen wiederum eine Zeitlang fort, bis endlich der gemarterte arme Sünder den Indianer anrief und zu ihm sagte:

„Freund, erschieß mich.“

„Recht gern, lieber Pacheco, aber ich verlange sechs Realen dafür, die man mir nicht geben will.“

„Das laß Dich nicht kümmern . . . Erschieß mich und nimm dann das Geld, das Du in meiner Tasche finden wirst.“

„Hast Du sechs Realen?“

„Einen Piaster habe ich . . . aber eile . . . ich leide fürchterlich . . . als wäre ich schon in der Hölle.“

„Armer Freund!“ entgegnete der Indianer, der sogleich anlegte und scharf zielte auf den Freund, der doch einen Piaster in der Tasche hatte, eine halbe Stunde lang auf sich schießen ließ und nichts sagte. Endlich fiel der Schuß; die Kugel war zwischen den Augen in den Kopf gedrungen und hatte Pacheco sogleich getödtet.

Sofort trat der Indianer zu dem todtten Freund und durchsuchte alle Taschen desselben.

„Zwei Realen . . . einige Cigarren und ein altes Spiel Karten!“ rief er dann mit Verzweiflung aus, indem er diese Gegenstände der Menge zeigte. „Joachim! Joachim! Ich hätte das von Dir nicht erwartet! Mich noch kurz vor dem Tode zu betrügen!“

(Das Alter der Spielkarten.) Man hat bekanntlich lange über das Alter der Spielkarten gestritten, Niemand aber sie für so alt gehalten, als der gelehrte Herzog von Susser, der einst behauptete, schon die alten Aegypter hätten die Spielkarten gekannt. Er gab manche Gründe für seine Meinung an, nach welchen die Zahl und Eintheilung der Karten mit der Wissenschaft der Astronomie in Verbindung gestanden haben sollten. Die zweiundfunfzig Karten entsprächen hiernach den Wochen des Jahres, die dreizehn einer Farbe dem Viertel des Jahres, in Wochen getheilt, so daß die vier Farben die vier Jahreszeiten vorstellten. Zählt man vom As an bis zehn, den Buben als elf, die Dame als zwölf und den König als dreizehn, so erhält man 91, und vier Mal 91 beträgt 364, die Zahl der Tage, die nach einigen Berechnungen das Jahr hat.

(Ein persischer Gesandter.) Der vorlezte persische Gesandte in London glaubte von zwei seiner persischen Diener beleidigt worden zu sein und wendete sich an die englische Regierung, um die Erlaubniß zu erhalten, den beiden Sündern die Köpfe abschlagen zu lassen. Als er die Antwort erhielt, daß man ihm diese Erlaubniß nicht geben könnte, wurde er sehr ärgerlich, es entstand ein lebhafter Notenwechsel zwischen ihm und der Regierung, und er konnte nie begreifen, wie ihm die englischen Befehle die Erfüllung seines Gesuchs untersagen könnten. Endlich sagte er den Dienern: „es ist gut; von heute an haltet Ihr Eure Köpfe für abgeschlagen, denn abgeschlagen werden sie sobald ich mit Euch nach Persien zurückkomme.“

(Der Damenpuh.) Fried. Engels hat so eben ein vortreffliches Buch herausgegeben, das freilich den Leser mit Grauen erfüllt (Die Lage der arbeitenden Klasse in England, Leipzig bei Otto Wigand). Darin sagt er unter andern auch: es ist eigenthümlich, daß gerade die Verfertigung derjenigen Arbeiten, welche zum Schmucke der Damen dienen, mit den traurigsten Folgen für die Gesundheit der dabei beschäftigten Arbeiter verknüpft ist. Es giebt in England 3546 Spizmaschinen. Zuerst wird das Garn von Mädchen von etwa 14 Jahren gespult, dann von Knaben von etwa 8 Jahren auf die Maschine gesetzt und der Faden durch seine Oeffnungen, deren jede Maschine im Durchschnitt 1800 hat, eingefädelt. Dann macht der Arbeiter die Spizen, die wie ein breites Tuch aus der Maschine kommen und durch ganz kleine Rinder (von 3—5 Jahren) durch Herausziehen der verbindenden Fäden in ihre einzelnen Stücke zerlegt werden. Abgesehen von allen übrigen Nachtheilen, welche diese Arbeit hat, ist sie namentlich den Augen sehr nachtheilig, weshalb es in den Gegenden, wo die Spizfabrikation betrieben wird, sehr viel Erblindete und noch mehr ganz Kurzsichtige giebt. Sehr schwer ist die Arbeit der Spizwirker selbst, so schwer, daß an jedem Stuhle drei Männer arbeiten, die sich, Tag und Nacht, von vier zu vier Stunden ablösen. Gleich verderblich für die Augen ist das Sticken der Spizen.

Wahre weiße Slavinnen sind ferner die Puzmacherinnen in London — deren es dort gegen 15,000 geben soll und die im Hause ihrer Brodherrschaft wohnen und essen. Während der fashionablen Saison, die etwa vier Monate im Jahre dauert, müssen die Mädchen täglich funfzehn bis achtzehn Stunden arbeiten. In vielen Puzhandlungen wird sogar in dieser Zeit ununterbrochen fortgearbeitet. Die einzige Grenze, die der Arbeit der unglücklichen Geschöpfe gesetzt ist, ist die gängliche körperliche Unfähigkeit, die Nadel auch nur eine Minute länger zu halten. Es sind Fälle dagewesen, daß solche Mädchen neun Tage lang nicht aus den Kleidern kamen und nur gelegentlich ein Paar Augenblicke auf einer Matrage ausruhen konnten, wo man ihnen das Essen kleingeschnitten vorsetzte, damit sie es in der möglich kürzesten Zeit verzehren könnten. — Alle diese Mädchen bekommen die Schwindsucht.

Generalcorrespondenz.

Daguerre, der berühmte Erfinder der nach ihm benannten Daguerreotypie, die sich in wenigen Jahren über die ganze gebildete Welt verbreitet, hat die Ruhe, welche ihm die Nationalbelohnung für seine schöne Erfindung gewährte, benützt und eine zweite Entdeckung gemacht, die, wenn das Gerücht sich bestätigt, wenigstens von eben so großer Bedeutung wie die erste und von noch größerem Nutzen sein würde. Er soll nämlich ein Verfahren gefunden haben, jedem jungen Baume binnen drei Monaten dieselbe Entwicklung zu geben, die er

unter gewöhnlichen Verhältnissen in drei bis vier Jahren erlangt, was in unserer Zeit, wo hier und da Holzmangel droht, von der größten Wichtigkeit wäre. Die zahlreichen Versuche, welche Daguerre angestellt hat, sollen sämmtlich vollkommen gelungen sein. Nach dem, was man bis jetzt von der Erfindung hört, besteht sie darin, daß eine Art Pflanzung in der Nähe der Wurzel des Baumes vorgenommen wird. Uebrigens ist das Holz der so unglaublich schnell entwickelten Bäume, wie man sich überzeugt hat, eben so fest und dauerhaft wie das derjenigen, die in den natürlichen Verhältnissen wuchsen. —

In Genf hat man Rousseau ein Standbild gesetzt, das von Pradiers Meisterhand ausgeführt wurde und eins der schönsten Bildhauerwerke sein soll, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. —

Das große Gemälde von Moreto, das Herr Passavant aus der Sammlung des Cardinal Fesch in Rom für Frankfurt erstanden hatte (zum Preise von 20,000 Gulden), darf nicht aus den römischen Staaten ausgeführt werden, wie die Regierung erklärt hat. —

Fes. David hat in Leipzig seine Symphonie: Ode: „die Wüste“ in einem Concert zur Aufführung gebracht. Die Illusion wurde durch die afrikanische Hitze im Saale sehr begünstigt. Das Publikum war zahlreich versammelt und nahm die Composition im Ganzen sehr günstig auf. Vorzugsweise gefiel der Caravanenmarsch und die Hymne an die Nacht. —

Wir haben kürzlich gefragt, wohin wohl der silberne Kranz gekommen sei, den man in Hamburg auf den Sarg Webers legte, als man des Meisters sterbliche Ueberreste aus England herübergeholt hatte. Man hat jetzt in Hamburg darauf Antwort gegeben. Der Kranz war gar nicht von Silber, sagt man, sondern von Papier-Maché. . . Es habe an Geld gefehlt, einen ächten herzustellen. . . Dagegen hat Jenny Lind nach ihrem Gastspiele in Hamburg einen wirklich silbernen Kranz erhalten. —

Wir haben öfters erwähnt, daß man seit einiger Zeit in Paris sehr stark spiele und daß dabei sehr betrogen werde. Das hat zu einem ganz neuen Industriezweige Veranlassung gegeben. Man höre folgendes Abenteuer. Ein junger Herr hatte in einem ganz anständigen Hause im Spiel zwanzigtausend Fres. verloren. Der Verlust that ihm weh, doch verschmerzte er ihn bald. Einige Zeit darauf erschien ein anständig gekleideter Herr bei ihm, der ihn an diesen Verlust erinnerte, ihm auseinandersetzte, daß man ihn um das Geld betrogen habe, daß er den Betrüger kenne und daß er sich verbindlich mache, ihm die ganze Summe wieder zu verschaffen, wenn er ihm die Hälfte davon geben wolle. Der Betrogene konnte leicht die Hälfte des Geldes verschicken, das bereits ganz verloren war, und der Andere entfernte sich, um sein Versprechen zu lösen. Er ging zu dem falschen Spieler und sagte demselben ohne Um-

stände, warum er komme. Der Spieler setzte sich anfangs auf das große Pferd und behandelte seinen Gegner sehr wegwerfend. Dieser aber behielt trotz allen anzüglichen Reden, ja trotz allen Drohungen die kalteblütigste Ruhe und setzte ihm endlich auseinander, wenn er die zwanzigtausend Fres. nicht sofort zurückgebe, oder vielmehr an den Eigenthümer zurücksende, werde er ihn der Polizei anzeigen. Er wisse, daß der Name, den er führe, nicht sein wahrer Name sei, daß er schon mehrere andere geführt, daß er da und dort im Gefängniß gesessen habe ic., kurz, er erzählte dem Spieler den ganzen Lebenslauf desselben. Dieser suchte ihn zu bestechen, indem er ihm die Hälfte der gewonnenen Summe anbot, aber der Verfolger der falschen Spieler stellte sich als Tugendheld und zwang so den Spieler, wirklich die zwanzigtausend Fres. an den Eigenthümer zurückzusenden, der dann seinem Wohlthäter mit Dank die Hälfte davon abgab. — Solcher Verfolger von falschen Spielern giebt es in Paris eine ziemliche Anzahl. Sie stehen mit einander in Verbindung, bilden eine Art Polizei, eine Art Spieler-Behme, suchen die frühern Lebensverhältnisse der Spieler von Profession zu ermitteln, und benutzen dann die so erworbenen Kenntnisse, um den Dieben die Beute abzupressen. Das Gewerbe soll sehr einträglich sein und die, welche sich damit abgeben, erwerben sich überdies den Ruf vortrefflicher Ehrenmänner, während sie doch eigentlich selbst nichts weiter als Industrieritter sind. —

England ist bekanntlich das Land, in welchem die meisten Selbstmorde vorkommen. Die Ursache davon ist, sagt man, das nebelige düstere Klima. Deshalb kommen auch die meisten Selbstmorde im November und December vor, welche man aus diesem Grunde die Nord-Monate nennt. Im November vorigen Jahres nahmen sich in London allein 247 Personen das Leben. —

Wheatstone, der Erfinder des elektrischen Telegraphen, der immer allgemeinere Anwendung findet, so wie der elektrischen Kanone, die wir in voriger Woche erwähnten, ist ein mechanisches Genie und hat noch eine Menge sinnreicher Instrumente erdacht, unter andern ein sehr einfaches, mit welchem man die Schnelligkeit des Blitzes messen kann. Dauert der Blitz auch nur $\frac{1}{2000}$ einer Secunde, so giebt dies das Instrument ganz genau an. —

Das blühendste Gewerbe in Spanien ist das Schmuggeln; deshalb soll es dort auch, wie ein neues Werk über Spanien versichert, über 400,000 Schmuggler geben, die alle gute Geschäfte machen. —

In Sachsen haben die Mädchen schlechte Aussicht zum Heirathen, denn einige müssen sitzen bleiben. Nach den neuesten statistischen Angaben giebt es nämlich in Sachsen 902,150 Frauenzimmer und nur 855,820 Männer. Und die Männer heirathen nicht einmal alle! —

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 28.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüften, Mägen, Krüsuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diekmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

M ü s : M I I.

Ein Bild aus meiner Jugend.

Von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Ein zweiter Stern in der Familie Gotter war der Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, der vor 48 Jahren als Geheimer Sekretär in Gotha, seiner Vaterstadt, starb, und dessen Tochter die Gattin des Philosophen Schelling in Berlin ist. Dieser Mann hatte das ihm nahverwandte Haus meiner mütterlichen Großeltern in der Ruhlf oft besucht, und meine Mutter konnte mehrere seiner allerliebsten Gedichte auswendig und sagte sie mir als Knaben oft vor, weil sie mich jedesmal damit entzückte. Schon der bloße Rhythmus der Verse machte auf mich einen seltsamen Eindruck; ich wurde still und weinte vor Wonne.

Für ihre Zeit und ihre Verhältnisse war meine Mutter eine gebildete Frau; ihr eigener Vater hatte sie mit Liebe unterrichtet, und da er aus Neigung Mathematiker war, so hatte sie früh eine besondere Vorliebe zur Rechenkunst gefaßt. Ihre Lieblingsdichter waren Gellert und Gleim, und sie wußte viele Gedichte derselben aus dem Kopfe. Von Goethe kannte sie nur den Werther, und sie wußte sehr spasshaft zu erzählen, wie viel Narren dieses Buch allein in ihrer Umgebung gemacht, und wie einige derselben sich à la Werther sogar erschossen hatten. Dagegen kannte sie Goethes edle Persönlichkeit recht gut; er war als jun-

ger schöner Mann mit dem jungen Herzog Karl August von Weimar oft in Wilhelmsthal gewesen und hatte von da aus die Ruhlf besucht, wo zu jener Zeit ein starkbesuchtes Mineralbad angelegt worden war. Er hatte im Kurssaale sogar mit ihr getanzt und sich mit ihr unterhalten. Von Schiller hatte sie nur sehr wenig kennen gelernt. Sie war schon über die erste und empfänglichste Jugend hinaus, als sein Dichterruhm allgemein wurde, und ihre spätern Verhältnisse entfremdeten sie der Literatur. Sie war nämlich nach einer unglücklichen Liebe von ihrer Mutter gezwungen worden, einen alten Mann, meinen Vater, zu heirathen, und diese durchaus unpassende Verbindung brachte namenloses Weh über sie bis in ihr spätes hochbetagtes Alter.

Die Ehe meiner Eltern war ganz nach altem Roccocozuschnitt, der uns ganz unbegreiflich vorkommt. Ich würde es kaum glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte und es mir noch immer mit ziemlich lebhaften Farben vor der Phantasie stände, mit welcher lächerlichen Ceremonie sich diese beiden Leute behandelten. Es versteht sich hiernach ganz von selbst, daß sie sich einander mit „Sie“ anredeten; aber sie titulirten sich auch stets, sie ihn „Herr Doctor“, er sie „Frau Doctorin“!

In diese kalten und steifen Förmlichkeiten ohne Freude und Genuß fallen meine ersten Erinnerungen. Das frühesten Bild meiner Mutter ist ein weinendes. Ach, sie weinte so viel! Ihrem sanguinisch-cholerischen

Temperamente waren diese Bande unerträglich. Mir brannten ihre Thränen als glühende Tropfen schon früh in die Seele; ich litt, mehr als ein Kind leiden darf, durch ihren trostlosen Schmerz, dem sie, sobald sie mit mir allein war, jeden heftigen Ausbruch gestattete. Und wie erschütternd waren diese Ausbrüche, und ich zitterte dabei an allen Gliedern!

Es konnte wohl schwerlich ein weniger zusammenpassendes Ehepaar geben. Er alt, sie jung; er sanft, ruhig, phlegmatisch, sie heftig, herrisch, stolz, hochstrebend, sanguinisch. Sie war schön gewesen und hatte die Freier in Fülle gehabt. Sie hatte alle zurückgewiesen; es war ihr keiner gut genug gewesen. Nun gönnte man ihr ihr trauriges Loos, an einen alten Mann gekettet zu sein, den sie nicht lieben konnte.

Im fünften Hause von dem unserigen in derselben Gasse wohnte eine bejahrte kinderlose Wittwe ganz allein. Nun das Gebäude konnte auch in der That wenig Bewohner weiter fassen; es war das einzige einstöckige Haus in dieser Gegend des Orts, und keins weiter war noch mit Stroh gedeckt; es war nicht größer als fünf Schritte und enthielt außer einer Hausflur, in der man sich kaum umdrehen konnte, nur eine Stube mit zwei Fenstern auf die Straße und einem auf den Hof. Der Bodenraum unter dem Dache war das Schlafgemach, Vorraths- und Kumpelkammer u. s. w. Eine Küche war nicht vorhanden. Die Töpfenbank mit dem wenigen Küchengeräthe hing im Hausöhren, und ein kleiner Heerd stand dort beim Ofenloch. Der Ofen in der Stube nahm den meisten Platz ein; er war ein Ungeheuer von Kachelofen; hinter ihm war eine harte, aber lauschige Ofenbank befestigt, ein meiner Kindheit sehr erwünschtes und theures Plätzchen. Die alten Schiebefenster bestanden aus runden, fast ganz erblindeten, in Blei gefaßten Glasscheiben, die selbst beim hellsten Sonnenschein eine liebliche Dämmerung im Stübchen verbreiteten. Wand und Decke waren stets schneeweiß getüncht und an der erstern lief unten durch zwei Dritttheile der Stube eine Bank, oben ein Kandelbret, beides mit Bankeisen befestigt. Das übrige Mobilier des Zimmers bestand aus einem massiven Tische mit schwerem eichenen Kreuzgestell, durch einen Querbalken und Keile zusammengehalten und mit einer angeplöckten weißen Ahornplatte bedeckt, und aus zwei dergleichen hölzernen Stühlen, deren auseinanderkretschende Beine in den Sitz eingeplöck waren. Endlich sah man noch ein großes Wollenspinnrad, an welchem die Hausbesitzerin Wolle und

Baumwolle an der Spindel spann und sich damit ihren Lebensbedarf erwarb. Der Tisch, die Stühle, die Bank und der Fußboden waren stets blütenweiß geschauert, und der lehte wöchentlich zwei Mal mit frischem weißen Sande bestreut. So zeigte diese kleine Stube ein Bild der höchsten Reinheit und mit ihm harmonirte die Bewohnerin derselben. Sie war damals eine Frau in den mittlern sechsziger Jahren, lang und hager, mit einem kleinen Gesicht, in welchem ein Paar kleine freundliche Augen mit einem eigenthümlichen geheimnißvollen Ausdruck funkelten. Nie habe ich wieder in einem alten Gesichte so viel ganz kleine Fältchen und Runzelchen gesehen. Ihre Kleidung war sehr einfach und äußerst reinlich und bestand aus einem dunkeln wollenen Rock, Schürze und Kamisol aus gedrucktem Linnenzeug, Kopf- und Busentuch aus grauem feingebülmten Kattunzeug. Sonntags waren Kamisol und Schürze von ähnlichem baumwollenen Stoffe. Die Frau hatte etwas ländlich Nobles und Properes in der Erscheinung. Sie schlich etwas gebückt einher und ihr Sprechen war mehr Flüstern. Die Volkssitte legte sonst in meinem Geburtsorte jedem Einwohner beiderlei Geschlechts, unbekümmert um seinen Familiennamen, einen sogenannten Spiznamen, eigentlich Volksnamen, bei, unter welchem allein man ihn kannte. So hieß denn die Frau, von der ich spreche, „Müs-Äll“ oder „Müs-Hanne“. Der letztere Name hatte ihren jüngeren Jahren gegolten; der erstere galt ihrem Alter.

Es würde vergeblich sein, alle deutsche Spracherörterbücher aufzuschlagen, um die Bedeutung dieses Namens zu erforschen; nur dem Eingebornen, der diese altthüringische Mundart kennt und selber spricht, ist sie kein Geheimniß. Das Wort ins Hochdeutsche übersetzt, heißt: Mäuse-Älte. Aber mit dieser Uebersetzung schwindet im Nu aller Zauber der Poesie und der süßen Sagen- und Märchenwelt, der sich für mich daran kettet. Das ganze Bild der seltsamen Frau und ihres Thuns und Treibens verliert schon gar viel an Naturwahrheit und Farbenfrische dadurch, daß ich es in unserer Schriftsprache gebe; ich wollte, ich könnte es in der ruhler Mundart beschreiben. Aber leider kann man dies altthüringische Idiom nicht schreiben, denn es fehlen für die eigenthümlichen Laute die entsprechenden Buchstaben; und wenn ich es nun doch zu Stande brächte, würde meine Geschichte außer dem Orte und den Paar stammverwandten Dörfern Niemand zu lesen verstehen.

Müs-Äll war oft, vorzüglich im Herbst und Win-

ter, ein gern gesehener Abendbesuch in unserm Hause. Sie brachte dann ihr Strickzeug, wohl auch zuweilen das große schnurrende Spinnrad und erzählte stets sehr unterhaltende Geschichten aus ihrem Leben oder aus Ueberlieferungen ihrer Mutter, die über achtzig Jahre alt geworden war. Sie kannte die Familien- und Vermögensverhältnisse jedes Hauses im ganzen Ort; sie war aber auch mit allen Sagen und Wundermärchen dieses engen Thals und der umliegenden Berge vertraut, und es ging mir nichts über den Genuß, eine Gespenstergeschichte aus ihrem Munde zu hören. Was war da Alles Unheimliches und Grausenhaftes kühnen Männern begegnet, die in tiefer stiller Nacht auf einsamen Waldwegen durch das Gebirg gegangen waren! Wie viel goldne Schüsseln und Kannen hatten arme Leute in sonnenheller Mittagsstunde auf entlegenen Waldplätzchen stehen sehen, und wie waren sie immer durch ein unbedachtes Wort der Ueberraschung um den Zauberschatz gekommen! Wie viel Frauen, die dürres Holz gelesen, hatten weiße Frauen und gespenstige Mönche im Walde gesehen!

Der Reiz dieser Erzählung wurde dadurch gar sehr erhöht, daß Müs-Alle alle Personen, denen dies begegnet war, beim Namen nannte und viele derselben persönlich gekannt hatte.

Durch diese Frau kam früh das romantische Element in meine Kindertage; in die todte Förmlichkeit des Elternhauses warf sie den belebenden Reiz. Sie pflanzte zuerst das süße poetische Grauen in meine Seele, das mich später so oft erschüttert hat, wenn ich bei Nacht und Nebel dieselben Gebirgspfade ging, auf welchen Andern so Ungeheuerliches begegnet war und meine Phantasie voll poetischer Bilder und Gedanken drängte und von dem ich jetzt noch nicht frei bin, wenn ich im Zwielicht allein im tiefen Gebirge gehe oder mich durch das Gesträuch in Burg- und Klosterruinen winde. Müs-Alle gemahnt mich jetzt wie die verkörperte Sage selbst, die altkluge und doch kindische wunderliche Märchenerzählerin am schnurrenden Spinnrade.

Selbst mein Vater, der mit ihr jung gewesen war, hörte ihr gern zu; sie frischten sich gegenseitig ihre Jugenderinnerungen auf und halfen sich „auf die Sprünge“. Mein Vater war nämlich auch in der Kuhl geboren und aufgewachsen.

Es war sehr natürlich, daß ich manche Tagstunden in der blanken Stube der guten Müs-Alle zubachte, um mir von ihr erzählen zu lassen, und daß

sie auf diese Weise einen großen Einfluß auf meine früheste Geistesrichtung gewann. Um nun von mir selbst und meinen Jugendbeziehungen zu dieser Frau zu reden, muß ich von meiner Geburt anfangen.

An einem schönen Apriltag des Jahres 1803 besuchte der Erbprinz von Gotha Emil Leopold August, später Herzog August von Gotha und Altenburg, meinen Geburtsort. Er stieg im geräumigen Forsthaufe ab, und die Honoratioren des Orts kamen, ihm die Aufwartung zu machen. Meine Mutter war darunter; die Familie des Försters war mit der unserigen befreundet. Plötzlich fühlte meine Mutter die ersten Vorböten ihrer nahen Entbindung. Sie eilte nach Hause. Ueber der Tafel fragte der Erbprinz den Förster, ob keine Wöchnerin im Orte sei; er wollte dann auch noch den folgenden Tag bleiben, um das neugeborene Kind aus der Taufe zu heben. Sein Wunsch konnte nicht erfüllt werden. Er reisete Abends ab, und am folgenden Tage wurde ich geboren. Um zu begreifen, wie ganz anders mein Loos gefallen sein würde, wenn ich einen Tag früher angekommen wäre, muß man wissen, wie reich der Herzog seine Pächter, deren er eine hübsche Anzahl hatte, auszustatten pflegte und für ihre Ausbildung wahrhaft fürstliche Sorge trug. Und wie würde er, der — wenn auch hypergeniale — Dichter, ein dichterisches Talent glänzend zu unterstützen sich beeilt haben! Ich kam aber leider um einen Tag zu spät, und als Müs-Alle mich, den Neugeborenen, in den Armen hielt, sagte sie, der zweifelsohne ein Seherblick in die Zukunft vergönnt war, seufzend: „Ach, er wird nun sein ganzes Leben lang immer um einen Tag zu spät kommen!“ Und wie wahr hat sich dieses prophetische Wort bewährt! Wenn sich mir irgend das Glück geneigt zeigte und ich haschte danach, war es stets Tags vorher abgeblüht; wann ich ankam, war Tags vorher die Messe gewesen, und Andere zogen reich beladen heim, während ich stets leer ausging.

Die erste lebhafteste Erinnerung meiner Seele ist eine furchtbare, entsetzliche.

Mein Vater war ein sehr mäßiger Mann. Er trank nur ein wohlschmeckendes Bier und Wasser, Wein sehr selten und eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten ein einziges Glas; Brandwein kam niemals in unser Haus. Er bezeichnete die gebrannten Wasser als das süße Gift, das Millionen elend mache und zu früh in das Grab stürze, und sprach schon damals dieselben Ansichten und Grundsätze in Bezug auf das gefährliche Getränk aus, zu welchen sich die meisten

Ärzte unserer Tage ebenfalls bekennen. Aber in den von Fabrikarbeitern bewohnten Nachbarshäusern wurde zum Frühstück stets Brandwein getrunken, und „den Brandwein trinken“ war sogar allgemein gebräuchlicher Ausdruck für frühstücken, während die Meisten dieses Wort gar nicht kannten. Die Kinder erhielten dann stets einige Tropfen Brandwein auf ein Stück Brod geträufelt, ein abscheulicher Gebrauch, der sich fort und fort unter der Arbeiterklasse erhält und die Kinder recht systematisch zu Schnapstrinkern erzieht, von denen viele endlich zu Säufern werden und elend untergehen. Aus derselben scheuslichen Quelle entsprang das grenzenlose Unglück und der frühzeitige Tod des genialen Dichters Grabbe. Man hatte auch mir hier und da in den Nachbarshäusern — natürlich ohne Vorwissen meines Vaters — einige Tropfen von der verfluchten Aganippe auf Brod gegeben und dadurch in mir den glühenden Wunsch erzeugt, mich einmal satt Schnaps trinken zu dürfen. Ich lechzte nach dem flüssigen Feuer, aber mehrere Versuche, meine zügellose Begierde zu befriedigen, schlugen fehl. Endlich zeigte sich mir eine günstige Gelegenheit, und ich versäumte nicht, sie bestens zu benutzen.

Es ist bekannt, daß der eben so alte als untüchtige Herzog von Braunschweig das preussisch-sächsische Heer im Herbst 1806 in Thüringen zusammenzog und unthätig liegen ließ, bis er sich von dem aus Süddeutschland rasch vordringenden Napoleon förmlich überfallen sah, und daß das Unglück Preussens, das mit den Schlachten bei Jena und Auerstädt begann, Folge dieses unbegreiflichen Fehlers war. Auch mein Geburtsort lag voll Preußen. Wir hatten einen Offizier im Quartier, im nächsten Nachbarshause lag ein Flügelhornist. Ich besuchte dieses Haus oft. Eines Morgens trat ich in die Stube; der Soldat saß am Tische und polirte sein Horn mit großem Eifer. Außer ihm war nur noch der einzige Sohn vom Hause, ein drei- und zwanzigjähriger junger Mensch, in der Stube. Dieser stand aber an einem der Schiebefenster und sah auf die Straße hinaus. Er hatte sich mit beiden Armen auf das Fensterbret aufgelegt. Ich stieg auf die an den Fenstern hinlaufende Werkbank und ging bis an den Nachbarssohn heran. Da gewahrte ich durch den dreieckigen kleinen Raum, den sein Arm mit dem vorwärtsgebogenen Körper bildete, eins jener eigenthümlichen knospigen Schnapsbullchen, in welchen man in allen Häusern den Schnaps aus dem Krämerladen kaufte, in demselben Fenster stehen und, was das Er-

freulichste für mich war, das lockende Fläschchen war gefüllt. Nun hatte ich in solchen Bullchen nie etwas Anderes als Brandwein gesehen; es war auch gar nicht Gebrauch, eine andere Flüssigkeit darin aufzubewahren. Ich griff also mit der größten Vorsicht unter dem Arme des Nachbarsohnes durch, zog ebenso das Fläschchen hervor, entstöpfelte es und setzte es, im Rücken des Nachbarsohnes und selbst den Rücken dem Hornisten zugekehrt, an den Mund. In demselben Augenblick wendet sich der Nachbar um und erschrickt so heftig, daß er sich — zu meinem Glück — gar nicht Zeit nimmt, mir die Bulle zu entreißen, sondern er schlägt sie mir im Nu vom Munde weg aus der Hand. Eine dampfende Flüssigkeit entsprubelt ihr, mein Kittel brennt, ich stürze furchtbar schreiend zu Boden, der Nachbar und der Hornist ergreifen mich, schier nicht minder schreiend, als ich selbst, wenden mein Gesicht dem Boden zu, reißen mir den Mund auf, fahren mit einem Zipfel des Kittels hinein und bringen Fegen von Haut und Fleisch heraus. In dem Fläschchen war nämlich concentrirte Schwefelsäure, die bekanntlich die meisten Metalle blank frist, und die der Soldat zum Poliren seines Horns benutzte hatte. Um kein Unglück damit anzurichten, hatte er sie vom Tische in die Fensterecke gestellt, und gerade dort wäre sie um ein ganz kleines mein früher und schlimmer Tod geworden.

Auf das sich immer verstärkende Entsetzensgeschrei stürzten nicht nur alle Hausbewohner, sondern auch auf der Straße Vorübergehende und Nachbarn in die Stube, die schnell mit Menschen angefüllt war. Auch meine Eltern eilten herzu. Obgleich ich erst drei und ein halb Jahr alt war und seitdem fast vierzig Jahre vergangen sind, steht mir die Scene doch noch lebhaft vor der Seele. Noch höre ich die Mutter verzweiflungsvoll schreien, noch sehe ich den Vater in seinem weißkattunen Negligée-Jäckchen, in kurzen schwarzen Sammethosen, langen weißbaumwollenen Strümpfen und grünen Saffianpantoffeln, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, die Kniee schlotternd vor Schrecken und kaum fähig eine Anordnung zu treffen. Man mußte natürlich allgemein annehmen, daß ich wirklich schon Schwefelsäure getrunken habe. Es wurden mir also die dampfenden Kleider abgerissen, und weil ich wie sinnlos mit Armen und Beinen um mich schlug, wurde ich an diesen Gliedern mit Tüchern und Stricken auf den Tisch gebunden. Unterdessen trugen alle Nachbarsfrauen behend große Töpfe voll Milch herbei;

denn mein Vater hatte das einzige Wort „Milk!“ gesprochen. Meine Mutter hatte selbst nicht unbedeutende Viehzucht. Ehe ein Paar Augenblicke vergingen, war ich mit Milk überschwemmt; man goß sie in mich und auf mich; ich konnte nicht schnell genug schlucken und bald war ich so überfüllt, daß ich sie wieder von mir gab. Es wurde neue eingefüllt, und das ging so fort, so daß ich fast noch an der Milk gestorben wäre. Ich schrie in einem fort, was ich konnte, und man ließ mich endlich in Ruhe. Ich schlief aus Ermattung ein. Mund, Hände und Füße waren theilweise verbrannt und schwellen schrecklich auf; die verbrannten Stellen gingen in Eiterung über und heilten dann, aber ich brachte lange Wochen auf dem Krankenlager zu; die Narben an der Unterlippe, auf den Händen und Füßen blieben mir, und ich trage sie bis ins Grab als Denkmale meines ersten Versuchs, einen Schluck Brandwein zu nehmen. In Schlund und Magen war schwerlich etwas von der gräßlichen Flüssigkeit gekommen, sonst möchte mich alle Milk nicht von einem qualvollen Tode gerettet haben. Wenigstens sah ich in der letzten Octoberwoche 1813 zwei Franzosen im Hause eines Fabrikarbeiters, welcher Schwefelsäure zu seinem Geschäft brauchte, todt neben den steinernen Flaschen liegen, worin die Flüssigkeit aufbewahrt wurde. Sie hatten sie auch für Brandwein gehalten, als sie in das von den Bewohnern verlassene Haus eingebrochen waren. Sie hatten beide zugleich aus zwei Flaschen getrunken. —

Müs-All stand der Mutter in meiner Krankenpflege getreulich bei; sie wich Tag und Nacht nicht von mir und suchte mir die Schmerzen zu versüßen so gut sie konnte. Damals ging mir zuerst der Sinn auf für die wunderbaren Geschichten, die sie erzählte. Sie warf in meine Phantasie den zündenden Funken, und von Stund an bevölkerte sie sich mit den grotesken Gestalten der Sage und des Märchens.

Von jener verhängnißvollen Periode begannen nun auch meine regelmäßigen Wallfahrten nach ihrer Hütte. Meine Seele war voll unersättlichen Dursts nach Poesie, und je mehr man mir gab, desto mehr verlangte ich. Zu Hause sagte mir die Mutter Gellert's Fabeln vor, und Müs-All ließ die Waldfeien, Zwerge, Schlüsseljungfrauen, gespenstigen Mönche, Heren und Teufelspuk vor meinen erstaunten Blicken aufmarschiren und zeigte mir die unermessliche Fülle unterirdischer Schätze. Gewiß zwei sehr verschiedene poetische Elemente, gewissermaßen Extreme, und doch beide Poesie. Inzwischen

fühlte ich mich schon damals mehr zu Müs-All's Poesie hingezogen als zu der Gellert's, und diese vorherrschende Neigung ist mir bis jetzt geblieben.

Außer dem Schatz ihrer köstlichen Geschichten besaß aber Müs-All noch einen zweiten, dessen Herrlichkeit mich nicht minder stark anzog. Auf dem Kandelbret in ihrer Stube lag und stand allerlei Kram, einige zinnerne Teller, Kaffee- und Milchkanne, Schüssel und Salzfläschchen von demselben Stoff, einige Leuchter, eine Lampe, Spindeln und Spulen, ein Paar steinerne Krüge mit blanken Beschlägen, ein Gesang-, ein Gebetbuch, ein Katechismus und endlich — die Bibel! Das war der Schatz, der mir über Alles ging, zu dem es mich Tag und Nacht hinzog. Es war dies nämlich die große Ernestinische Bibel in Folio, jenes Prachtbilderwerk, welches Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha als junger Fürst hatte herstellen lassen. Diese Bibel beginnt mit den in Kupfer gestochenen Bildnissen der sächsischen Fürsten aus dem Hause Wettin bis auf Herzog Ernst und seine Brüder, Kunstblätter, die dem deutschen Grabstichel im siebenzehnten Jahrhundert alle Ehre machen. Der Bibeltext selbst enthält eine Menge trefflicher Illustrationen in Holzschnitt, die man heute kaum besser machen würde. Das Ganze ist ein theueres und köstliches Werk. — Ueber den Genuß, die große Bibel durchblättern und die Bilder anstaunen zu dürfen, ging mir nichts. Ich konnte mich halbe Tage damit beschäftigen, ohne ein körperliches Bedürfniß zu fühlen. — Nach einiger Zeit genügte mir aber das bloße Anschauen nicht mehr; ich wollte nun auch wissen, was die Bilder zu bedeuten hätten. Nun mußte Frau Müs-All auch den Commentator machen. Und sie war nicht nur eine fleißige und aufmerksame Bibelleserin; sie war auch in der Geschichte ihres Vaterlandes nicht unbewandert. Da erfuhr ich denn zuerst die interessanten Geschichten von Salomons Urtheil, vom kleinen David und großen Goliath, von der Esther und der Judith. Welch ein Genuß! D und erst die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und der drei Könige aus dem Morgenland und dann der zwölfjährige Jesus im Tempel! Welch unaussprechliches Entzücken! Nie habe ich in meinem spätern Leben größere Wonnen empfunden. Aber auch welch ein Schmerz für mich, als ich zuerst den Tod Jesu umständlich erzählen hörte! Ich habe mehrere Stunden im krampfhaften Schluchzen zugebracht und Ströme von Thränen geweint. Es war mir, als müßte ich mich todt weinen. Erst als

ich mich ausgeweint hatte, war ich für den Jubel über die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn empfänglich. — Die rührend einfachen Erzählungen der Evangelisten vom Leben Jesu sind die köstlichste Geistesnahrung für reine Kindergemüther; sie erfüllen unsere jungen Seelen mit heiligen Schauern; sie begleiten uns eine Zeit lang wie süß lächelnde Engelsgesichter, behüten unsere Pfade und machen uns gut und fromm. Könnten wir uns den kindlichen Sinn rein und ungetrübt erhalten, diese Engelköpfe würden uns umschweben bis ans Ende unserer Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine russische Geschichte.) Die Geschichte Mazepas ist allgemein bekannt, wenig dagegen die interessantere Bogdans. Bogdan war ein geachteter, vielleicht über seinen Stand geschätzter kleiner Grundbesitzer. In Folge eines Mißverständnisses mit seinem Lehns Herrn wurde ihm sein Besitz entzogen, er selbst wie ein Leibeigener geknüttet und seine Frau und Tochter starben im Wahnsinn, nachdem sie jede Noth erduldet hatten. Da wurde aus Bogdan ein ganz anderer Mensch; früher war er ruhig, verständig, edelmüthig gewesen, sein Haus und sein Beutel hatten jedem Bedürftigen offen gestanden; mit einem Male aber trat eine schauerliche Veränderung mit ihm ein; er vergoß keine Thräne; kein Seufzer entquoll seiner Brust, aber sein kaltes, ruhiges, funkelndes Auge weckte in jedem, der ihn ansah, Entsetzen und Grauen. Er entfloh und stellte sich an die Spitze einer Anzahl seiner Landsleute, die reis zur Empörung waren. Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt und ehe einige Monate vergingen, war die ganze Umgegend zum Aufstande gebracht, so daß er an der Spitze einer bedeutenden Anzahl von Reitern stand. Nun erst begann seine Rache; Schlösser wurden erstürmt, Fürsten und Adelige in ihrem größten Puge auf ihren Mauern gehangen, nachdem sie hatten Zeugen der barbarischen Mißhandlungen sein müssen, welche ihre Frauen und Töchter von der wüthenden Schaar erlitten. Bogdan weidete sich in wahnsinniger Gier an den Martern seiner Opfer, denn die gräßlichsten Ausstritte mußten in seiner Gegenwart und unter seiner Leitung geschehen. Dennoch aber verließ er in der Stille der Nacht, dicht in seinen Mantel gehüllt, sein Lager, wanderte fort, gefolgt in der Entfernung von einigen treuen Anhängern, die ihn freilich nie zu stören wagen durften, und kehrte erst mit Tagesanbruche zurück. Man hörte keinen andern Ton von ihm als von Zeit zu Zeit einen halbunterdrückten Seufzer. Welche Gedanken beschäftigten ihn in dieser stillen Einsamkeit? Gedachte er der Vergangenheit, der Entehrung seiner Heimath und der Ermordung seiner lieblichen Tochter? Oder fühlte er

in der Einsamkeit eine Regung des Mitleides mit seinen meist unschuldigen Opfern? Niemand hat es je erfahren; seine Gefühle blieben jedem menschlichen Auge unerforschlich und der Morgen sah ihn stets wieder ruhig, kalt, grausam und erbarmungslos wie immer. . . Er erreichte dabei ein hohes Alter; die Kugeln und Schwerter schienen ihm kein Leid thun zu können, und als er starb, war er zu einem Gerippe abgezehrt, so gewaltig hatte der Gram an diesem eisenfesten Manne genagt.

(Ein Reiseabenteuer.) Französische Blätter erzählen das nachstehende seltsame Abenteuer und wir überlassen ihnen die Verantwortlichkeit dafür. In dem Postwagen, der von Marseille nach Toulon fährt, hörte in der Nacht ein Reisender im Coupé ängstliche Klageklänge im Innern des Wagens. Sie verriethen eine weibliche Stimme und der Reisende machte den Conducteur aufmerksam, welcher den Wagen sofort anhalten ließ. Man fragte das Mädchen, welches unaufhörlich klagte und weinte und sie antwortete, daß sie am ganzen Körper heftige Schmerzen fühle, als würde sie mit Nadeln gestochen oder mit einem feinen Messer geschnitten. Das Geheimniß war durch diese Antwort nicht gelöst und man forderte also die Leidende so discret als möglich auf, sich einer Untersuchung zu unterwerfen; sie wies indes dieselbe hartnäckig zurück.

Wie staunte man aber, als noch während dieser Verhandlungen ein dicker Herr, der bis dahin in seiner Ecke geschlafen hatte, ebenfalls schmerzlich aufzuschreien anfing und nach seinen Waden griff, in denen er, wie er sagte, heftige Stiche fühlte. Da dieser Herr nicht dieselben Gründe hatte, wie seine schöne Nachbarin, einer Besichtigung des leidenden Theiles seines Körpers sich zu entziehen, so nahm man dieselbe sofort vor und fand — sechs große Blutegel an seiner Wade. Woher kamen diese lästigen Gäste? Ganz einfach aus einem schlechtverschlossenen Glase, in dem sie ein unvorsichtiger Reisender mit auf's Land nehmen wollte. . . Das unglückliche Mädchen mußte in das erste beste Haus an der Straße gebracht werden und konnte ihre Reise nicht fortsetzen.

(Gymnastische Uebungen in Persien.) Die Perser sind, wie vielleicht wenige unserer Leser wissen, die ausgezeichnetsten Turner, Ringer und Springer, während sie gar nicht tanzen. Es besteht in ganz Persien eine Gesellschaft der Pathewans, an deren Spitze in jeder Stadt die angesehensten Personen stehen und die ganz ähnlich wie unsere Turnvereine eingerichtet sind. Sie üben sich regelmäßig im Ringen und Springen und die Pathewans einer Stadt ziehen bisweilen zum Besuche in eine andere, um mit ihren Freunden dort zu wetteifern, wie man bei uns Turnfahrten veranstaltet. Bei diesen gymnastischen Uebungen fehlt nie Musik und wir erwähnen die ganze Sache nur, um unsere Componisten auf eine Art musikalischen Instrumentes aufmerksam zu machen, dessen man sich dort bedient. Wenn es durch einen, vielleicht durch

Meyerbeer, bei einer neuen Oper zur Anwendung gebracht würde, machte es sicherlich außerordentlichen Effect. Man denke sich nämlich einen Mann von riesenhaftem Bau, der ganz in Hirschleder gekleidet ist. Dieser Musiker einer neuen Art hält in der Hand einen Bogen, wie ihn vielleicht nur Nimrod vor ihm führte und dessen Sehne aus einer eisernen Kette besteht, an welcher eine große Menge Ringe und Metallscheiben aufgereiht sind. Sowohl wenn er den Bogen spannt, als auch und hauptsächlich wenn er die Sehne abschneiden läßt, giebt es ein metallisches Getöse, das jedes andere Geräusch, selbst das stärkste Orchester, überschallt. Die einzige Schwierigkeit dürfte die Unmöglichkeit sein, bei uns einen Riesen zu finden, der die Kraft besitzt, einen solchen musikalischen Bogen ausdauernd zu handhaben.

(Tob aus Liebe.) Vor etwa sieben Jahren besuchte ein Lieutenant, ein junger schöner Mann, häufig das Haus einer Cousine in . . . , die an einen Kammerherrn verheirathet war. Diese häufigen Besuche und einige andere erschwerende Umstände erregten die Eifersucht des Mannes und er theilte seine Besorgniß einer Verwandten seiner Frau mit. Diese nahm den Lieutenant ins Gebet und sagte ihm: „wenn Sie die Residenz nicht verlassen, so ist Ihre Cousine verloren; bringen Sie ihrem Glück dieses Opfer, wenn Sie die Arme wirklich lieben.“ Das Opfer war wirklich sehr groß, der Lieutenant hatte aber den Muth es zu bringen. Er nahm und erhielt seinen Abschied, verließ die Stadt und man hörte sieben Jahre lang gar nichts von ihm. Man hielt ihn für todt und vergaß ihn. Vor einigen Tagen endlich waren mehrere Personen an einem öffentlichen Orte jener Residenz versammelt, als plötzlich ein Herr erschien. Mehrere der Gäste standen verwundert auf, denn sie hatten ihn erkannt. Selbst der Kammerherr, der auch mit da war, eilte freundlich auf den Reisenden zu. Nur eine Person in der Gesellschaft blieb fast unbeweglich auf dem Stuhle sitzen; sie war zwar etwas blaß geworden, sah aber mit ruhigem Auge auf, reichte dem Un erwarteten die Hand und sagte: „Willkommen, Cousin! Sie sind es also wirklich?“ Sonst schien sie sich um ihn weiter gar nicht zu bekümmern. Einige tabelten sie im Stillen gar über diese kalte Gleichgiltigkeit. Der Kammerherr aber dachte vergnügt bei sich: „meine Frau hat doch diesen jungen Mann nicht geliebt: ich bin in meiner Besorgniß zu weit gegangen.“ Den andern Morgen aber, als er in das Zimmer seiner Frau kam, fand er da — nicht etwa den gefürchteten Nebenbuhler, nein, eine Leiche. Seine Frau war in der Nacht gestorben, vielleicht weil sie sich zu große Gewalt angethan hatte, um ihre Gefühle bei dem Anblicke des betrauernden Geliebten niederzuhalten. Der merkwürdige Vorfall macht in der Stadt allgemal meines Aufsehen.

Generalcorrespondenz.

In Paris macht in diesem Augenblicke die Verhaftung des jungen Fürsten de Berghes großes Aufsehen, der falsche Marken des Pariser Jockey-Clubs (à 100 Fres.) ausgegeben hat. Das wäre nun an sich nichts Merkwürdiges, denn es hat zu allen Zeiten auch vornehme Betrüger gegeben; sehr lehrreich aber für unsere Zeit wird der Vorfall wegen der Erziehung, welche der junge Fürst erhalten hat. Er besuchte nie eine öffentliche Schule oder Universität, kurz er erhielt keine Erziehung wie alle andern jungen Männer von Stande. Seine Aeltern wollten, natürlich in der besten Absicht, einen frommen Mann aus ihm machen. Die Folge davon war, daß er vor seinen Aeltern zitterte wie vor seinem Hofmeister, den er noch immer hat. So ließ er sich auch vor elf Monaten verheirathen und trotz seinem unermesslichen Vermögen hatte er kein Geld und konnte nicht über die geringste Summe verfügen, ohne dem Abbé, seinem Lehrer, Rechnung abzulegen. Er hörte kaum etwas anderes als Gebete und Gespräche über religiöse Gegenstände, er durfte kein anderes Buch zur Hand nehmen, als Gebetbücher. Nie war er bis zu seiner Heirath im Theater gewesen, denn man stellte dies ihm als die Hölle auf Erden vor; vor dem Tanze fürchtete er sich wie vor einer Todssünde. Sobald er einige Freiheit erhielt, eilte er in der letzten Zeit in das Theater und die Tänzerinnen reizten ihn besonders. Um einer Tänzerin Geld geben zu können, ohne seinem Abbé davon etwas sagen zu müssen, ließ er sich die falschen Marken des Jockey-Clubs machen. Wie sich aus den Verhandlungen ergeben, scheint er nicht einmal einzusehen, daß er ein Vergehen begangen hat und als man ihn darüber aufklärte, fragte er ganz naiv, wie lange die Strafe dauern würde, die ihn trafe, und ob er dann nach wie vor in den Gesellschaften erscheinen könne. — Der unglückliche junge Fürst ist, wie man sieht, ein abschreckendes Beispiel einer irreführten Erziehung. —

In voriger Woche lockte der Anblick eines neuen Gespannes in Brüssel eine große Anzahl Neugieriger an, nämlich ein kleiner niedriger Wagen mit zwei Rädern, bespannt mit achtzehn kleinen schottischen Hunden (Spitzen). Bald darauf erschien eine prächtige Equipage, aus welcher vier Engländer stiegen. Einer derselben nahm gravitatisch Platz in dem kleinen Wagen, sah nach seiner Uhr, stellte sie nach denen seiner Begleiter und trieb mit einer Peitsche seine Hunde an. Die ganze vornehme Herrenwelt in Brüssel folgte ihm zu Pferde, denn es handelte sich um eine Wette. Der Engländer sollte in 35 Minuten um die Boulevards herumfahren; bereits nach 33 war er an der Stelle zurück, von der er abgefahren war. Hier ließ er dann, ohne sich im Mindesten um die Glückwünsche seiner Freunde und den Jubel der Menge zu kümmern, in seinem Beisein seine achtzehn Hunde abspannen, jeden sorgsam in eine wollene Decke einschlagen und in seinen Wagen legen. Ein Bedienter mußte zu den Hunden in den Wagen steigen und der

Lord kehrte zu Fuße in seine Wohnung zurück. — Die Wette soll sehr bedeutend gewesen sein. —

Dass es einen Kaiser von Brasilien giebt, wissen die Schulkinder; es giebt aber auch einen König von Brasilien, und er ist allgemein gehasst und gefürchtet. Man nennt in Brasilien so nämlich die Ameisen, die bekanntlich so große Verheerungen anrichten und trotz allen Verfolgungen nicht auszurotten sind. Es ist nichts Seltenes, daß sie ein ganzes Haus zum Einsturz bringen. . . Wenn sie ihre Verwüstungen in einer Kirche oder einem Kloster in Brasilien versuchen, so werden sie heute noch regelmäßig — in den Bann gethan, was freilich auch nichts hilft. —

Bei einer Auktion in London wurde kürzlich ein Autograph Shakespeares (seine Namensunterschrift) mit 125 Thln. bezahlt, während ein Briefchen der Königin Elisabeth mit 40 Thln. verkauft wurde. —

Die Ehe der Gräfin Dasch (eigentlich heißt die Dame Viscomtesse de Saint-Mars) mit dem jungen Fürsten Stourdza, von welcher wir vor Kurzem sprachen, ging nach den Plünderungen wieder zu Ende, da sie von dem Metropolitan der Moldau für ungültig erklärt wurde. Die Gräfin ist übrigens eine Bierzigerin und der Fürst zählt etwa 24 Jahre. —

Man erzählt einen hübschen Fall von bestrafter Erbschleichelei. Ein Friseur in L. hatte einen sehr reichen Onkel und that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Liebe des alten Mannes und dessen Vermögen zu erhalten. Er schrieb dem Alten sogar zu diesem Zwecke ein Testament, damit es der Herr Oheim nur abzuschreiben brauche. Endlich starb der Onkel und die Familie versammelte sich, um das Testament verlesen zu hören. . . Es war richtig, — der Friseur erhielt das ganze Vermögen. Seine Freude sollte aber nicht lange dauern, denn das Testament — war nicht unterschrieben. Der alte Onkel hatte das, welches ihm der Nefle gebracht, richtig abgeschrieben, aber die Unterschrift weggelassen, so daß der Erbschleicher beschneiden mit den andern Verwandten theilen muß. —

Die Amerikaner wollen einen elektrischen Telegraphen von New-York aus bis nach England legen, so daß man also eine Nachricht aus einem Welttheile nach dem andern in einer Stunde befördern könnte. Die Metalldrähte würden in einer Metallhülse im Meere liegen und die Einrichtungskosten sollen sich nicht über eine Million Dollars betragen. Jedenfalls ist dieser Plan ein solcher, den nur Amerikaner entwerfen können. —

Die Ferdinandskapelle, welche an der Stelle errichtet worden ist, an welcher der Herzog von Orleans den Tod fand, ist jetzt ganz vollendet. Auf dem Grabmale sieht man die liegende Gestalt des verunglückten Fürsten und neben ihm steht ein Engel, der ihm mit seinen beiden Händen den Kopf hält. Diese liebliche Gruppe ist der letzte Entwurf der Herzogin Marie, der Schwester des Herzogs, die bekanntlich als Bildhauerin sich ausgezeichnete und ebenfalls bereits gestorben ist. In einem

neben der Kapelle befindlichen Zimmer stehen zwei kostbare Uhren, die immer eine und dieselbe Minute zeigen sollen, die Zeit des Sturzes und des Todes des Prinzen. —

Die Engländer haben den Kaiser von China zu bewegen gewußt, Zugeständnisse zu machen, gegen welche er sich bisher immer gleich seinen Vorfahren hartnäckig gestraubt hat; er hat nämlich erlauben müssen, daß das Opium in sein Reich eingeführt und das Christenthum daselbst gelehrt werde. —

Die Sucht, Denkmäler zu errichten, hat noch immer nicht abgenommen; in Köln verlangt Jemand sogar, daß die Stadt vier Denkmäler auf einmal aufstelle. . . In Bordeaux sollen die Statuen Montaignes und Montesquieus aufgestellt werden und der König von Holland läßt dem Descartes (Cartesius), dem man auch in seiner Vaterstadt ein Monument errichten will, ein Denkmal setzen. — In der kleinen Kirche zu Ruell soll eine Marmorstatue der Königin Hortense aufgestellt werden, die da neben der Kaiserin Josephine schläft. —

Die Zeitungen haben erzählt, daß in Mexico (der Stadt und einem großen Theile des Landes) heftige Erdbeben in der letzten Zeit stattgefunden hätten, sie verschwiegen aber, auf welche Weise denselben Einhalt gethan wurde. Die Regierung fand nach langem Nachdenken endlich das rechte Mittel, indem sie die heil. Jungfrau de los Remedios, deren Kapelle sich vier Stunden von der Stadt Mexico befindet, einladen ließ, in die Hauptstadt zu kommen. Das Gesuch wurde gewährt und das Bild der Madonna von der Geistlichkeit mit dem größten Pomp und von der ganzen Bevölkerung knieend und unter lautem Gebete um Hilfe empfangen. Seit die Hauptstadt sich so unter den Schutz der Himmelskönigin gestellt hat, haben die Erderschütterungen sich nicht wiederholt. —

Ein recht schlagendes Beispiel von der Veränderlichkeit der Ansichten der Kunstfreunde von berühmten Gemälden ist ein Bild „die Jungfrau, das Jesuskind und der kleine Johannes“, das Raphael zugeschrieben wird und vor etwa zehn Jahren von einem Engländer mit 15,000 Thalern bezahlt wurde. In einer Auktion in London wurde es in voriger Woche für 1200 Thlr. erkauft. —

Die vornehmen jungen Herren in Madrid, namentlich die jungen Secretaire der auswärtigen Gesandten, haben sich eine eigenthümliche neue Unterhaltung geschaffen, die schwerlich in den großen Städten des Nordens Nachahmung finden wird. Sie veranstalten nämlich seit einiger Zeit, wie sie bei uns vielleicht auf einem Liebhabertheater austräten, Stiergesechte zu ihrem Privatvergnügen, bei denen sie den Kampf mit den wüthenden Thieren keineswegs den Matadoren von Profession überlassen, sondern selbst auf dem Kampfplatze erscheinen. Es ist dies jetzt das fashionabelste Vergnügen in Madrid und der junge Herr, welcher einen Stier in der Arena erlegt, ist stolzer, als wenn er einen Orden erhalten hätte. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 29.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde, enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

M ü s : A I I.

Ein Bild aus meiner Jugend.

Von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Aber auch vom großen Reformationswerk wurden mir genügende Eröffnungen gemacht (die Bilder der Reformatoren befinden sich ebenfalls in der Ernestinischen Bibel) und von den hochherzigen Fürsten, die es so hochherzig unterstützten hatten, und mit den Bildern prägten sich die Geschichten in meine Seele, und beide waren so innig mit einander verwachsen, daß sie sich nie wieder getrennt haben. Wenn man die Kinder Geschichte durch Bilder lehrte, würde man weit erfreulichere Resultate erstreben. — Was Müs-Al begannen, setzte meine Mutter fort, und beide waren mit gleichem Eifer, ja ich darf behaupten, mit gleicher Liebe für meinen ersten Unterricht thätig. Spielend lernte ich lesen, lange vorher, eh' ich zur Schule geführt wurde; wie ich es gelernt, weiß ich selbst nicht mehr.

Von keinem der Männer, welche ich in der Bibel abgebildet fand, erzählte Müs-Al lieber und mit größerer Ehrfurcht als vom Herzog Ernst dem Frommen, diesem unsterblichen Beglückter seines Volkes. Ihr Mund floss oft von hohen Lobpreisungen seiner Tugend und Frömmigkeit über; ja sie weihte dem Andenken dieses Fürsten ein Art abgöttischer Verehrung und stellte ihn den Aposteln und Reformatoren gleich. Aber auch

die Verdienste der übrigen Sachsenfürsten erhob sie hoch und schilderte mir alle als Wohlthäter der Menschheit. Meine Mutter bestätigte Müs-Al's Aussprüche in Bezug auf die Fürsten; denn auch sie war von jener tiefen Ehrfurcht vor den gekrönten Häuptern erfüllt, welche sonst einen so rührenden Zug im Volkscharakter ausmachte. Sie erzählte mir viel von den Nachkommen des frommen Ernst, der im Volksmund nur den Namen „Bet-Ernst“ führte, wahrscheinlich weil er in seiner Bibel auf den Knien liegend und die Hände zum Gebet gefaltet, abgebildet ist; vorzüglich aber strömte ihr Mund vom Lobe des Herzogs Ernst II. von Gotha und Altenburg über, den sie persönlich gekannt, dem sie einst eine Bittschrift für ihren Vater überreicht und von dessen trefflichen Charakterzügen ihr eine Menge bekannt waren. Durch dies Alles und besonders durch den Umstand, daß ich die Bilder der Fürsten zuerst in der Bibel sah, daß ich ihre Geschichte zuerst mit der Geschichte des Heilands und seiner Jünger, der biblischen Helden und der Reformatoren zusammenhörte, bildete sich mir eine schwärmerische, schier religiöse Verehrung vor den Fürsten meines kleinen Vaterlandes in der Seele aus, die mich bis in das Mannsalter begleitet hat. Christus, die Apostel, die Reformatoren, König David und der Herzog von Gotha standen meiner Gemüthsanschauung auf einer Linie, und da die Ersteren nicht mehr lebten, der Herzog aber auf Schloß Friedenstein Hof hielt, so war er mein Abgott. Als ich später den Herzog August zuerst sah,

zitterte ich vor unaussprechlicher Hochachtung und Ehrerbietung, und ich wäre fast auf der Straße in die Knie gesunken, um ihn anzubeten. Er gemahnte mich wie ein Heiliger mit der Glorie um das Haupt. Schwerlich hat es jemals viele Kinder mit einer solchen Fülle von hehrer Liebe und ehrfurchtsvoller Scheu, mit solch hingebender Verehrung des Landesfürsten in der Seele, gegeben, wie ich war. Der Herzog galt mir als der edelste, tugendhafteste, erhabenste Mensch, der Beglückter seines Volks, der Vater der Wittwen und Waisen, der großmüthige Beförderer jedes Talents, kurz als der Besizer aller Tugenden und Vollkommenheiten und aller menschlichen Schwächen frei. Großer Gott, wie viel hat geschehen müssen, um mir diesen schönen Wahn zu entreißen! Wie fürchterlich sind diese kindlich schwärmerischen Gefühle in meiner Brust verhöhnt worden! Ich glaube nicht mehr an die Göttlichkeit gefürsteter Häupter. Meine bösen Erfahrungen gehören aber in meine Lebensgeschichte.

Mus.-M's Unterricht und ihre Bilderbibel habe ich später in einem Gedicht zu feiern versucht, das ich hier mitzutheilen mir nicht versagen kann.

Die Ernestinische Bibel.

O Bibel, schön gebunden,
Voll prächt'ger Silberzier,
Viel wonnereiche Stunden
Dankt meine Jugend dir!

Früh hegt' ich schon Begierde
Nach Schrift und Bilderschmuck
Und such' nach seiner Bierde
In manchem alten Druck. —

Vom Elternhaus zehn Schritte
Ein Mütterchen bewohnt
Gar eine kleine Hütte,
Vom Lode lang verschont.

Der Boden ist geschauert,
Hell leuchten Deck' und Wand,
Und jeder Tag erneuert
Den blütenweißen Sand.

Der Tisch vom Ahornbaume
Ist immer blink' und blank.
Rings läuft im kleinen Raume
Die reingewaschne Bank.

Der hohe Ofen mit der
Hochzeit von Kana vorn,
Zur Seite gar ein Ritter
Mit Schild und Schwert und Sporn.

Die ruhde Fensterscheibe
Gefast in Blei und Holz.
Am Ofen bei dem Weibe
Der Kater schlank und stolz.

Doch auf dem Kandelbrette
Hoch hat der größte Schatz
Sein schmucklos Ruhebette
Und seinen Ehrenplatz.

Schön war verziert mit Spangen
Das große heil'ge Buch,
Nach dem ich stets Verlangen
In meiner Seele trug.

Und wenn ich brav gewesen,
Durfst' ich zur Alten gehn,
Durfst' in der Bibel lesen
Und ihre Bilder sehn.

Von der Begeist'ung Hauche
Strahlt meine Wange Glut,
Wenn mein entzücktes Auge
Auf diesen Bildern ruht.

Gehüllt in Prachtgewänder,
Zum Manne rasch gereift,
Bin ich des Ostens Länder
Auf flücht'gem Ros durchstreift.

In meiner Seele Wunder
Juckte ein Feuerstrahl,
Und alle heil'gen Wunder
Erlebt' ich noch einmal.

O welche Bonnesdauer
Hab' selig ich gespürt!
Ach, hätte ihre Dauer
Doch auch den Mann berührt!

Dann sprach die Alte milde:
„Dies Buch hat Gott gemacht;
Doch der auf diesem Bilde
Hat's ausgeschmückt mit Pracht.“

Er kniet hier auf dem Hügel,
Sein Herz zu Gott gewandt,
Bet- Ernst, ein Fürstenspiegel
Und Herr in unserm Land,

Gab seinem Volk den Segen
Und baut' den Friedenstein;
Nun zieht auf allen Wegen
Das Stück zu uns herein.“ —

Da ward von frommen Thränen
Mein Knabenauge naß;
Nun glüht' ein stilles Sehnen
In mir ohn' Unterlaß.

Und auf die Berge lief ich
Im späten Abendschein,
Und in die Ferne rief ich:
Heil dir, Schloß Friedenstein!

Und ließ den Ruf ertönen,
Nach Osten hingewandt:
Heil Ernst des Frommen Söhnen!
Heil meinem Vaterland!

Die künstlerische Ausschmückung der Ernestinischen Bibel hatte mein Interesse an der Malerkunst geweckt; aber diese lag leider in meinem Geburtsort damals gänzlich darnieder, so fabrikmäßig sie auch später dort betrieben worden ist. Weder in meinem elterlichen, noch in einem andern mir zugänglichen Hause gab es Gemälde, und so lenkten sich denn meine bildergierigen Augen auf einige Conterseis ehemaliger Pfarrer, die in ihrem Amtsornat in Del gemalt, dürftige Kniestücke, in der Kirche hingen. Ich betrachtete sie, so oft ich in die Kirche ging, und um so aufmerksamer, je älter ich wurde. Man hatte mir gesagt, daß die Tochter eines dieser geistlichen Herren die Mutter meines Vaters gewesen war. Er war also mein Urgroßvater gewesen und die Blutsverwandtschaft mit ihm steigerte natürlich meinen Antheil an seinem Portrait. Es zeigte ein düsteres abstoßendes Gesicht, zu dem ich keine Neigung verspürte. Am auffallendsten war mir aber, daß der Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, in der er ein Buch hielt, blauer gefärbt waren, als die übrige Hand. So oft ich meine Augen in der Kirche erhob, fielen sie auf die beiden blauen Finger, und je länger ich sie betrachtete, desto blauer wurden sie.

Der Pfarrer hatte Zeitschel geheißen, und in „Selbke's Kirchen- und Schulensaal des Herzogthums Gotha“, einem alten guten Buche, finde ich, daß Johannis Zeitschel aus Naumburg von 1716 bis 1742 Pfarrer in Ruhla war, nachdem er von 1713 bis 1716 Pfarrersubstitut in Nordhofen, einem zwei Stunden von Gotha gelegenen Dorfe, gewesen, und daß er 1742 zu seinen Vätern gegangen.

Ich hätte über die blauen Finger des Pfarrers Zeitschel noch Niemand befragt, sondern die Sache still mit mir herumgetragen, da hörte ich eines Abends, als Müs-M. bei uns war, seinen Namen nennen.

„Er war mein mütterlicher Großvater,“ sagte mein Vater, „und seine Frau, meine Großmutter, auch eine geborene Gotter aus demselben Stamm, wie die Frau Doctorin.“

„Haben Sie ihn noch gekannt, Herr Doctor?“ fragte Müs-M.

„Ja wohl! Ich war sieben Jahre alt als er starb, und ich erinnere mich seiner ganzen Gestalt noch gar wohl. Er ist nicht älter geworden als sieben- oder achtundfunzig Jahre.“

„Ja man hat allerlei von seinem frühen Tode gesprochen. Na, er war Ihr Großvater —“

„O ich kenne die bösen Geschichten gar wohl!“ fiel mein Vater der Alten ungewöhnlich ernst ins Wort. „Er mag allerdings nicht ganz von aller Schuld frei gewesen sein.“

„Sagen Sie mir nur, hatte er denn wirklich zwei blaue Finger an der rechten Hand?“

„O bewahre! Ich wenigstens weiß nichts davon. Gott mag wissen, warum die Finger auf dem Bilde blau geworden sind! Ich habe mir immer gedacht, der Maler sei von einem der vielen bitteren Feinde, die mein Großvater in der Gemeinde hatte, bestochen worden, die Farben zu den beiden Fingern so zu mischen, daß man zwar Anfangs von der Bläue nichts gesehen, die aber allmählig hervorgetreten und mit der Zeit immer auffallender geworden ist.“

Müs-M. schüttelte zu dieser Erklärung ungläubig den Kopf. „Meine Mutter hat mir oft erzählt,“ sagte sie endlich mit einer gewissen geheimnißvollen Scheu, „daß die beiden Vorderfinger an der rechten Hand des Herrn Pfarrers Zeitschel wirklich blau geworden wären — Sie werden wissen, warum, Herr Doctor! —“

„Ich weiß, ich weiß, Frau Nachbarin!“

„Und daß er deshalb stets einen Handschuh an dieser Hand getragen habe. Als er aber für die Kirche gemalt worden sei, habe ihn die Gemeinde, mit der er in so großem Hader gelebt, gerichtlich gezwungen, sich die bloße Hand mit den blauen Fingern malen zu lassen, zum ewigen Gedächtniß an seine schwere Missethat.“

Meine Mutter lachte. „Frau Hanne, glaubt doch nicht solche Abgeschmacktheiten! Wie kann denn ein Mensch von der Obrigkeit gezwungen werden, etwas abmalen zu lassen, was er vor Jedermann zu verbergen alle Ursache hat? Und dadurch hätte sich ja der Pfarrer Zeitschel vor aller Welt zu der argen Schuld bekannt, die man ihm doch, so viel mir bewußt ist, niemals hat beweisen können, sondern stets nur heimlich nachgesagt hat. Aus diesem letztern Grunde glaube ich auch nicht, was man mir in meiner Jugend über diese seltsamen blauen Finger erzählt hat. Man sagte mir nämlich, der böse Pfarrer habe sich die beiden Finger mit Absicht blau malen lassen, obgleich sich ihre Farbe in der Wirklichkeit nicht von der der andern Finger unterschieden hätte, und er habe dadurch eine stillschweigende Buße, ein stummes Bekenntniß angedeutet, weil er Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und zuletzt vergangen sei, wie ein Schatten. Durch die blaue Färbung der gemalten Finger habe er sich

eine Erleichterung seines qualvollen Zustandes verschaffen wollen; es sei ihm aber nicht gelungen. Sie müssen ja wissen, Herr Doctor, ob dieser Zustand wirklich so schlimm war, wie man versichert hat."

"Was wird nicht Alles geschwagt!" versetzte der Angeredete ärgerlich. "Ich weiß so wenig von der Unruhe und Verzweiflung meines Großvaters, wie von dessen blauen Fingern. — Daß man in Eurer Familie, Frau Nachbarin, dergleichen Gerüchten gern Glauben geschenkt hat, wundert mich freilich nicht. Ich kenne den Grund davon recht gut. Aber genug von diesen alten und ärgerlichen Geschichten!" Damit zündete er seinen Wachstock an und ging zu Bett.

Ich vermuthete, daß nun nähere Erörterungen über den für mich so äußerst interessanten Gegenstand zwischen Mús-Al und meiner Mutter stattfinden würden, und um nicht zu Bett geschickt zu werden, drückte ich mich in die weichen Kissen des Federkanapees und stellte mich fest schlafend, obgleich ich noch nie so munter und aufgeregt gewesen war, als in diesen Augenblicken. Ich glühete über und über und mein Verlangen, den Schleier eines Geheimnisses fallen zu sehen, das sich in seiner abenteuerlichen und unbestimmten Größe erst an diesem Abend vor den Augen meiner Phantasie aufgebaut hatte, war über alle Beschreibung heftig. Meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht, aber leider nicht zur Befriedigung, sondern zur Erhöhung meiner Qual.

"Wie seid Ihr denn mit der Person verwandt, Hanne?" fragte meine Mutter.

"Sie war meines väterlichen Großvaters ältere Schwester," versetzte die Alte, "und ich habe noch einen Wildemannshenkelthaler, den sie Sonntags am Halse getragen hat. Sie ist so hübsch gewesen, daß fremde Leute, die sie noch nicht gekannt, wenn sie ihnen auf der Gasse begegnet ist, stehen geblieben sind und ihr verwunderungsvoll nachgesehen haben."

"Der Pfarrer kann aber doch unschuldig gewesen sein."

"Ach, was unschuldig! Mein Großvater hat ja in Venedig die Geschichte aus ihrem eignen Munde gehört."

"Man hat aber sehr bezweifelt, daß Euer Großvater jemals in Venedig gewesen sei."

"Das muß ich besser wissen. Ich will Ihnen die Geschichte ausführlich erzählen." Bei diesen Worten hüpfte mir das Herz im Leibe und ich wagte kaum

zu athmen vor Begierde; denn die Erwähnung Venedigs hatte mich vollends in die größte Spannung versetzt. Ich hatte bereits von den Wundern der Wasserstadt gelesen und die Lagunen, die Kanäle, die Seufzerbrücke, der Rialto, die Bleidächer, der Dogenpalast u. s. w. schwirrten mir schon durch den Kopf, und meine phantastischen Vorstellungen von diesen Dingen gingen ins Ungeheuerliche. Das Wort Venedig in Verbindung mit dem Geheimniß der blauen Finger traf mich also wie ein elektrischer Schlag; denn hier hatte ich es am wenigsten vermuthet.

"Aber spricht leise, Frau Nachbarin," erinnerte meine Mutter, "der kleine Schelm dort möchte nicht schlafen, und die Geschichte paßt doch nicht für die Ohren eines Kindes." Das war ein Donnerschlag für mich, und als Mús-Al nun zu flüstern anfangte und ich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit doch nur dann und wann ein einzelnes Wort erschnappte, das meinen Heißhunger eher zu steigern als zu befriedigen geschickt war, da weinte ich zuletzt vor Verdruß. Ich erfuhr nichts über die Entstehung der blauen Finger meines Urgroßvaters, nichts über Mús-Al's Großvaterschwester, nichts über Venedig und also auch gar nichts über den unbegreiflichen Zusammenhang dieser drei Dinge. Meine Phantasie machte die tollsten Sprünge und raubte mir lange den Schlaf, und als sie ihm endlich doch Raum vergönnen mußte, verband sie sich mit ihm und zeigte mir als Traum ihre wunderbarsten Bilder, in denen die blauen Finger, der finstere Pfarrer, die schöne Kuhlern, der geflügelte Löwe und der heilige Marcus auf seiner Säule, schwarze Gondeln mit verhängten Fenstern und tolle Bravi mit maskirten Gesichtern bunt genug durcheinander spielten.

Der folgende Tag war ein Sonntag; ich ging in die Kirche, war aber so mit dem gemalten Pfarrer, den ich von meinem Standpunkt nicht sehen konnte, beschäftigt, daß ich des lebenden predigenden ganz und gar darüber vergaß. Als nach dem Gottesdienst alle Leute sich entfernt hatten, stellte ich mich unter das Bild und verschlang es mit den Augen; so abscheulich blau waren mir die geheimnißvollen Finger noch nicht vorgekommen. O hätte mir das Bild antworten können auf die stummen Fragen meiner heißen Sehnsucht! Aber es war still und stumm wie die Kirche, und ich lief zu Frau Hanne, entschlossen, Alles zu versuchen, um hinter die Geschichte zu kommen.

"Sagt mir doch, Frau Nachbarin," begann ich möglichst gleichgiltig, "warum hat denn das Bild des

Pfarrers Zeitschel in der Kirche zwei blaue Finger an der rechten Hand?"

„Das kann ich Dir jetzt noch nicht sagen, mein Söhnchen; aber wenn Du größer geworden bist, sollst Du es erfahren.“

„Ah ich bin groß genug, um alle Geschichten zu verstehen. Sagt es mir nur jetzt gleich. Ich möchte es gar zu gerne wissen.“

„Es geht nicht; ich darf nicht. Du sollst's schon erfahren. Gedulde Dich, mein Kind!“

Alle meine Bitten waren vergebens; ich erreichte mein Ziel nicht.

Einige Tage später fiel es mir in meinen Meditationen über die alte Nachbarin, mit der ich unausgesetzt in Gedanken beschäftigt war, plötzlich auf, daß sie Müs-All hieß, und ich wandte mich an die Mutter mit der Frage, woher jene diesen auffallenden Namen und was er eigentlich zu bedeuten habe?

„Ihr Vater hieß Müs-Gür*) und deshalb hieß sie Müs-Hanne und jetzt Müs-All.“

„Wie kam denn ihr Vater zu dem Mäuse-Namen?“

„Das weiß ich nicht. Darüber wird sie allein Dir die beste Auskunft geben können.“

Sogleich lief ich zur Alten, die von ihrem Wollenrad mir immer freundlich zunickte.

„Sagt mir, Frau Nachbarin, warum nennen Euch die Leute Müs-All? warum nannten sie Euern Vater Müs-Gür?“

„Das hängt mit der Geschichte von den blauen Fingern des Pfarrers Zeitschel ganz eng zusammen,“ versetzte sie unheimlich flüsternd und ihre Augen leuchteten dazu gerade wie die ihres ungewöhnlich großen rothen Katers, der fast immer unter dem Ofen lag, und vor dem ich mich stets ein wenig fürchtete, obgleich er mir nichts zu leid gethan hatte.

Diese unerwartete Antwort erfüllte mich mit einer Art Wuth; ich schrie: „Aber so sagt mir's doch mit den Fingern!“

„Jetzt noch nicht,“ versetzte sie ruhig und spann weiter. Ich aber fing an, die alte halsstarrige Nachbarin zu hassen. —

Ein halbes Jahr verstrich und das mir verborgene Blaufingergeheimniß lag mir fort und fort schwer im Sinne, wie einem eine unverdauliche Speise im Magen liegt; endlich wurde ich krank und zwar sehr bedenklich an einem Nervenfieber, ich weiß nicht ob vom

Geheimniß oder aus einer andern Ursache. Aber ich phantasirte in einem fort von den blauen Fingern, von der schönen Kuhlerin, von Venedig und von Müs-Gür. Müs-All saß an meinem Bette und wunderte sich erstaunlich über meine Fieberträume. Sie war sehr versucht zu glauben, ein Geist müsse mir die Geschichte entdeckt haben. Ich war kaum genesen, als ich auch schon in ihre Hütte eilte, in der Voraussetzung, sie werde mir, dem von einer so schweren Krankheit Erstandenen, nichts abschlagen. Ich war ja so schwach, so abgezehrt, so blaß, daß mich der Wind hätte umblasen können. Es war mir ganz seltsam und träumerisch zu Sinne, als ich so vor der alten Frau saß und ihre Augen mit einem mir bis jetzt unbekanntem Ausdruck auf mich funkelten; die Brust wurde mir beklommen; mir deuchte, ich liege noch in Fieberirrsinn.

Sie zeigte sich wirklich meiner Bitte sogleich willfährig. „Erst will ich Dir aber etwas Hübsches zeigen, was auch zur Geschichte der blauen Finger gehört und Dir gewiß Freude machen wird,“ sagte sie, immer flüsternd, und verließ die Stube. Ich hörte sie draußen die Hausthüre verriegeln und dann die Bodentreppe hinaufsteigen. Bald kehrte sie wieder und ihre Augen funkelten noch stärker als erst. In der Hand hatte sie eine vom Alter schier schwarz gewordene Zither, die ich noch nie bei ihr gesehen. Sie ließ die Stubenthüre auf, setzte sich und fing an wunderschön auf der Zither zu spielen. Gleich beim ersten Tone erhob sich der Kater unter dem Ofen, streckte sich, sprang auf die Ofenbank, mit einem zweiten Satz auf den Hinterofen und kletterte nun in den Kachelvertiefungen gemächlich empor, bis er auf der Kuppel des Gebäudes angelangt war, wo er sich's wieder bequem machte. Den dicken Kopf reckte er weit vor und richtete die Augen nach der Thüröffnung. Und siehe, durch diese zogen jetzt zu meinem maßlosen Erstaunen allerliebste weiße Mäuschen mit rothen Augen paarweise herein; es waren auch einige Scheckchen darunter. Das tappelte und krabbelte bis es ungefähr zwölf Pärchen waren. Nach den heroischen Zitherklängen marschirten sie im Kreise, erhoben sich dann auf die Hinterfüße und führten nach dem Takt der Saiten sehr kunstreiche Tänze aus. Welch ein herrliches unvergleichliches Schauspiel für mich, der ich noch keine weiße Maus, viel weniger einen Mäusetanz gesehen hatte! Lange saß ich regungslos, ganz Auge, und starrte das Wunder an. Wie zierlich und anmuthig waren doch die Bewegungen dieser allerliebsten Thier-

*) Mäuse-Georg.

hen! wie schnell haffirten sie, wie munter drehten sie sich! Der zweite nicht minder aufmerksame Zuschauer war der Kater auf dem Ofen; auch er bewegte keine Muskel. Endlich fielen meine wonnetrunkenen Augen auf die flinke Bitherspielerin, und da war mir's, als sähe Frau Hanne ganz anders als sonst, viel jünger, schöner und größer, und in ihrem Gesichte war ein fremdes Etwas, das mich einschüchterte. — Plötzlich riß sie mit der Hand einen schrillen Ton aus den Saiten; der Kater sprang mit einem Satz vom Ofen und die Mäuschen stürzten in wirrer Flucht durcheinander aus der Thüre. Der Kater durfte sie nicht verfolgen. Frau Hanne legte die Bither weg und sagte ernst: „Nun will ich Dir die Geschichte erzählen.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Die Frauen und die Farben.) Ein geistreicher Mann, man sagt es sei Balzac gewesen, unterhielt sich eines Tages in einer Gesellschaft mit mehreren Personen und eine Dame bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Denken Sie sich, die Frau von D. erschien auf dem letzten Balle in einem rothen Kreppkleide! Es ist kaum zu glauben.“

„Das ist mir sehr wohl glaublich,“ fiel Balzac ein. „Man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man sich wundern wollte, daß eine Frau von dem Character der Frau von D. diese glänzende schreiende Farbe wählt.“

„Verrathen denn die Farben den Character der Damen, die sie tragen?“ fragte Jemand in der Gesellschaft.

„Deutlicher als Sie vielleicht glauben. Erlauben Sie mir nur einige Bemerkungen. Jeder Character, oder jeder Geist, wie Sie wollen, wählt eine Farbe, die ihm entspricht. Man kann so ziemlich sicher sein, daß die Frauen, welche amarantfarbige, orange, zeisiggrüne und dergleichen Kleider tragen, einen zankfüchtigen Character besitzen. . . Man nehme sich vor denen in Acht, welche das Violett lieben und mehr noch vor denen, welche gelbe Hüte tragen, so wie vor allen, welche gewöhnlich in Schwarz erscheinen, denn dies ist eine cabbalistische Farbe und man muß sich mit den düstersten Gedanken beschäftigen, wenn man sie wählen kann. Das Weiß dagegen ist die Farbe der Charactere, die keinen Character haben; es zeigt fast nichts an, als daß die Dame, die sich gewöhnlich in Weiß kleidet, kokett ist. . . Diese Regel hat fast gar keine Ausnahme; sie läßt sich auch durch die Geschichte nachweisen, denn die Kaiserin Josephine, Mad. Tallien, Mad. Recamier und andere bekannte kokette Frauen waren fast immer weiß gekleidet. Man mußere den Kreis seiner bekannten Damen und man wird stets diese Regel bestätigt finden.“

„Rosa ist eine Farbe, welche die Frauen gern wählen, die das 25. Jahr erreicht haben oder wohl gar darüber hinaus sind. Die jungen Mädchen mögen diese Farbe fast nie; sie ziehen immer die dunkeln Farben vor, aber nur weil sie noch kein Verständniß der Eleganz haben. Die Frauen nun, welche Rosa tragen und diese Farbe jeder andern vorziehen, sind im Allgemeinen (mein System hat Ausnahmen wie jede Wahrheit) heiter und geistreich, meist durch Grazie ausgezeichnet. Sie bewegen sich leicht in jedem Kreise und kennen jene leicht getriebte Stimmung nicht, welche man an denen bemerkt, welche sich vorzugsweise gern in dunkeln Farben kleiden.“

„Das Himmelblau ist die Farbe der bevorzugten Herzen und der schönen Frauen. Blau liebt man in jedem Alter und es steht jedem Alter gut. Diejenigen, welche Himmelblau wählen, sind im Allgemeinen sanft und nachdenklich; stehen sie noch in der Jugend, so kann man sie für züchtig und rein halten, sind sie über die Jugendblüte hinaus, so waren sie gewiß durch Züchtigkeit ausgezeichnet.“

Das Perlengrau ist die Farbe derselben Personen, wenn sie traurig sind und sich unglücklich fühlen; in Rosa und Blau kleidet man sich in glücklichen Tagen, das Grau wählt man in der Zeit der Trauer, denn diese Farbe poßt für die leidenden Gemüther, wenn sie keine Reize mehr haben, um sich mit heitern lachenden Farben zu schmücken und doch so sanften Herzens sind, daß es ihnen unmöglich wird, sich vom Kopfe bis zum Fuße in Schwarz zu hüllen. Das Grau ist eine Uebergangsfarbe, welche früher oder später zu derjenigen führt, welche tröstende Gedanken weckt, zu Blau und Hortensia.

Vilas ist eine fast spezielle Farbe für die Frauen, die schön waren und es nicht mehr sind oder die es schon lange sind, gewissermaßen die Pension der Frauen, welche große Siege errangen. . . Vilas Hüte tragen meist die Mütter am Hochzeitstage ihrer Töchter und Damen von vierzig Jahren, wenn sie Besuche machen.“

(Der Eintritt des Marshalls Bugeaud in die Kriegslaufbahn.) Der jetzige Marshall Bugeaud, Herzog von Isly (Thomas Robert Bugeaud de la Piconnerie) ist der Sohn eines Edelmannes aus Perigord. Seine Mutter stammte aus einer der angesehensten irländischen Familien. Seine Eltern wurden also leichtbegreiflicher Weise von der Revolution nicht verschont, zumal da zwei ihrer Kinder auswanderten. Sie wurden verfolgt und eingekerkert. Merkwürdiger Weise hegte der junge Thomas durchaus nicht die Ansichten seiner Eltern und Brüder und er entschloß sich deshalb, sich der Sache des Volkes anzuschließen.

Eines Morgens erschien ein großer kräftiger junger Bursche in Limoges bei dem Obersten eines Infanterie-Regiments und bat, man möge ihn als Gemeinen in das Regiment aufnehmen.

„Ihr Name?“ fragte ihn der Officier.

„Ich heiße Bugeaud Marquis de la Piconnerie.“

„Es giebt keine Marquis mehr, junger Mann.“

„Ich weiß es, aber Sie wollen meinen Namen kennen und ich nenne Ihnen denselben. Streichen Sie übrigens den Marquis aus, wenn Sie wollen, denn ich will nichts sein als Franzose.“

„Sehr brav,“ entgegnete der Officier, „aber mir gefällt auch der Name de la Piconnerie nicht; er klingt wüthend aristokratisch. . . Entschließen Sie sich und nehmen Sie einen andern Namen an.“

„Ich bitte um Verzeihung, ich begnüge mich mit dem, welchen mein Vater geführt hat.“

„Wie Sie wollen,“ sprach der Officier, indem er den Namen des Recruten in die Liste eintrug: „bei dem Regimente wird man Sie aber nur Bugeaud nennen, zumal dies der Name eines tapfern Corporals ist, den wir kürzlich verloren haben; folgen Sie seinem Beispiele und Sie können bald seine Stelle erhalten.“

Als gemeiner Grenadier also machte der künftige Marschall seine ersten Feldzüge. In der blutigen Schlacht bei Austerlitz erwarb ihm seine Tapferkeit die Erhöhung zum Corporal, ein Jahr später war er Lieutenant und so stieg er bis zum Obersten. Als solcher erhielt er 1815 seinen Abschied. Er stand damals in seinem 31. Jahre.

(Straßen in Madrid.) In Madrid hießen mehrere Straßen bis ganz vor Kurzem Balgame Dios (Gott helf' uns); Subida de los Angelos (das Aufsteigen der Engel), Amor di Dios baja (die Liebe Gottes hienieden), Crup del Espiritu Santo (Kreuz des heiligen Geistes). — Manche spanische Schiffe hießen „die unbesteckte Empfängniß“, ja Concepcion (Empfängniß) ist ein noch heute ziemlich gewöhnlicher Frauename.

(Laube auf der Bühne.) Heine Laube hat dem ersten Bande seiner „dramatischen Werke“, der „Monaldeschi“ enthält (Leipzig, Weber), eine vortrefflich geschriebene Einleitung vorausgeschickt, in welcher auch ein frisch und keck dargestelltes Stück seiner Bildungsgeschichte vorkommt. Er spricht von seiner frühzeitigen leidenschaftlichen Liebe für das Theater. „Ich war ein armer Bube und hatte nicht im Entferntesten die Mittel täglich 2 Groschen für den letzten Platz in dem Theater der kleinen Vaterstadt zu erschwingen. Ich mußte andere Mittel suchen und ich fand sie, wenn auch unter Schwierigkeiten und Demüthigungen. . . Ich brachte allabendlich einem zweiten Liebhaber den kleinen Handspiegel, welchen ich für diesen Zweck meiner Mutter abgeschwagt hatte. Er war nicht fehlerlos, denn bedeutende Partien Quecksilber waren seinem Rücken untreu geworden. Jeden Abend schlich ich mit meinem Spiegel an der Kasse vorüber. Wurde ich angerufen, so hielt ich mein Instrument wie ein blendendes Schild vor und schlüpfte hinauf hinter die Coullissen. Dann verschwand ich durch ein heimliches Loch unter dem Podium, um in stiller Einsamkeit abzuwarten, bis der Stadtpfeifer mit der Musica kam. Da kletterte ich endlich über die Bänke auf den letzten Platz. Der

unglückliche Spiegel wurde indes immer schlechter und der Schauspieler nahm ihn nicht mehr an. Ich ließ mich nun freilich dadurch nicht abhalten, meinen Spiegel in das Theater zu tragen, aber ich mußte ihn nun bei mir behalten. Das erschwerte mein Ueberklettern und meine Stellung überhaupt. Die Katastrophe kam auch, ich wurde ertappt und mein Unglück erschien mir grenzenlos. Darüber nachsinnend saß ich eines Sonntags vor der Reitsbahn, in welcher gespielt wurde. Die Schauspieler kamen; man war in Verlegenheit, denn Rochus Pumpernickel sollte den Abend zu Pferd erscheinen. Woher das Pferd nehmen? Da fielen die Augen des Zettelträgers auf mich und er fragte: „Junge, hat Dein Vater nicht ein Pferd?“ — „Ja, ein braunes, mit einem Tigermaul.“

Die Couleur mochte verführerisch sein, kurz ich mußte versprechen, das Pferd zu besorgen, und wenn ich dies Versprechen hielt, dürfte ich jeden Abend frei in das Theater. Welch ein Ereigniß! Die Schwierigkeiten waren ungeheuer. Das Pferd konnte Schaden leiden, denn es führte nur eine Hühnersteige auf's Theater hinauf und unser Tigermaul war auf gar nichts Ungewöhnliches eingerichtet. Alsdann erschien es auch der Familie bedenklich, das in der ganzen Stadt bekannte Hausthier auf der Bühne figuriren zu lassen. Jedermann würde ja rufen: das ist Laube's Pferd!

Ich überwand alles. Rochus Pumpernickel erschien auf unserm Pferde. Ich spielte dabei in bloß praktischer Absicht den schweigsamen Stalljungen, das einzige Mal, daß ich auf den Brettern aufgetreten bin. Mein Debut lief auch übel genug ab; das Pferd war nämlich um keinen Preis die Hühnersteige wieder hinunterzubringen. Mit Mühe und Noth brachte man es gegen Mitternacht auf andere Weise hinweg und der Stalljunge erlebte zu Hause ein schreckliches Nachspiel.“

(Ja so.) Die Unterhaltung mit einem Schweden sei leicht zu führen, meint Ed. Boas in seinem trefflichen „In Scandinavien“ (Leipzig, Herbig, 1845), wenn man die Bauerformel kenne. Damit könne man alle Höhen und Tiefen des Gefühls ermessen, lieben und hassen, fluchen und segnen, gutmüthig und satyrisch, ja sogar geistreich sein. Dieses mächtige, alles umfassende Wort heißt: Ja so, welches möglichst gedehnt: Ja so h ausgesprochen wird. Der Schwede weiß die zwei alltäglichen Sylben so tausendfach zu moduliren, daß man es wahrhaft bewundern muß. Hört er eine freudige Nachricht, so ruft er mit blihendem Auge schnell sein stürmisches Ja so! erfährt er Trauriges, dann läßt er das Haupt sinken und murmelt nach einer tiefen Pause schmerzlich: Ja so! — Wird ihm eine wichtige Angelegenheit vorgetragen, so stößt er nachdenkend ein gedehntes Ja so! aus; vernimmt er einen Scherz, dann giebt er seine Zustimmung durch ein launiges Ja so! zu erkennen; will man ihm eine Lüge aufbinden, so sagt er recht ironisch: ja so!

Generalcorrespondenz.

Bekannt sind mehrere Rechenmaschinen; jetzt hat ein Engländer, John Clark, gar eine Vers-Maschine erfunden und zwar eine die lateinische Hexameter macht. Die Sache ist durchaus kein Scherz; die Erfindung ist von gelehrten Gesellschaften geprüft und bewundert worden. Die Maschine bringt in ungefähr einer Minute einen Vers zu Stande. —

Wir haben mehrmals die elektrischen Telegraphen und ihre Vorzüge erwähnt; ihre Anwendung scheint aber doch nicht allgemein werden zu können, weil man in der letztern Zeit mehrmals die Bemerkung gemacht hat, daß sie während eines Gewitters ganz unbrauchbar gemacht werden und zwar durch die Elektrizität, die sich ihnen mittheilt. Auch erhielt ein Mann, der an einem solchen Telegraphen während eines Gewitters sich befand, ganz unerwartet einen gewaltigen elektrischen Schlag. —

In Cincinnati stritten vor Kurzem ein Amerikaner und ein Engländer lange und freundschaftlich über die verschiedenen Arten der Schießgewehre und deren Vorzüge und Mängel und konnten sich vorzugsweise über irgend eine Schwierigkeit nicht vereinigen, bis sie sich endlich vornahmen, einen Versuch zu machen. Sie gingen deshalb Arm in Arm auf die Straße hinunter, stellten sich einander gegenüber und wechselten zwei Pistolenkugeln. Der Amerikaner wurde von der zweiten ins Herz getroffen und als man den Engländer verhaftete, fand er es höchst seltsam und unerklärlich, daß man ihm einen wissenschaftlichen Versuch als Verbrechen anrechne. —

Alle unsere Leser kennen gewiß den Namen Savarni und die reizenden Bilder, die der Künstler geschaffen hat, welcher diesen Namen führt. Savarni heißt aber gar nicht eigentlich Savarni; er führte lange den Namen seines Vaters und nur ein Zufall hat ihm den jetzigen gegeben. Savarni ist ein kleines Dorf und wegen seiner Wasserfälle berühmt. Der Künstler befand sich eines Tages daselbst und schickte Zeichnungen von da an ein Journal in Paris; unter diesen Zeichnungen las man „Savarni“; sie wurden veröffentlicht, aber man hielt den Namen des Dorfes für den des Künstlers, der sich nicht genannt hatte. Dieser ist in Paris geboren und war anfangs Maschinenbauer und Planzeichner. Drei Jahre und noch länger zeichnete er nur geometrische Figuren; das Talent entwickelte sich nur langsam in ihm und seine ersten Versuche sind unglaublich ungeschickt und ungalant. Später zeichnete er Modenfiguren für Modenjournalen und dann übernahm er die Redaction eines Journals, das nicht lange lebte, aber viel Geld verbrauchte; Savarni mußte die Schulden desselben bezahlen und hat seit vielleicht fünf Jahren fleißig gearbeitet, um Schulden zu tilgen, die er nicht gemacht. Er bewohnt ein eigenes reizendes Haus an der Seine auf dem Wege nach Versailles, das geschmackvoll, sogar kostbar eingerichtet ist; er selbst aber

arbeitet in einem ganz engen Dachstübchen. Darin gleicht er Alexander Dumas, der eine fürstlich eingerichtete erste Etage in einem großen Hause in Paris inne hat, aber in einem schlechtesten Dachstübchen arbeitet, in dem man nur einen Stuhl und einen lahmen Tisch sieht. —

In St. Etienne sind kürzlich Proben von dehnbarem Glase vorgezeigt worden. Es ist durchsichtig wie Krystall und kann wie Metall zusammengerollt und wieder aufgewickelt werden. Es heißt Silicon. — In England fängt man an die Häuser mit starkem Glase zu decken, was wohlfeil, leicht und zweckmäßig sein, auch gut aussehen soll. —

Warum heißt der schlechteste Platz im Theater das Paradies? Menzel giebt im Lit.-Blatt darauf folgende Antwort: Paradies hieß sonst die Vorhalle der Kirchen, an deren Decke daher auch der Sündenfall abgebildet war. Hier mußten die Profanen und Büßenden verweilen, die noch nicht ins Heiligthum selbst gelangen konnten. Von der Kirche ging der Ausdruck auf das Theater über. —

Spanische Zeitungen erzählen, ein reicher Müller wurde in der Umgegend allgemein beneidet und Straßenräuber erfasen sich ihn denn auch bald zum Opfer aus. An dem Tage aber, an welchem Abends der Angriff gegen ihn ausgeführt werden sollte, erschienen mehrere entlassene Soldaten, die auf dem Wege in ihre Heimath waren und den Müller baten, ihnen ein Nachtlager zu gewähren. Er that es und die Soldaten schliefen oben als die Räuber ankamen und das Geld des Müllers verlangten. Der Müller versprach, es zu holen, ging auf den Boden seines Hauses hinauf, weckte die Soldaten und tödtete mit Hilfe derselben die Räuber, die er im Blute liegen ließ. Am andern Morgen ging er, da der Vorfall doch der Obrigkeit angezeigt werden mußte, in das Haus des Alcalde seines Dorfes, aber der Alcalde war nicht zu Hause. Der Müller begab sich also zu dem Stellvertreter des Alcalde, aber auch dieser war nicht zu finden. Er mußte zu einem dritten gehen und auch er war nicht zugegen; auch wußte Niemand anzugeben, wo wohl die drei Männer sein möchten. Der Müller kehrte nach Hause zurück und wollte die drei Leichen selbst begraben. Man zog ihnen die Masken ab, die sie vorgenommen hatten und siehe da, da lagen die drei Alcalden. —

Das Neujahr wird, wie neuerdings Reisende berichten, in China am 8. Februar gefeiert und zwar sehr gründlich, denn die Festlichkeiten dauern vierzehn Tage. In dieser ganzen Zeit arbeitet man nicht, sondern schießt, gebt mit Blütenbedeckten Baumzweigen gemächlich in den Straßen auf und ab und schickt einander — gebratene Ferkel zum Geschenk. Die reichen Chinesen erneuern überdies zu dieser Zeit regelmäßig jedes Jahr ihr Mobilien und verkaufen das alte wohlfeil an minder wohlhabende Personen.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 30

1845.

Preis für circa 104 hoch Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubies, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtners Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

M ü s : A I I.

Ein Bild aus meiner Jugend.

Von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Ich schöpfte tief Athem; es war mir gar nicht so wohl und heiter zu Sinn, da sich mir nun endlich die Pforten des ersehnten Geheimnisses erschließen sollten, als wie ich gehofft und erwartet hatte. Im Gegentheile fühlte ich mich beklommen und gedrückt. Doch wanderte meine Seele nun aus dem Auge ins Ohr. Müs-AII begann:

„Als der Herr Pfarrer Zeitschel hierher versetzt wurde — es mögen nun bald hundert Jahre werden — ist er noch ein junger unverheiratheter Mann gewesen. Er hat sich sogleich stolz und kalt gegen die Leute benommen, so daß Niemand ein rechtes Vertrauen zu ihm hat fassen können. Die Gemeinde hat ihm viel Ehre angethan bei seinem Anzuge, aber er hat Alles aufgenommen, als verstände es sich von selbst, als sei es der Leute Pflicht und Schuldigkeit und hat ihnen kaum dafür gedankt. Das hat schon kein gutes Blut gesetzt. Darauf hat er sich nur zu den beiden Honoratioren im Dorfe gehalten, zum Doctor und zum Förster. Der Erstere ist ein Herr Dr. Gotter gewesen, von derselben Familie, aus der auch Deine Mutter stammt. Der hat denn eine schmucke mannbare Tochter gehabt, und die hat sich gut zum Herrn Pfarrer gepaßt; denn sie ist so stolz und hoffärtig gewesen,

wie er, und hat gemeinen Leuten auf höflichen Gruß kaum mit einem leisen Kopfnicken gedankt. Deshalb sind sie denn auch nach Jahr und Tag ein Paar geworden. Nun der Stolz ist wenigstens auf ihre Enkel nicht fortgeerbt; das beweist die Leutseligkeit des Herrn Doctors, Deines Vaters, mein Kind.

Um diese Zeit oder kurz vorher, ehe der neue Pfarrer ins Dorf kam, war mein väterlicher Urgroßvater als ein Mann in seinen besten Jahren gestorben und hatte seiner Wittve sieben meist noch unerzogene Kinder hinterlassen, wovon die schöne Gretlies^{*)} das älteste, mein Großvater Tines^{**}) aber eins der jüngsten war. Gretlies wird siebenzehn oder achtzehn Jahre alt gewesen sein. Da gab's denn freilich schmale Bissen, und um's ihrer Mutter einigermaßen zu erleichtern, vermietete sich Gretlies als Magd bei dem neuen Herrn Pfarrer. Niemand in der Welt hätte sich einfallen lassen, daß der gestrenge Herr Pfarrer seinem Stolze etwas gegen seine Magd vergeben würde; aber gerade die stolzesten und sichersten Menschen fallen am leichtesten in die Fallstricke des Bösen. Genug der Herr Pfarrer benahm sich gegen die schöne Gretlies wie es wohl seine heilige Pflicht mit sich gebracht hätte, wenn die Magd seine Ehefrau gewesen wäre, wie es aber jetzt die größte und abscheulichste Sünde war. Die bösen Folgen blieben nicht aus und waren um so

^{*)} Margaretha Elisabetha.

^{**}) Justinus.

schlimmer für den Herrn Pfarrer, als er sich gerade mit der stolzen Jungfer Gotterin verlobt hatte. Wäre sein arger Fehltritt an den Tag gekommen, so hätte er die reiche Braut und die Pfarrerstelle obendrein verloren und wäre, beschimpft und entehrt für sein ganzes Leben, auch noch mit einer langwierigen Gefängnißstrafe und hoher Geldbuße belegt worden. Um nun seine Sünde vor den Augen der Welt zu verbergen und sich der drohenden Strafe zu entziehen, beging er eine noch weit größere Sünde und endlich das ärgste Verbrechen, das ein Mensch seinem Schöpfer und Herrn gegenüber schier vollbringen kann. Das ist die Natur des bösen Saamens, daß immer wieder böse Früchte daraus erwachsen. Nicht vergebens warnt das Sprichwort: Laß dich vom Teufel nur bei einem Haare fassen, so bist du auf ewig ganz und gar sein.

Vor hundert und noch mehr Jahren geschah es, daß in unsere Berge fast alljährlich geheimnißvolle Männer in fremder Kleidung und eine fremde Sprache redend kamen, meist in kleinen Gesellschaften von drei und vier, zuweilen wohl auch noch einmal so viel. Sie mietheten immer eine Schmiedeeffe entweder unten im Grunde oder oben auf dem temmerschen Boden*), niemals in der Mitte des Dorfes, und die Esse mußte immer so gelegen sein, daß sie, vom Berge herabkommend, gleich hinein konnten, ohne sich neugierigen Augen bloßstellen zu müssen, und worin sie nicht belauscht werden konnten. Am Tage über trieben sie sich in den entlegensten Bergen und Thalschluchten herum, und in der Nacht hanthirten sie in der Esse. Mit den Dorfleuten machten sie sich gar nicht gemein und bekümmerten sich nicht um sie. Ihre Lebensmittel kauften sie sich selber ein, und man wußte kaum, woher sie dieselben bezogen. In die Kirche ging auch keiner, sie mochten noch so lange im Dorfe sein. Die Sonntage brachten sie immer in den Bergen zu, und wenn es auch schlechtes Wetter war. Die Jäger und Kreiser, Hirten, Köhler und Holzhacker sahen diese seltsamen Männer zuweilen mit Hacken, Hämmern und Schaufeln, hörten sie wohl auch in den Bergen arbeiten, aber sie fürchteten sich vor den wildaussehenden bärtigen Gesellen, die immer stark bewaffnet waren, und von denen es allgemein hieß, sie könnten mehr als Brod essen und ständen mit bösen Mächten im

*) Tenneberger Boden, das oberste Ende des Orts, zum Amte Tenneberg gehörig; Grund, das unterste Ende des Orts im langgestreckten Thale.

Bunde. Diese Leute nannte man Venetianer; sie konnten Zaubersprüche, mit denen sie die Berge öffneten, in welchen sie mit der Wünschelruthe edle Metalle und Steine entdeckt hatten. Vorzüglich viel waren sie im Wartberge beschäftigt und das verfezte Gaisbeinsloch mit seinen großen Schätzen soll ihnen zugänglich gewesen sein, und aus dem Backofenloch*) haben sie Sand geholt, aus dem sie das feinste Gold geschmolzen haben. Auf die Scheidekunst und das Schleifen der Edelsteine haben sie sich ganz absonderlich verstanden. Und in Schmelzen und Schleifen hat ihre nächtliche Arbeit in der Esse bestanden. Diese Venetianer haben ungeheuere Reichthümer aus unsern Bergen in ihre Vaterstadt getragen; aber bei uns hat ja Niemand verstanden, diese Schätze zu heben, und sie haben sich wohl gehütet, ihre geheime Kunst einem hiesigen Menschen zu lehren. Wer weiß auch, ob das Heil der Seele dabei nicht verloren gegangen wäre. Also ist es für unser Dorf und seine Bewohner wohl besser gewesen, daß Niemand hinter ihre Künste und Practiken gekommen ist.

Zu der Zeit nun, als es mit dem jungen Herrn Pfarrer Zeitschel und seiner Magd, der schönen Gretlies, so schlimm stand, waren auch gerade vier Venetianer hier, die trieben ihr heimliches Wesen in einem der letzten Häuschen oben auf dem Säurafen.***) Eines Abends spät nun ist der Pfarrer voller Verzweiflung und wie verrückt in die Berge gelaufen, er hat selbst nicht gewußt, wie weit, und die frühe Herbstnacht hat ihn und seine bösen Gedanken überrascht; da hat er sich in der Dunkelheit endlich unter einen Buchenbaum geworfen und hat jammern alle guten und bösen Geister angeschrien, ihm aus seiner großen Noth und Drangsal zu helfen. Und da haben plötzlich die vier Venetianer in ihren Mänteln und breiten Hüten, wie aus der Erde gestiegen oder vom Himmel gefallen, vor ihm gestanden und haben ihn gefragt: was ihm fehle und womit ihm geholfen werden könne. Der Pfarrer ist erst heftig erschrocken, dann aber hat er sich ein Herz gefaßt und, als er sie als Venetianer erkannt, bei sich bedacht, daß ihm diese Fremdlinge vielleicht am ersten helfen könnten und daß sie ihm von einer höhern Macht — es galt ihm gleich, ob von einer guten oder bösen — zu seiner Rettung zugesandt sein möchten. So hat er es denn mit kurzen Worten rund heraus-

*) Eine Höhle und Stollen am Wartberge.

**) Der letzte Zipfel des Dorfes.

gesagt, wo ihn der Schuh so hart drücke, und da sie lateinisch oder hebräisch mit einander gesprochen, so haben sie sich gar wohl verstanden.

Als der Pfarrer fertig war, sagte der älteste Venetianer, welcher der Oberste oder Anführer der kleinen Gesellschaft war: „Da läßt sich leicht helfen. Verkauft uns das Mädchen und wir nehmen es mit. Da seid Ihr aller Sorge um sie enthoben. Nächsten Freitag früh um vier Uhr reisen wir ab.“

Dem Pfarrer mochte doch wohl das Gewissen vor solcher abscheulichen Seelenverkäuferei schlagen und er wollte anfangs nicht daran und meinte, verkaufen könne er die Gretlies nicht; die Herren möchten sie doch ohne Kauf mitnehmen.

„Dann haben wir kein Recht auf sie,“ entgegnete der alte Venetianer. „Ihr müßt sie uns durchaus käuflich überlassen, und da Ihr ihr Dienstherr seid und sie sich Euch in der Art zu eigen ergeben hat, wie Ihr uns erzählt habt, so könnt Ihr sie allerdings verkaufen. Außerdem können wir sie nicht mitnehmen und Euch nicht helfen.“

Da nun der Pfarrer keinen andern Ausweg sah, aus seiner verzweiflungsvollen Verlegenheit herauszukommen, so ging der gottlose Mann den schlechten Handel ein und sie wurden um hundert Goldgulden eins. Darauf wurde verabredet, daß die Venetianer den Freitag früh in der Pfarrhecke*) warten wollten, dorthin sollte der Pfarrer die Gretlies schicken; und sobald sie das Mädchen in Empfang genommen, werde einer von ihnen in die Pfarre hinabkommen und das Geld zahlen. Nach dieser Verabredung gingen sie von einander. Der Pfarrer kam spät in der Nacht nach Hause und war sehr unruhig, die beiden nächsten Tage aber immer in tiefen Gedanken. Gretlies schrieb dies seinem Kummer zu und weinte über ihn und sich; denn sie war ihm sehr ergeben. Am Donnerstag Abend sagte er zu ihr: „Du mußt mir morgen in aller Frühe nach Waltershausen gehen und einen Brief an den Superintendenten tragen.“ Gretlies ging noch zu ihrer Mutter, um es derselben anzufagen, daß sie des andern Tags nach Waltershausen gehen müsse, und die Mutter erbot sich, sie eine Strecke durch den Wald zu begleiten. So verabredeten sie denn, Gretlies solle ihre Mutter abholen. Sie wünschten sich gute Nacht — und haben sich in dieser Welt nicht wieder gesehen.

*) Holz über der Pfarrwohnung am Berge.

Am andern Morgen weckte der Pfarrer seine Magd sehr früh, und als sie angekleidet war, befahl er ihr, ihr Frühstück einzupacken. In ihrer Unschuld sagte sie von der Begleitung ihrer Mutter.

„Das kann nicht sein,“ sagte der Pfarrer heftig und streng. „Deine Mutter mag ein ander Mal mitgehen, heute nicht. Ich selbst werde Dich den Pfarrberg hinaufbegleiten, und in der Pfarrhecke warten vier mir befreundete Männer, die mit Dir nach Waltershausen gehen werden. Komm!“

Das Mädchen zitterte vor Furcht und Schrecken am ganzen Leibe; aber sie war so an pünktlichen Gehorsam gegen ihren Herrn gewöhnt, und er hatte eine solche Macht über sie erlangt, daß sie nicht zu widersprechen wagte. Still weinend folgte sie dem Befehle. Der Pfarrer stieg schweigend und mit grimmigem Gesicht neben ihr den Berg hinauf.

„Ach, Herr Pfarrer!“ sagte endlich Gretlies aus gepreßter Brust, „die fürchterlichste Angst bringt mich fast um. Sind denn die Männer, welche mit mir gehen sollen, von hier, oder sind es fremde Leute?“

„Du wirst es schon sehen.“

„Daß Gott sich meiner erbarme! Sie werden mich doch nicht todt schlagen? In meinem Zustande —“

„Du bist eine Gans! Du hast doch Deiner Mutter nicht etwas gestanden?“

„Gewiß nicht, Herr Pfarrer! Sie haben es mir ja bei Leib und Leben und meiner Seligkeit verboten.“

„Ich glaube Dir. Fürchte Dich nicht! Die Männer werden Dir nicht nur nichts zu Leid thun, sie werden Dich sogar schützen, wenn Dir ein Leid zugesügt werden sollte. Und sei nur ganz ruhig über Deinen Zustand; ich habe bestens für Dich gesorgt.“

Bald darauf erreichten sie die Pfarrhecke und stiegen auf die reisefertigen Venetianer. Gretliesen schlugen alle Glieder vor Furcht, aber sie sagte kein Wort mehr, sondern ergab sich geduldig in ihr Schicksal. Der Pfarrer wechselte noch einige ihr unverständliche Worte mit den Männern, dann stiegen drei mit der Magd den Berg hinauf und einer ging mit dem Pfarrer hinab ins Pfarrhaus, wo er das Geld auf den Tisch zählte und dafür eine Quittung verlangte. Diese auszustellen, verweigerte der Pfarrer bestimmt; denn er sah ein, wie gefährlich ihm ein solches Papier werden konnte, und daß er sich dadurch ganz in die Hände ihm blutfremder Männer begab. Ueber diese Weigerung entstand ein Wortwechsel zwischen beiden, der endlich so heftig wurde, daß der Venetianer drohete,

die Gretlies sogleich zurückzurufen und den ganzen Handel und seine Ursachen beim Schulzen anzuzeigen. Da legte sich der Pfarrer erschrocken zum Ziele und schrieb die Quittung mit zitternder Hand; er sah ein, daß er schon zu weit gegangen war, um noch zurück zu können. Er mußte vorwärts seinem bösen, aber wohlverdienten Schicksal entgegen.

Unterdessen war es heller lichter Tag geworden. Nun war Tags vorher ein reicher Handelsmann gestorben, der hatte sich vorher ein Grab auf dem Reichen-Kirchhof*) gekauft, von dem man so nah in die Pfarrstube hinabsieht, daß man schier das kleinste Ding darin erkennen kann. Der Todtengräber war mit dem ersten Morgenstrahl an die Arbeit gegangen. Indem er nun da hackte und schaufelte, vernahm sein scharfes Ohr das Gezänke aus der Pfarrstube, von dem er freilich kein Wort verstand. Er wurde aber doch aufmerksam und lugte über die Mauer hinab. Er erkannte den Venetianer, den er schon mehr gesehen, und den Pfarrer in Streit; er entdeckte endlich das Geld auf dem Tische und sah, wie der Pfarrer dem Fremden das Papier überreichte, welches dieser zu sich steckte. In diesem Augenblick wurde die Hofthüre geöffnet und Gretliesens Mutter trat auf den Hof; wie sie aber im Begriff stand, in die Hausflur zu gehen, kamen der Pfarrer und der Venetianer aus der Stube. Der Pfarrer erschrak beim Anblick der Frau, und während der Venetianer sich entfernte und, von den Augen des Todtengräbers verfolgt, den Berg hinaufflieh, fragte der Pfarrer mit bebenden Lippen und todtenbleich: „Ihr habt doch nicht etwa an der Thüre gehorcht, Weib?“ Er wollte sich dabei eine stolze Amtsmiene geben, aber es gelang ihm schlecht.

„Bewahre mich Gott, daß ich an Ihrer Thüre horchte, Herr Pfarrer!“ versetzte die Wittwe eingeschüchtert. „Ich bin im Augenblick gekommen, um nach Gretliesen zu sehen und zu erforschen, weshalb sie mich so lange warten läßt.“

„Gretlies ist schon vor einer Stunde fort.“

„Schon fort und allein!“ sagte die arme Frau bedenklich. „Was muß denn das zu bedeuten haben? Wir hatten ja verabredet, daß ich sie durch den Wald begleiten wollte.“

„Sie wird sich wohl eine ihr liebere Begleitschaft

*) Die Reichen werden für Geld unterhalb der Kirche begraben, die angestellten Personen umsonst; alle Andern oberhalb der Kirche ebenfalls umsonst.

gewählt haben. Ich traue der Gretlies nicht mehr und fürchte, sie wandelt auf schlechten Wegen.“

„I Herr Pfarrer, meine Tochter war gottesfürchtig und fromm, so lange sie an meinem Tische aß; wie sollte sie nun im Hause unsers Herrn Pfarrers schlecht geworden sein! Ich habe nichts Uebles an ihr bemerkt.“

„Nicht? Nun desto besser. Wir werden ja sehen. — Geht heim und gebt Euern Kindern das Frühstück. Doch wartet noch einen Augenblick; ich will Euch etwas schenken.“ Damit ging er in die Stube, nahm einen von den Gulden, trug ihn heraus und drückte ihn der Wittwe in die Hand. Hoherfreut über diese ungewohnte Freigebigkeit, konnte die arme Frau nicht Dankesworte genug finden, küßte dem Pfarrer den Rock und ging unter Segnungen. Der Todtengräber hatte Alles mit angesehen, auch woher der Pfarrer das Geldstück genommen hatte.

Die Freude der Wittwe wurde schon am folgenden Tage in den größten Jammer verwandelt. Schon Abends vorher hatte sie eine unerklärliche Angst befallen. Sie war mehrmals bis tief in die Nacht in die Pfarre gelaufen, um nachzufragen, ob Gretlies noch nicht wieder zurück sei. Es wurde ihr immer schwerer ums Herz. Den Weg nach Waltershausen legte eine so rüstige Dirne in drei Stunden zurück, und da Gretlies, nach des Pfarrers Angabe, nichts weiter im Städtchen zu schaffen hatte, so hätte sie eine Stunde nach Mittag wieder da sein können. „Ich verkomme vor Angst,“ sagte sie zuletzt zum Pfarrer. „Wenn dem Mädchen nur kein Unglück zugestoßen ist!“

„Ah glaubt nicht solche Albernheiten!“ versetzte der Geistliche. „Sie hat sich einen Schatz beigelegt, bei dem sie die Nacht zubringt; das ist das ganze Geheimniß. Ich habe es Euch ja diesen Morgen schon gesagt, die Gretlies ist leichtfertig geworden.“

Die arme Mutter ging seufzend, einen Berg von Angst und Sorge auf der Brust, heim und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Und als Gretlies am andern Tag Mittags noch nicht da war, brach die arme Frau auf nach Waltershausen. Sie lief mehr als sie ging und fragte in den Gebirgsdörfern Winterstein, Fischbach, Kaberts und Kleintaberts in den Wirthshäusern und sonst nach ihrer Tochter. Keine Spur von derselben! Es waren noch nicht zwei Stunden herum, als sie schon vor dem Superintendenten stand. Der hatte natürlich keinen Brief vom Pfarrer aus der Ruht erhalten; kein Auge hatte das Mädchen

gesehen. In trostlosem Jammer lief die unglückliche Frau zurück; die fürchterlichste Angst besüßelte ihre Schritte. Sie kam wieder heim; da war überall keine Gretlies. Der Pfarrer sagte kalt und höhnisch: „Sie wird wohl mit ihrem Liebhaber auf und davon gegangen sein.“ — Das zerschnitt der Wittwe das Herz vollends; sie kannte ihre Gretlies besser. Sie bot ihre Kinder auf, mehrere gutherzige Nachbarn schlossen sich an, und nun gingen sie einzeln in stundenweiter Ausdehnung durch die Berge nach derselben Richtung; die Wittwe suchte in allen Köhlerhütten, die Walddörfer wurden durchsucht. Alles vergebens. Bis zum Tod ermattet, kehrte die bedauernswürdige Mutter in der späten Nacht heim. Am andern Tag kam das ganze Dorf in Aufregung. Die Wittwe machte Anzeige beim Schulzen, und dieser bot sogleich, wie dies in solchen Fällen stets gebräuchlich ist, die ganze Gemeinde auf, das Gebirge nach allen Richtungen hin suchend zu durchstreifen. Mehrere hundert Köpfe belebten schon nach einigen Stunden den Wald. Die Gemeinden der andern Walddörfer folgten diesem Beispiel. Da kam man endlich auf die erste schwache Spur. Eine arme Frau aus Schmerbach*) hatte ein Mädchen, auf das die gegebene Beschreibung genau paßte, mit vier fremden wilbausehenden Männern, die sie gleich als Venetianer bezeichnete, am frühen Morgen mitten durch den Wald gehen sehen, weder auf Weg noch Pfad, sondern durch Dick und Dünn. Die Schmerbacher hatte sich aber aus Furcht vor den Venetianern ins Gebüsch verkrochen. Ein Wintersteiner Köhler bestätigte dasselbe und setzte hinzu, das Mädchen habe geweint; auch er hatte sich vor den unheimlichen Goldgräbern gefürchtet; denn Jedermann im ganzen Gebirge ging diesen Männern aus dem Wege.

Mit diesen Angaben wurde nun natürlich gleich zusammengestellt, daß die vier Venetianer denselben Morgen aus der Kuhl abgereist waren, an welchem Gretlies von ihrem Herrn nach Waltershausen geschickt worden war. Also stand es ziemlich fest, das Mädchen war von diesen Fremdlingen entführt worden. Ob freiwillig oder gezwungen, mußte unentschieden bleiben. Auffallend war das kalte und gleichgiltige Benehmen des Pfarrers in dieser wichtigen Angelegenheit. Seine Behauptung, er habe schon seit einiger Zeit Abends solche Männer im Pfarrhose und am

Pfarrberge bemerkt und die Gretlies sogar einmal mit einem im traulichen Zwiegespräch betroffen, empörte alle, welche das Mädchen näher kannten. Auch hatte Niemand weiter etwas von den Venetianern in der Nähe des Pfarrhauses gesehen und sie, die so auffallend gekleidet waren, hätten doch unmöglich unbemerkt bleiben können. Dazu kam, daß der Todtengräber in der ersten Aufwallung vom Besuch des Venetianers beim Pfarrer vor Tagesanbruch, vom Wortwechsel der beiden, von dem aufgezählten Gelde u. s. w. geschwaßt hatte und, obgleich er nachher auf die Hinterbeine trat und Alles läugnete, so wußten die Leute doch, woran sie waren und sagten gerade heraus, er fürchte den Dienst durch den Pfarrer zu verlieren. Die Wittwe bestätigte, daß sie den Venetianer aus der Wohnstube in der Pfarre mit dem Pfarrer habe herauskommen sehen und der Letztere sie barsch gefragt, ob sie gelauscht habe. Man stellte damit zusammen, daß Gretlies ihre Mutter habe abholen wollen und nicht gekommen sei, und der Schluß des Volksgerichts war: der Pfarrer habe seine Magd an die Venetianer für ungeheures Geld verkauft.

Die arme Wittwe hatte nicht den Muth, gegen den Pfarrer mit einer Denunciation aufzutreten; aber der Schulze als Gemeindevormund, von des Pfarrers Stolz schon vielfach beleidigt, machte die Anzeige bei den geistlichen Untergerichten in Thal, und der Pfarrer wurde zur Untersuchung gezogen. Er läugnete zu wissen, wohin die Magd gekommen sei und behauptete, sie sei in einem heimlichen Einverständnis mit den Venetianern gewesen und habe sich gegen ihre Mutter verstellt, um ihre Flucht desto besser ausführen zu können; der Mann, der ihm früh einen Besuch gemacht, sei kein Venetianer gewesen, sondern ein fremder Viehhändler, mit dem er im Handel gestanden um eine Kuh, deren er bei seiner bevorstehenden Verheirathung bedürfe. Das Alles klang sehr glaubhaft, und das Gericht legte dem Pfarrer auf, einen Reinigungseid bei offenen Thüren zu schwören. Und er schwur diesen Eid! schwur einen falschen Eid, der sündhafte gottlose Mann! schwur, daß er nichts von Gretliesens Entweichung wisse und hatte sie doch selbst verkauft. — Damit war vor der Welt die Sache ab. Der Pfarrer machte Hochzeit — beinahe war die Heirath über den bösen Mägdehandel rückgängig geworden — und von Gretliesens Schicksal hörte man nichts wieder. Ihre Mutter weinte noch ein Paar Jahre und trauerte im Stillen bis an ihren Tod. Ihre übrigen Kinder

*) Kleines Walddörferchen.

wuchsen heran und machten ihr Freude; Gretliese wurde in ihrem elterlichen Hause nur noch selten erwähnt und dann wie eine früh Verstorbene.

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n.

(Wirkung aus weiter Ferne.) Arndt hat seine zu verschiedenen Zeiten herausgegebenen kleinen Schriften, mit Neuem vermehrt, in drei starken Bänden unter dem Titel: „Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen“ (bei Weidmann in Leipzig) gesammelt erscheinen lassen. Darin wird denn auch unter andern folgende auffallende Geschichte erzählt. Herr Elias Mumm und sein Sohn erzählen (Elias Mumm, ein angesehener Bürger und Kaufherr in Köln, ein frommer, gescheidter, vor drei Jahren im hohen Alter verstorbener Mann): „Wir saßen im Winter des Jahres 1814 in Höchst bei Frankfurt des Abends in einem Nachbarhause an fröhlicher Tafel beisammen, wohl fünfundzwanzig, dreißig Personen. Da springt mit einem Male die älteste Tochter des Hauses, ein sehr hübsches Mädchen, auf und ruft: „Hören Sie! Hören Sie! Was spielt da unten auf der Cithar?“ Ihre Schwester stimmt ein und spricht: „Ja, wahrhaftig, es ist Musik; gewiß der Major von Dypen; der wird als Courier aus Frankreich gekommen sein und will uns einen Spaß machen.“ Und die beiden Mädchen laufen geschwind die Treppe hinunter und fragen und schauen unten und durchstöbern die Stuben und Kammern, worin Dypen als Einquartierung viele Wochen lang bei ihnen gewohnt hat. Die Mädchen finden aber nichts und kommen etwas verstört wieder zu der Gesellschaft, welche in gewöhnlicher Ordnung schwagt und ist und trinkt. Da macht es eine Pause von einer halben Stunde, dann aber beginnt es von Neuem zu klingen, aber nicht allein in die Ohren der beiden Mädchen, sondern die ganze Gesellschaft hört es. Die beiden Mädchen rauschen nun außer sich wieder hinunter, indem sie rufen: „gewiß, es ist Dypen und der Schelm hat sich irgendwo versteckt.“ Und es vergehen wohl fünf Minuten, da kommen die Mädchen ganz blaß und verstört zurück. Sie bleiben sehr still und unten bleibt es nun auch still und nichts wird mehr gehört. Und still und etwas verstört geht bald die ganze Gesellschaft auseinander. Die Mädchen aber und unser Elias haben sich Tag und Stunde wohl gemerkt und es hat sich aus der Vergleichung mit den Zeitungen und den Aussagen der Freunde von Dypen's ergeben, daß er an jenem Abende bei einem Gefechte in Frankreich gefallen war. Dieser Major von Dypen war Adjutant bei Blücher's Heer; als ein edler, für sein Vaterland und dessen Freiheit brennender Jüngling hatte er in Spanien mehrere Feldzüge gegen die Franzosen als Freiwilliger mitgemacht, hatte spanische Lieder und Citherspiel nach Deutschland mitgebracht

und jene Mädchen, in deren Herzen er wohl einige lebenswürdige Erinnerungen hineingefungen, oft mit seinem Spiele ergötzt.“ —

(Der englische Nagelorden.) Wenige Leser werden von diesem englischen militairischen Orden jemals etwas gehört haben und doch steht er in der englischen Armee im größten Ansehen. Um seine Entstehung zu schildern, müssen wir etwas weit ausholen. Es ist bekannt, daß unter allen Völkern die Engländer am innigsten von dem Sprichworte überzeugt sind: „im Weine wohnt die Wahrheit“. Die Engländer trinken deshalb auch gern und viel und kein Engländer schenkt einem Andern sein Vertrauen, bevor er nicht mit ihm getrunken und sich mit ihm betrunken hat. Am eifrigsten aber ist die Vorliebe für das Trinken und Betrinken immer in der Armee gewesen. Sonst, vor vierzig Jahren, (es kommen aber auch heute noch Beispiele vor) gaben wöchentlich die Officiere, welche zusammen zu speisen pflegen, ein öffentliches Diner, zu dem jeder seine Bekannten einladen konnte. Den Vorsitz bei diesen Dinern führten ein Präsident und ein Vicepräsident, von dem der eine an dem obern, der andere an dem untern Ende der Tafel saß und auf Ordnung zu halten hatte. War nun das Dessert aufgetragen und eine zureichende Menge von Weinflaschen herbeigebracht, so mußten alle Diener sich entfernen; der Präsident stand auf, nahm einen Nagel und einen Hammer und schlug den Nagel in die Thüre des Zimmers, zum Zeichen, daß nun Niemand mehr hinaus oder herein dürfe. Dann kehrte er an seinen Platz zurück, brachte feierlich die Gesundheit des Königs aus, die schweigend, aber stehend getrunken wurde, worauf die Flaschen zu kreisen begannen und bald allgemeine Trunkenheit sich einstellte. Nur der Präsident mußte sich tapfer halten, denn es war ihm vorschrittmäßig untersagt, früher sich zu betrinken, als alle übrigen unter dem Tische lagen. Weigerte sich Einer der Gäste zu trinken, wenn die Flasche zu ihm kam, was regelmäßig alle zwei Minuten geschah, so bedrohte ihn der Präsident zuerst mit einer Strafe und dann mit der Verachtung aller Kameraden.

Dieses gewaltige Trinken auf Commando hat seit 1815 in der englischen Armee angehört, nicht aber das Trinken überhaupt; dieses ist nur graziöser oder civilisierter geworden, denn der Rausch wird selbst von dem besten Tone und von der höchsten Fashion anerkannt. Seit 1830 besteht denn in allen englischen Regimentern eine sogenannte Nagelgesellschaft (zur Erinnerung an den berühmten Nagel, der sonst feierlich in die Thüre geschlagen wurde) und die Mitglieder erscheinen in den Versammlungen mit dem Ordenszeichen, einem silbernen Nagel, den sie an einem blauen Bande am Halse tragen. Sie machen sich bei der Aufnahme in den Nagelorden verbindlich, monatlich ein Mal zusammen zu kommen und zwar bei einem von ihnen der Reihe nach, bloß zu dem Zwecke, sich in guter Gesellschaft einmal recht ordentlich zu betrinken oder, wie sie sich malerisch auszudrücken pflegen „einen Nagel zu ihrem

Sarge zu schmieden.“ Ein englisches Sprichwort, dem man allgemein Glauben schenkt, versichert indeß, eine zu regelmäßige, von gar keiner Ausschweifung unterbrochene Lebensweise sei der Gesundheit nachtheilig und monatlich einmal müsse der Mensch über die Schnur hauen, wenn er sich wohl befinden und lange leben wolle. Die Förderung dieses Zweckes läßt sich denn der ehrenwerthe „Nagelorden“ angelegen sein.

(Konstant, Napoleons Kammerdiener.) Konstant, der bekannte Kammerdiener des Kaisers Napoleon, ist in diesen Tagen, vergessen, gestorben. Er hieß eigentlich Konstant Bairy und war 1778 in Peruwels, einer kleinen Stadt in Belgien, geboren, wo sein Vater ein Gasthaus inne hatte. Der elfjährige Konstant, ein hübscher Knabe, gefiel dem Grafen von Eure, der ihn mit nach Tours nahm, um ihn da mit seinen Kindern erziehen zu lassen. Er wurde für die Kirche bestimmt, aber es erwartete ihn ein anderes Geschick. Kaum war er ein Jahr bei dem Grafen Eure, als dieser mit seiner ganzen Familie sich genöthiget sah, auszuwandern, um den Revolutionärgewalt zu entgehen. Konstant dagegen wurde, so jung er auch noch war, verhaftet und für verdächtig erklärt, doch schämte sich das Gericht von Tours, einen Knaben zum Tode zu verurtheilen und derselbe erhielt deshalb Befehl, die Stadt binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen. Ohne Geld und hungernd kam der Knabe in St. Amand an, aber die Stadt war in der Gewalt der Oesterreicher und er konnte nicht in dieselbe hinein. Ein mittheidiger Mann fand ihn auf der Straße, erbarmte sich des Armen und brachte ihn nach Paris zu einem Kaufmanne. Später lernte er den Friseur der Mad. Bonaparte kennen und kam durch dessen Empfehlung zu Eugen Beauharnais, dann zu Josephinen selbst und 1800 endlich als Kammerdiener zum ersten Consul. Von da an verließ er vierzehn Jahre hindurch Napoleon nicht ein Mal; er folgte ihm auf allen Feldzügen in Italien, Deutschland und Rußland und diente ihm mit der aufopferndsten Treue, was der Kaiser auch anerkannte, indem er ihm gegen seine Gewohnheit mehrmals Geschenke machte, seinen Gehalt auf 12,000 Fres. brachte und ihm endlich am Tage vor seiner Abdankung 100,000 Fres. schenkte. Dieses Geschenk aber wurde für ihn die Quelle des Unglücks. Als der Kaiser nach Elba aufbrechen wollte, fragte der Großmarschall Konstant, wie viel er in der ihm anvertrauten Kasse habe. Konstant nannte die Summe, und der Kaiser hatte auf 100,000 Fres. mehr gerechnet. Da erzählte Konstant, daß Napoleon ihm diese Summe geschenkt habe, aber der Kaiser erinnerte sich dieses Gesenktes nicht mehr. Mit gebrochenem Herzen und in Verzweiflung zahlte Konstant die 100,000 Fres. zurück, weigerte sich aber nun auch, dem Kaiser nach Elba zu folgen und keine Bitte, keine Anerbietung vermochten ihn von dem einmal gefaßten Vorsatz wieder abzubringen, denn Konstant verzog es seinem Gebieter nicht, daß er am Tage seiner Abdankung an Wichtigeres als an das Geschenk von 100,000 Fres. gedacht hatte; er schmollte und ließ den Kaiser allein in die

Verbannung gehen. Im Jahre 1829 erschienen „Denkwürdigkeiten“ Konstant's, die er indeß nicht selbst geschrieben hat, da sie von Billemares nach der Erzählung desselben verfaßt wurden. (Eine deutsche Uebersetzung dieser Denkwürdigkeiten in 6 Bänden ist in Leipzig in Baumgärtner's Buchhandlung erschienen.)

Generalcorrespondenz.

Dem Generalmusikdirector Meyerbeer scheint es in Berlin nicht mehr zu behagen, da er, wie man sagt, schon zum zweiten Male um seine Entlassung gebeten hat. Das erste Mal wurde sie ihm von dem Könige in einem schmeichelhaften Schreiben versagt. — Der andere Generalmusikdirector, Mendelssohn, hat bekanntlich seine Entlassung nach zweimaliger Bitte auch erhalten und der dritte, Spontini, bekam sie unerbeten. —

In einer New-Yorker Zeitung findet sich die Anzeige, daß „fünftausend junge Frauenzimmer in Texas ein Unterkommen als Ehefrauen finden können. —

Auf den philippinischen Inseln ist der letzte Tag des vorigen Jahres verloren gegangen oder vielmehr mit Beschlag belegt worden und zwar auf Befehl der Behörden, welche auf diese Weise — ihren Kalender in Ordnung bringen wollten. Dieser Kalender ist nämlich bisher immer seltsamer Weise um einen Tag gegen Macao, Batavia &c. zurückgewesen und diese Eigenthümlichkeit wird auf folgende Weise erklärt. Magelhaen, der Entdecker der Philippinen, kam da an, nachdem er von Spanien aus mehr als die Hälfte der Erde umschiffet hatte. Er berechnete aber den Unterschied von beinahe 17 Stunden in der astronomischen Zeit nicht, welchen die Verschiedenheit der Länge gab, und spätere Reisende, die in Manilla ankamen, wunderten sich immer, daß sie stets einen Tag früher da erschienen, als ihre Rechnung eigentlich betrug. Um diese Unannehmlichkeit zu beseitigen, wurde der 31. December 1844 dort auf Befehl unterdrückt, so daß auf den 30. December sogleich der 1. Januar 1845 folgte. —

Die Spanierinnen verdienen ihren Ruf von Eifersucht und Grausamkeit jetzt noch eben so sehr wie in frühen Zeiten. Ein jugendlicher Don Juan versuchte kürzlich in Madrid, wie viele Schöne er gewinnen könnte und knüpfte ein Liebesverhältniß mit drei Mädchen zu gleicher Zeit an, in der Absicht, nach einiger Zeit alle drei zu verlassen. Aber die Spanierinnen verstehen in Sachen der Liebe keinen Spaß. Kaum hatten die drei Mädchen erfahren, daß sie betrogen wären, als sie sich sofort vereinigten, um sich zu rächen, während unsere schönen Bandmännchen sich sicherlich mit einigen Thränen begnügt hätten. Sie lockten den Ungetreuen zu einem Rendezvous, stießen über ihn her und verwundeten und verstümmelten ihn dergestalt, daß er nach wenigen Stunden den Geist aufgab. —

Ueber Felsberg, von dem man lange nichts mehr gelesen, kommt uns aus Chur folgende Mittheilung zu: Seit einiger Zeit ist es zwar wieder ruhig, aber noch immer schwebt Das mokes Schwert über der armen Gemeine. Stets werde ich mich erinnern, wie in den Tagen des ersten Schreckens (September 1843), als ich die Stätte der Zerstörung zu besuchen ging, Abends die armen Leute mit ihren Kindern und weniger Habe in kleinem Bündel mir begegneten, um für die Nacht eine sichere Stätte zu suchen, und wie ich dann an Ort und Stelle unter den Felsblöcken umherstieg, da schaute ich wohl manchmal hinauf zur entsetzlichen Höhe, ob sich nicht etwa ein Stückchen losmache, um dann bis zu seinem Niedersturz zu einem furchtbaren Klumpen sich zu vergrößern. Als endlich die letzte Dämmerung schon das Dunkel der Nacht auszubreiten anfing, und die schauerliche Werkstätte der zerstörenden Natur sich in tiefes Schwarz verhüllte, gleichsam als begönne diese nun wieder ihre meist zur Nachtzeit sich ereignenden grausenhaften Scenen vorzubereiten, da fing es an, mir unheimlich zu werden auf dieser todesstillen Stätte der Verwüstung und ich eilte heim nach der Stadt, in die sichere Wohnung.

Und die Gefahr für die Bewohner Felsbergs ist in der That groß. Die Masse der lockeren, den Absturz drohenden Felsen vermag man nicht zu schügen. Sie umfaßt jedenfalls viele Millionen Kubikfuß dichtes schweres Gestein. Ob sie heute oder morgen, in nächster Zeit oder in Jahren, auf einmal oder allmählig herabkommt, kann Niemand sagen, das weiß nur der, der diese Berge aufgethürmt hat. Keine Ingenieurkunst, keine Mechanik kann untersuchen, wie es mit der Bewegung und Schwerkraft dieser gewaltigen Masse aussieht, ob sie gerade niederfällt, oder weit hinausstürzt, ob sie nur den nächsten Raum bedeckt, oder das Dorf mit seinen Bewohnern begraben oder sogar dem Vater Rhein, der doch hier schon ziemlich bedeutend ist, gebieten wird, in seinem Laufe stehen zu bleiben. Mögen, wenn eine solche furchtbare Katastrophe einbrechen sollte, Felsbergs Bewohner nicht ahnungslos in sicherem Schlummer liegen, denn es könnte die Auferweckung eine schreckliche sein, wenn die Masse der Felsen, ohne etwa vorher die gewohnten Anzeichen vorauszusenden, in ihrem alle Berechnung überschreitendem Umfang bei Spaltentiefen von 150 Fuß durch das unendliche Ueberwiegen des Schwerpunktes von ihrer Grundlage sich abwälzt und mit entsetzlichem Schwung in das Thal der Vernichtung hinabstürzt.

Der Platz, auf welchem die Felsberger sich neu ansiedeln wollen, liegt etwas weiter hinab am linken Ufer des Flusses unter dem sogenannten Schloßhügel. Eine Commission leitet den Bau von Neu-Felsberg und die Verwendung der eingehenden Hilfsgelder. Sind bereits bedeutende Summen von vielen Seiten gespendet worden, so fehlt freilich noch viel zur Erreichung des nachstehend angegebenen Bedarfs. Die Kosten sind nämlich so veranschlagt:

Kirche, Pfarr- und Schulhaus	30,000 Fl.
134 Wohnhäuser, sammt Stallung und Hof	282,400 "
Auffüllung des niedrigen Terrains	5,000 "
Ankauf von 13,000 Quadratlasten Privatboden	6,500 "
Wasserbauten	83,396 "
eine neue Communicationsbrücke über den Rhein	14,000 "
	421,296 Fl.

Zum Schluß bemerken wir, daß einige Künstler sich bemühten, Ansichten von dem Schauplatz der Zerstörung zu liefern, namentlich hat sich der Maler Högger aus St. Gallen sehr viel damit bemüht, und ist deshalb mit wahrer Berwegenheit oben an den gerissenen Felsen herumgeklettert, um alles in Augenschein zu nehmen. Er hat gegen 50 Blätter gezeichnet und dazu mitunter Standpunkte genommen, wo er auf der äußersten Spitze eines Felsen saß, die Füße gegen den schauerlichen Abgrund hinabhängend. — (Wir werden in der nächsten Nr. eine Ansicht von Felsberg und eine weitere Beschreibung mittheilen.) —

In Rom, wo die Censur erfunden wurde, erhält sich dieselbe fortwährend als Muster. In Rom darf weder Rossini's „Wilhelm Tell“, noch Verdi's „Johanna d'Arc“ auf der Bühne erscheinen; und da man sie doch hören wollte, so sah man sich genöthiget, Wilhelm Tell in „Rudolph von Stirling“ zu verwandeln und in Schottland spielen zu lassen, so wie die „Jungfrau von Orleans“ gar in mohamedanisches Gewand zu hüllen und unter dem Namen „Drietta von Lesbos“ nach dem Archipel zu versetzen. — Ein neuer italienischer Componist, dessen Ruhm von Tage zu Tage steigt, heißt Tanelo Mabelini, dessen neueste Oper „die Venetianer in Constantinopel“ durch seltenen Melodienreichtum und geistvolle Instrumentirung sich auszeichnen soll. —

Man will in unsern Tagen Alles ganz genau wissen und deshalb wird alles berechnet. Man weiß jetzt z. B., daß die englischen Zeitungen jährlich nahe an zwei Millionen Ankündigungen und Anzeigen aller Art enthalten und daß die meisten davon die bekannte Zeitung, Times, bringt, nämlich ein Viertel von der ganzen Summe, da sie im Durchschnitt täglich 700, bisweilen aber sogar 1200 enthält. Das ankündigungslustigste, wie überhaupt rührigste, Volk sind die Nordamerikaner; die Zeitungen in den Vereinigten Staaten enthalten jährlich über zehn Millionen Anzeigen aller Art. — In Deutschland hat die Anzeigen noch Niemand gezählt, gewiß ist aber, daß wir auch darin den Engländern nachstehen. Die erste öffentliche Ankündigung erschien in England 1649 und betraf ein gestohlenen Pferd. —

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 31.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

M ü s : A I I.

Ein Bild aus meiner Jugend.

Von Ludwig Storch.

(Beschluß.)

Der Pfarrer, erst schon ein stolzer unfreundlicher Mann, wurde ein finsterner, heftiger, übelwollender Tyrann, nicht nur gegen sein Gesinde, gegen seine Weichkinder, sondern auch gegen Frau und Kind und Jedermann. Auf den Schulzen und die Gemeinde hatte er einen abscheulichen Haß geworfen, und wo er ihnen Aerger und Schaden zufügen konnte, that er's mit besonderlichem Fleiß. Die Prozesse zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde haben so lange gedauert, wie Ersterer lebte. Er hat die Gemeinde so weit gebracht, daß sie den Brauhäusbrunnen, der, wie Du weißt, durch den Pfarrhof läuft und dort einmal mittels eines Hahns benützt werden kann, abgraben und durch die Schulhöhle*) hat leiten lassen müssen, was ihr einige Tausend Thaler Unkosten verursacht hat. Und dazu schalt er sie alle Sonntage von der Kanzel herab tüchtig aus, bis zuletzt fast Niemand mehr in die Kirche ging. Die Gemeinde bat sowohl den Patron als auch das Consistorium mehrmals um einen andern Pfarrer, aber sie fand kein Gehör, und Zeitschel wollte durchaus in der Ruhe bleiben, dem Schulzen und der Ge-

meinde zum Tode und Dampf. Aber Gottes Strafgericht ereilte ihn bald genug und auf eine Weise, deren er sich am wenigsten versehen hatte. Die beiden Finger nämlich, die er beim falschen Eidschwur — Gott zum Zeugen anrufend, daß er die Wahrheit gesagt — gen Himmel gestreckt hatte, gingen allmählig an und starben ab. Dadurch nahmen sie eine blaue Farbe an, wie die Leiche eines Menschen, der am Schlagfluß gestorben ist. Alle Arzneien seines Schwiegervaters halfen nichts dagegen; die Finger blieben blau. Er trug nun zwar stets Handschuhe und predigte selbst in solchen, aber die Leute wußten doch, was darin steckte und sagten: der falsche Eid ist ihm in die Finger gefahren. Er ist aber nichts destoweniger noch lange in seiner trohigen Verblendung beharrt und hat behauptet, er habe die Finger erfroren. Und so hat er sich denn auch für die Kirche malen lassen, die beiden Finger, auf die Bibel gelegt, recht weiß und roth, und der Maler hat sein Uebriges gethan, daß kein blaues Fleckchen an den beiden Fingern auf dem Bilde war. Der verbrecherische Mann hat also Gott geradezu herausgefordert. Und siehe nach etlichen Jahren sind auch die gemalten Finger allmählig blau geworden und immer blauer, bis sie nach zehn Jahren die Farbe der wirklichen Finger gehabt haben. Nun ist er in sich gegangen und hat keine Nacht mehr schlafen können; er ist durch das Haus wie ein Gespenst gewandelt und ganz von Fleisch gefallen. Aber seine Sünden vor den Menschen zu bekennen, dahin hat er

*) Hohlten, Hohlwege heißen die zwischen den Gärten am Berge ins Thal herablaufenden Fußwege.

es nicht bringen können, wahrscheinlich aus Furcht vor der Strafe. Er ist endlich elendiglich in seinen besten Jahren gestorben, ein wahres Knochengeriſte, und hat drei Tage mit dem Tode ringen müſſen, dabei iſt ihm die Zunge brandſchwarz aus dem Munde herausgewachſen bis über das Kinn herab. Nachher haben die Leute geſagt, der Teufel habe ihn alſo gewürgt.

Aber merkwürdiger Weiſe iſt mehrere Jahre vor ſeinem Tode die Vermuthung, welche die Leute von Gretliesens Verſchwinden gehabt, beſtätigt worden.

Dhnggefähr achtzehn Jahre darnach kam ein Brotteröder Handeſmann, Namens Schwarzkopf, auf den Gedanken, eine Handelsreiſe nach Deſterreich zu machen, um ſich neuen und größern Abſatz für ſeine Waaren zu verſchaffen. Er iſt auf dieſe Weiſe durch Tyrol gereiſt, und da hat man ihm gerathen nach Venedig zu gehen. Einmal nicht weit davon, hat er den Rath befolgt und hat großen Vortheil davon gehabt. Er iſt ſchon über eine Woche in Venedig geweſen und ſieht im Begriff nächſter Tage wieder abzureiſen, da begegnet ihm eines Abends auf dem großen Plage, der zur Zuſammenkunft der Einwohner dient, mitten im Menſchengebränge eine Dame, die plötzlich bei ſeinem Anblick ſtehen bleibt und ihn von Kopf bis zu Fuß aufmerkſam betrachtet. Endlich fragt ſie ihn in einem ihn anheimelnden Sprachton: „Ihr ſeid wohl ein Deutſcher, mein Herr?“

„Das bin ich,“ verſetzte er, „und wie ich an Euerer Sprache höre, ſeid Ihr eine Landſmännin von mir; ja Ihr müßt, Euerem Tone nach zu urtheilen, ſogar aus meiner Gegend am Thüringerwalde ſein.“

Er hat aber noch nicht recht ausgerebet, da ſchreit ſie ſchon ganz wie außer ſich: „Herr Jeſus Chriſtus! Mann, Ihr müßt aus Brotterode ſein, Euerer Sprache nach.“

„Und Ihr aus der Ruhl, der Euerigen nach.“

„So iſt's, ich bin eine Ruhlerin.“ Nun geht die Freude von beiden Seiten an. Es giebt ſchier keine herzigere Freude, als wenn ſich Landſleute in fernern Ländern treffen. — Die Dame war unſere Gretlies; ſie nahm Herrn Schwarzkopf mit in ihr Haus und da ergab ſich, daß ſie die Frau eines reichen Goldſchmieds war. Sie führte ihren Mann und ihre meiſt ſchon erwachſenen Kinder herbei. Das war eine Freude und ein Jubel in dem Hauſe, als ſei ein großes Glück darin eingelehrt. Der Brotteröder hörte mit Erſtaunen, daß der Venetianer in den Brotteröder und Ruhler Bergen bewanderter war, als er ſelbſt,

und nicht nur ſeine Frau, ſondern auch die Grundlage ſeines Reichthums dorthier geholt hatte. Er war Einer von den Vieren, die in der Ruhl gewohnt und Gretlies aus dem Pfarrhauſe entführt hatten. Gretlies ſagte zwar zu Herrn Schwarzkopf, ſie ſei freiwillig mitgegangen; denn merkwürdiger Weiſe bewahrte ſie noch immer Liebe und Anhänglichkeit in ihrem Herzen an den treuloſen Pfarrer. Es kam aber, wie Du gleich hören wirſt, die Wahrheit doch heraus. Der Brotteröder ſollte ihr nun viel von ihrer Mutter und ihren Geſchwiftern und andern Leuten in der Ruhl erzählen; Herr Schwarzkopf kannte die Erſtern aber nicht und wußte von Andern gerade auch nicht viel. Aber an ſeinen wenigen Mittheilungen ergöhte ſich Gretlies ſchon über die Maßen; ſie hatte ja, ſeit ſie fort war, aus der lieben Heimath nichts wieder gehört noch geſehen. Der werthe Landſmann mußte eine ganze Woche in ihrem Hauſe wohnen und wurde trefflich bewirthet, und durch den Goldſchmied machte er erſt recht gute Geſchäfte. Als er endlich abreifete, trug ihm Gretlies tauſend Grüße an alle Verwandte und Freunde im Geburtsorte auf und gab ihm an Mutter und Geſchwifter Geſchenke mit. Vor Allem aber bat ſie ihn, daß er doch ja eins ihrer Geſchwifter bewegen ſolle, ſie zu beſuchen und, wenn es anging, ganz bei ihr zu bleiben.

Das ſoll eine Freude und Luſt geweſen ſein in der Familie meiner Urgroßmutter, als Herr Schwarzkopf in die Ruhl kam, wie ſich kein Menſch hat erinnern können. Gretliesens Mutter lebte noch, ihre Geſchwifter waren alle verheirathet bis auf Zines, meinen Großvater; der war ein Burſche von vierundzwanzig Jahren geworden, und dieſer faßte ſofort den Entſchluß, mit dem nächſten Frühjahr nach Venedig zu wandern. Er war den Herbſt und den Winter über ſehr fleißig, und er ſoll ein tüchtiger Meſſerſchmied geweſen ſein, und holte ſich noch manche Reiſeinſtruction von Herrn Schwarzkopf in Brotterode. Den Tag nach dem Oſterfeſt brach er auf, ſein kalbledernes Fell-eiſen auf dem Rücken und einen tüchtigen Knotenſtock in der Hand. Er iſt über Wien und Trieſt gereiſt und nach ſechs Wochen glücklich in Venedig angelangt; er hat auch ſeine Schweſter nach Herrn Schwarzkopfs genauer Angabe bald aufgeſunden, obgleich er kein Wort italieniſch verſtanden hat. Du kannte Dir wohl denken, wie er aufgenommen worden iſt, da Gretlies ſchon an dem ihr fremden Brotteröder Mann ſolch eine große Freude hatte. Er hat der Gretlies Tage

und Wochen erzählen müssen, Alles, was er nur wußte, und sie hat sich doch nicht satt daran hören können. Nachher hat sie ihm erzählt und hat es gestanden, was sich zwischen dem Herrn Pfarrer und ihr begeben und hat ihm auch die Quittung über das Geld gezeigt, wofür sie verkauft worden war. Er hat ihr aber zuschwören müssen, wenn er je wieder in die Ruhl komme, nichts zu verrathen und dem Pfarrer nicht zu schaden. Ihr Mann aber hat dem Tines erzählt, sie, die Venetianer, hätten längst den Fleiß, die Ordnungsliebe und Reinlichkeit der Ruhler Mädchen bewundert und gewünscht, eine solche als Magd mitnehmen zu können. Deshalb wäre ihnen der Handel mit dem Pfarrer sehr gelegen gekommen. Durch die Quittung hätten sie sich sicher stellen wollen, wenn ihnen das Mädchen etwa unterwegs Verdrießlichkeiten machen würde. Sie sei aber nicht nöthig gewesen; denn die Gretlies sei geduldig, wie ein Opferlamm zur Schlachtbank, ihrem Schicksal entgegengegangen und habe sich darein gefügt, ihr Vaterland auf immer verlassen zu müssen. Und da hat die gute Gretlies hinzugesetzt, sie hätte bald genug eingesehen, daß der Herr Pfarrer nur auf diese Weise von Schande und Verderben zu retten gewesen sei.

Tines, mein Großvater, ist fast zwei Jahre in Venedig gewesen und hat dort viel schöne und nützliche Dinge gesehen und gelernt. Als er endlich wieder in die Ruhl gekommen, hat er sich so verändert gehabt, daß ihn fast Niemand mehr gekannt. Er hat einen Kasten auf dem Rücken gehabt, in welchem viel schöne Geschenke von Gretlies an die Ihrigen, auch sonst noch mancherlei Kram gewesen ist, und in einem Behälter dieses Kastens haben vier Paar weiße Mäuse gesteckt, die er in Venedig zum Geschenk erhalten und ganz besonders lieb gehabt hat. Kein Mensch in der Ruhl hatte vor diesem etwas von weißen Mäusen gesehen und gehört, und deshalb staunten alle Leute die niedlichen Thierchen an. Aber noch mehr! Tines hatte auch eine schöne Zither mitgebracht und konnte zu aller Menschen Ergötzen wunderschöne Stückchen darauf spielen. Wenn er nun seine Mäuschen auf den Tisch oder in die Stube spazieren ließ und gewisse eigenthümliche Tanzweisen auf der Zither spielte, so tanzten die Thierchen die schönsten und kunstreichsten Tänze. Da sind denn die Ruhler Leute, vorzüglich die Kinder, schaarenweise herzugezogen und haben die Mäuschen tanzen sehen und Tines' schönes Spiel gehört. Viele haben's gar nicht begreifen können und

meinen Großvater für einen Hexenmeister gehalten und ausgeschrien. Bald hat man ihm den Namen „der Mäuser“^{*)} oder „Müs-Tines“ gegeben. Er hat die Mäuschen zeit seines Lebens sehr lieb gehabt, hat sie gehegt und gepflegt, und da sie sich vermehrt, so hat er den Jungen immer wieder das Tanzen gelehrt. Er hat sich verheirathet und ist ein ehrlicher Messerschmied gewesen; sein ältester Sohn war aber mein Vater, der das Zitherspiel auch gelernt und die Mäuschen, obwohl heimlich, auch zeit seines Lebens gehegt hat. Deshalb hieß er Müs-Gür. Und ich war meines Vaters einziges Kind, und auf mich ist die Kunst des Zitherspiels und der Abrichtung der Mäuschen gekommen. Es ist eine schwere und geheimnißvolle Kunst und Du darfst keinem Menschen etwas davon sagen, daß ich sie verstehe. Dann sollst Du sie von mir lernen, wenn Du größer geworden bist; denn ich habe ja keine Kinder und Dich lieber, als wenn Du mein eignes Kind wärst. Aber Du mußt durchaus über Alles, was Du heute bei mir gesehen und gehört hast, das tiefste Schweigen beobachten, sonst bekommst Du einmal die Zither und die Mäuschen nicht; und ich lehre Dich nichts. — Erst als der Pfarrer todt war, hat mein Großvater die Geschichte seinen Geschwistern erzählt; so lang der Pfarrer noch lebte, erklärte Tines bloß, er könne bei diesem Manne nicht in die Kirche und zum Abendmahl gehen; und der Pfarrer hat ihn nie dazu auffordern lassen, wie er wohl bei Andern gethan.“ —

Müs-All schwieg und ich versprach natürlich, reinen Mund zu halten und schauerte vor Entzücken, einst der Besitzer des tiefen Geheimnisses werden zu sollen und die Mäuschen auch tanzen lassen zu können. Auf meine neugierigen Fragen erfuhr ich noch mancherlei, so auch, daß die weißen Mäuschen sich hatten einfallen lassen, sich mit grauen zu vermischen, und daß dadurch die Scheckchen entstanden seien; ferner daß der dicke Kater dazu da sei, daß die Mäusebrut sich nicht zu stark vermehre. Ueber zwölf Paar durften sie nicht anwachsen; was darüber gedieh, versiel dem Kater, der davon so fett geworden war. —

Sei es nun, daß die Erzählung der wunderbaren Begebenheiten meine noch schwachen Nerven zu stark angegriffen, oder die Sünde, die der Pfarrer mit der schönen Gretlies begangen, mir zu großes Kopfbrechen

*) Mäuser.

verursachte — Mús.-Al wollte sich trotz meiner Fragen und Bitten auf keine nähere Erklärung derselben einlassen — oder ich überhaupt zu früh ausgegangen war, genug ich bekam einen so heftigen Rückfall der Krankheit, daß ich wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte. In dieser gefährlichen Zeit hatte ich die heftigsten Fieberphantasien von den tanzenden weißen Mäuschen, von Mús.-Al mit der Bither, die mir als mächtige Zauberfee erschien, von dem furchtbaren Pfarrer mit den blauen Fingern, von der schönen Gretlies in Venedig, vom reichen Goldschmied, der mit Zaubersprüchen die Berge öffnete und das rohe Gold herausholte und von Mús.-Tines mit dem herrlichen Bitherspiel und der klangvollen Stimme. Meine bekümmerte Mutter konnte sich das Alles nicht erklären. Und auch nachher hielt ich mein Schweigen gewissenhaft, theils weil ich es Mús.-Hannen versprochen hatte, theils in der Hoffnung, einst Herr der Mäuschen, der Bither und der geheimnißvollen Kunst zu werden. Diese Hoffnung ist nie erfüllt worden. Das Leben entführte mich meinem Thale, ehe Mús.-Al Gelegenheit fand, mir lehrreiche Mittheilungen zu machen. Auch schien sie ihr Versprechen gereut zu haben, und ich fand es sonderbar, daß sie mir die Mäuschen nie wieder zeigte. Vielleicht habe ich doch geplaudert; ich weiß es nicht. Als ich sie aber später einmal bat, die Mäuschen doch wieder vor mir tanzen zu lassen, sah sie mich plötzlich mit einem unheimlichen abscheulichen Blick an und rief bitterböse: „Was sagst Du, abscheulicher Junge? Wenn ich wieder ein solches Wort von Dir höre, darfst Du mir nicht wieder ins Haus kommen.“ Ich erschrak und wagte nie eine zweite Bitte in dieser Beziehung an sie.

Wenn ich später als langaufgeschossener Schuljunge in die Kindtaufskirche mußte — ein mir verhasster Zwang — führte mich der Weg dicht unter dem Bilde des Pfarrers Zeitschel vorbei, und ich konnte mich kein Mal eines stillen Schauders erwehren. Es war mir, als läse ich in den finster blickenden Augen des Bildes, es sei ihm bewusst, daß ich in das Geheimniß seiner Sünden eingeweiht sei; denn da wußte ich schon recht gut, was zwischen dem Pfarrer und der schönen Gretlies vorgefallen war, und meine lebhafteste Phantasie nahm immer das Bild für den Pfarrer selbst. Es drückte mich unbeschreiblich, daß ich aus dem verbrecherischen Blute dieses Mannes abstammte; aber ich gewann die Ueberzeugung, es sei von seinem Geiste nichts auf mich gekommen.

Nachher, als ich schon ein langhaariger deutschberockter Schüler des Gothaischen Gymnasiums war, versicherte mich einmal ein kluger Mann in der Ruh, die Schuld des Pfarrers hinsichtlich der Magd sei nie bewiesen worden, ja nach den Umständen nicht einmal wahrscheinlich gewesen; die Gemeinde, mit der er stets in Rechtsstreitigkeiten gelebt, habe ihm nur aus Rache die böse Geschichte angedichtet. Die Gretlies habe jedenfalls mit dem Italiener vertraute Bekanntschaft gemacht und sei; als sie die natürlichen Folgen des unerlaubten Umgangs mit dem fremden Manne gespürt, mit demselben geflüchtet. Die blauen Finger auf dem Bilde seien ein Spiel des Zufalls oder eine Ungeschicklichkeit des Malers. Die Geschichte mit dem Brotteröder Kaufmann sei nicht wahr, und der Bruder der entflohenen Magd sei nie nach Venedig gekommen. Das seien lauter Volksfagen. Ich wußte nicht, ob ich mich für diese Aufklärung bedanken sollte; denn sie zerstörte grausam einen meiner schönsten und schauerlichsten Jugendträume; sie warf die Poesie in Mús.-Al's ganzer Erscheinung in den Staub der Wirklichkeit; sie zog ihre Gestalt und die ihrer Vorfahren aus dem mystischen Halbdunkel des Wunderbaren in das helle Licht des Gewöhnlichen.

„Aber die weißen Mäuschen?“ sagte ich halb erschrocken. Der Mann sah mich bestreuet an, und ich gab ihm die nöthige Erklärung.

„Ob das nicht eine Fieberphantasie von Ihnen gewesen ist,“ versetzte er lachend. „Die Vorfahren dieser Mús.-Hanne waren Kammerjäger, und von dieser Beschäftigung führten sie den bezeichnenden Spitznamen.“

Ich fiel aus allen Himmeln heraus. Aber ich war undankbar und zerstreut genug, nicht nach der Freundin meiner Jugend zu fragen; ich war in der Meinung, sie sei längst gestorben. — Wohl zwölf Jahre später, und ein Vierteljahrhundert nach dem Tage, an welchem ich die schauerliche Geschichte von den blauen Fingern aus Mús.-Al's Munde gehört hatte, besuchte ich nach langer Zeit meinen Geburtsort einmal wieder. Ich stieg den Berg hinab, das schwergetäuschte, hartgedrückte Herz voll bitterer Wehmuth; meine Jugendhoffnungen waren alle als taube Blüten von meinem Lebensbaume gefallen. Schier scheu strich ich an den Häusern vorbei und sah mich plötzlich nur wenige Schritte von Mús.-Al's Hütte. Es stand Jemand am Schiebefenster gerade wie sie

einst daran gestanden hatte, und im Nu glänzte das bunte Bild meiner frühesten Jugend in den hellsten Farben der Erinnerung vor meiner Seele. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich der guten alten Frau, die mich als Kind so wohl gepflegt, nicht wieder gedacht hatte. Wie lange wird sie schon ruhen? dachte ich bei mir, und das venetianische Geheimniß ihr enthüllt sein? Unter diesen Gedanken bin ich am Fenster angekommen und werfe einen Blick auf die daranstehende Person. Erschrocken, ja entsetzt fahre ich zurück. Es ist ihr Geist! Sprachlos und wie erstarrt bleibe ich vor ihr stehen. Sie sieht mich mit den alten unheimlichen Blicken an, ihr Gesicht sieht aus wie verwitterter Stein. Großer Gott! sie ist es selbst, sie lebt! Die meine erste Erinnerung als uralte Greisin gekannt, steht noch lebend vor mir, dem schwergeprüften Manne. Ich nenne ihr meinen Namen und ein mattes Lächeln fliegt über ihre welken Züge, der Blick einer Wintersonne. Aber sie freut sich sehr, sie streckt mir eine Hand von Knochen mit blauer runzlicher Haut überzogen entgegen; sie macht mir keine Vorwürfe, daß ich mich nicht um sie bekümmert; sie spricht von meiner Kindheit und — o unerschöpfliches menschliches Gefühl! — eine Thräne schimmert in ihrem vertrockneten Auge. Mir strömten sie in Menge. Im Nu ward ich für einige Minuten zum Kinde, zum glücklichen Kinde. Ich plauderte viel mit ihr; ihre Stimme war noch stark und wohlklingend. Endlich fragte ich schier schüchtern:

„Leben denn auch die Mäuschen oder vielmehr ihre Nachkommen noch?“

„Was denn für Mäuschen?“ fragte sie befremdet.

„Nun die niedlichen weißen Mäuse, die so kunstreich nach Euerm schönen Bitherspiel tanzten.“

„Sie scherzen wohl? Ich und mein Vater haben nie eine Maus im Hause geduldet. Das werden Sie geträumt haben. Ja, ja, Sie waren als Kind gar ein lebhafter und merkwürdiger Träumer, und wenn Sie einmal so was Wunderliches geträumt hatten, behaupteten Sie stets keck, Sie hätten es erlebt, wirklich gesehen und gehört, so daß wir oft in Verlegenheit darüber gekommen sind.“

Diese Antwort that mir weh; ich fragte nicht weiter.

Miscellen.

(Ein Curiositätenhändler.) Die Leute, namentlich in den großen Städten, in London, Paris &c. verlangen fortwährend Neues, das ihre Schaulust reizt. Woher aber bekommt man die Riesen und Zwerge, die wilden Thiere, kurz alle Wunder? Die meisten dieser Lockmittel, welche dem Publikum das Geld aus den Taschen ziehen sollen, liefert neuerdings Amerika, wo in den Vereinigten Staaten ordentliche Handelshäuser bestehen, welche auf Bestellung solche Wunder liefern wie andere Tabak und Baumwolle. Das bekannteste dieser Häuser ist das eines Herrn Titus, der eben so viel oder noch mehr reiset als der ewige Jude. Erfährt er, daß es in irgend einem Theile der Welt ein Thier oder einen Menschen giebt, die irgend etwas Ungewöhnliches haben, so eilt er dahin und kauft oder miethet den außerordentlichen Gegenstand. Namentlich liefert er wilde Thiere und an ihn wenden sich deshalb hauptsächlich die Besitzer von Menagerien. Ist die Bestellung, die man bei ihm machte, in America auszuführen, so bricht er häufig selbst auf und er ist dann bisweilen sehr lange abwesend, er kommt aber auch nie ohne das Gesuchte zurück. Soll er Thiere aus Asien oder Africa liefern, so schickt er dahin seine Reisenden, die ihm die Elephanten, die Tiger, die Crocodile verschaffen. Auch hat er bei seinem Hause immer eine große Menagerie, in welcher die Thiere abgerichtet werden und ihre erste Schule durchmachen müssen. Van Amburg und Carter sind von ihm in die Welt ausgeschiedt worden; sie haben freilich auch den Ruhm erworben, aber Titus, dem allein alles Verdienst der Zähmung der Bestien zukommt, begnügt sich mit dem Bewußtsein seines Werthes und — dem Gelde, das ihm sein Geschäft einbringt. Auch den Zwerg Tom Thumb, der in London und Paris so viel Aufsehen machte, soll Titus in America entdeckt, gemiethet und auf Reisen nach Europa geschickt haben.

(Neue Folterarten in unsern Tagen.) Die Alten hatten ein Sprichwort: ex Africa semper aliquid novi, d. h. aus Africa erfährt man immer etwas Neues. Dieses Sprichwort hat heute noch seine Gültigkeit, namentlich seit die Franzosen ihr Wesen dort treiben. Ganz abgesehen von dem Verfahren dieser Kriegshelden gegen die Eingebornen des Landes, das, wenn auch nicht neu, doch in unserer Zeit ungewöhnlich und barbarisch ist, kommen unter ihnen selbst Dinge vor, welche man bei der „großen Nation“ am allerwenigsten suchen sollte. Um die Soldaten in Algier im Zaum zu halten und sie für begangene Vergehen zu bestrafen, hat man z. B. eine Reihe von Martern erdacht, die schlimmer nicht in den finstern Kerkern der Inquisition vorkamen und gegen die sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens in Europa erheben würde, wenn z. B. Rußland sich dergleichen Strafen gegen seine Soldaten erlaubte. Wir wollen nur einige der schlimmsten dieser Folterarten von neuester französischer Erfindung angeben.

Silo. Silo heißt eine tiefe Grube, in welche man die Soldaten hinabläßt, die sich eines Vergehens gegen die Disciplin zu Schulden kommen ließen. Der Raum darin ist so beschränkt, daß die Verurtheilten sich selten setzen oder legen können, weil sie sich meist in ziemlicher Anzahl darin befinden. Im Sommer ersticken die Armen darin fast vor Hitze und im Winter stehen sie bis an die Knie im Wasser oder in weicher Erde; zu jeder Zeit sind die Insekten eine entsetzliche Pein. Alle befinden sich völlig nackt darin. Sie bekommen nur Wasser und Brod und ihre einzige Beschäftigung und Unterhaltung besteht darin, daß sie einander ihre Abenteuer oder Verbrechen erzählen.

Diejenigen, welche durch den Silo nicht zu bessern sind, kommen an die Stange. Diese ist von Eisen oder Holz und ruht auf Pfählen in einer Höhe von etwa zwei Ellen. An diese Stange befestigt man durch eiserne Ringe den Verbrecher mit einem oder mit beiden Füßen, so daß dieselben höher kommen als der Kopf. So gefesselt liegt der Mann auf dem Rücken oder dem Bauche, den Tag über der africanischen Sonnenglut, in der Nacht der Kälte und der Feuchtigkeit ausgesetzt. Auch wird diese an sich schon fürchterliche Strafe dadurch noch raffinirter gemacht, daß man die Füße kreuzweise an der Stange befestigt und überdies die Arme des Verbrechers auf dem Rücken zusammenbindet, so daß er sich nicht rühren kann, oder man macht einen Fuß von der Stange los, biegt ihn aufwärts und bindet ihn mit den beiden Händen zusammen.

Reicht auch diese Strafe noch nicht aus, so folgt der Frosch, d. h. der linke Arm und das rechte Bein werden auf dem Rücken zusammengebunden und kreuzen sich da mit dem rechten Arme und dem linken Beine. So muß der Unglückliche auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegen. Liegt er nicht still, so kommt er an den Nagel, d. h. man hängt ihn mit so kreuzweis auf dem Rücken gefesselten Gliedern mittelst eines Stricks, der die Glieder zusammenhält, an einem Nagel oder einer Stange in der Schwebel auf. Er kann bei dieser furchtbaren Folter kaum athmen und seine Augen werden blutroth; das heißt der rothe Nagel. Reicht auch dieser nicht hin, den Sünder zu bändigen, so wird er zum zweiten Male aufgehängt und dabei färbt sich sein Gesicht blau-roth; das heißt der blaue Nagel und ihm widersteht auch der Verstockteste nicht.

Das ist die aufsteigende Reihenfolge der Strafen; die Unglücklichen, die sie bestehen müssen, haben sie aber auch rückwärts wieder durchzumachen, denn hat Einen der Nagel endlich weich gemacht, so muß er noch einige Zeit lang den Frosch leiden; hält er sich da gut und bittet er um Gnade, so macht man ihm ein Bein, dann das andere los, endlich bleibt er nur noch an der Stange befestigt und zuletzt büßt er seine Strafzeit da vollends ab, wo er begann, in der Grube oder dem Silo.

Man vergesse nicht, wenn man die Beschreibung dieser raffinirt grausamen Strafen liest, daß viele deutsche Landsleute in

dem französischen Heere in Africa dienen und daß wahrscheinlich auch mancher von ihnen in solcher Weise gemishandelt worden ist.

(Theodor von Kobbe.) Am 22. Februar d. J. starb bekanntlich Theodor von Kobbe, der bekannte Herausgeber der „humoristischen Blätter“, und wir machen Alle, die etwas Ausführliches über einen der liebenswürdigsten Menschen erfahren wollen, auf die eben erschienene kleine Schrift von Ad. Stahr: „Theodor v. Kobbe“ aufmerksam. Eine seiner vorzüglichsten Unterhaltungen waren seine Reiseausflüge, denn der Reiseverdruß kleiner Widerwärtigkeiten, schlechte Gasthöfe, schlechte Bedienung, Passscheereereien und alles, was sonst zu den kleinen Leiden reisender Menschen gehört, ward ihm zum Genuß, weil er aus allem humoristischen Honig sog. Auf einen schlechten Gasthof, auf einen Wirth, der seine Gäste prellt, konnte er sich lange vorher freuen. . . Werke der Kunst und Naturschönheiten interessirten ihn wenig, denn er suchte immer und überall nur „Menschen“ und eine Bekanntschaft, eine Persönlichkeit, die ihn anzog, ließ ihn die schönste Gegend vergessen. So geschah es einst auf einer Rheinfahrt, daß er am sonnigsten Sommertage auf dem Dampfboote zwischen Coblenz und Mainz die ganze Zeit in der Kajüte zubrachte, um einer ihm völlig unbekanntem schwer Kranken Frau Gesellschaft zu leisten und ihren Trübsinn durch seine heitern Erzählungen — die er meisterhaft vortrug — zu verschleichen. Als er zum ersten Mal eine Eisenbahnfahrt machte, übte diese höchste Erfindung des Jahrhunderts einen wunderbaren Einfluß auf ihn. Er konnte das Maschinenwesen und dessen unruhige Leblosigkeit nicht vertragen und — schlief nach zehn Minuten ein. Alles Mechanische war ihm zuwider, denn er vermochte nur dem Lebendigen etwas abzugewinnen. Da er, gleich einem neuen Diogenes, überall Menschen suchte, die sich durch irgend etwas Ungewöhnliches auszeichneten, so lernte er auch eine zahllose Menge von Personen kennen und darunter natürlich viele Originale, z. B. einen alten achtzigjährigen Chirurgen in Kiel, den er geschildert hat und der jeden Versuch, sich zu der „neuen Religion“ des Kieler Claus Harms zu bekehren, mit den Worten ab und zur Ruhe verwies: „der Harms soll sehr gut predigen und eine sehr brave neue Religion erfunden haben, welche die Menschen zu sehr guten Dingen anhalten soll; aber ich müßte doch ein niederträchtiger Kerl sein, wenn ich mich in meinen alten Jahren noch bessern wollte.“

(Eine Heldin.) Bei einer Jagd auf wilde Schweine, welche englische Officiere in Indien angestellt hatten und welcher auch die Frau des Capitän V. beizwohnte, die in ganz Indien als unübertreffliche Reiterin bekannt ist, kam ihr Mann halb von der eigentlichen Jagd ab, weil er, ein leidenschaftlicher Sammler von naturhistorischen Gegenständen, eine Familie von Affen einer Art erblickte, die er noch nicht besaß. Er verfolgte die Affenmutter mit den Jungen lange, ohne sie erreichen

zu können und als er endlich die Geduld verlor, schoss er aus ziemlich großer Entfernung auf die Thiere. Die Kessin fiel, der Capitain sprang sogleich vom Pferde, um seine Beute zu holen, aber in diesem Augenblicke fielen auch Hindus, Holzschläger, über ihn her. Der Affe ist nämlich ein in Indien heilig gehaltenes Thier und wird besonders in der Gegend verehrt, wo eben die Jagd stattfand. Die Tödtung eines Affen gehört deshalb zu den wenigen Handlungen, die ein Europäer in Indien nicht ungestraft wagen darf, da die Hindus leichter eine ihnen persönlich widerfahrene Beleidigung verzeihen. Dies erfuhr der Capitain V. zu seinem Schaden. Die Holzschläger hatten ihn bereits niedergeworfen und schickten sich eben an ihn zu erschlagen, als er unerwartete Hilfe bekam. Seine Frau, welche den im Lande herrschenden Aberglauben besser kannte wie er, hatte mit Besorgniß gesehen, daß er Affen zu verfolgen anfangte und war ihm nachgeritten. Seit einigen Minuten hatte sie ihn aus den Augen verloren; da hörte sie einen verzweifelten Hilferuf und erkannte seine Stimme. Im Galopp jagte sie geradeaus, über Felsen und Büsche, der Stelle zu, von welcher der Hilferuf ausgegangen war und bald erblickte sie ihren Mann an der entgegengesetzten Seite eines tiefen Hohlweges in den Händen von Mördern. Sie war allein und unbewaffnet; ein Abgrund trennte sie, aber sie trieb ihr Pferd an, das mit einem ungeheuern Sage über den Hohlweg hinwegsprang und erschien so plötzlich, mit funkenden Augen, die Reitgerte in der Hand, mitten unter den Wüthenden. Die Hindus meinten in ihrer abergläubischen Furcht, das Pferd müsse Flügel haben, da es für die Tiefe herübergekommen; sie hielten die Reiterin über eine Zauberin, verließen ihr Opfer und zerstreuten sich flüchtigen Fußes in dem Walde. Die beiden Gatten lehrten zu den Zelten zurück, aber da verließen die muthige Frau auch die Kräfte; die gewaltige Anstrengung und Aufregung warf sie aufs Krankenbette und sie siechte über einen Monat. Eines Abends endlich zeigte sie sich zum ersten Male wieder in Gesellschaft, auf einem Balle, und in dem Augenblicke, als sie in den Saal trat, erhoben sich alle anwesenden Frauen gleichzeitig, ohne daß sie sich vorher beredet hatten und alle anwesenden Herren verbeugten sich vor ihr. Diese allgemeine und unerwartete Huldigung rührte sie so, daß ihr die Thränen in die Augen traten; aber das, was sie für ihren Mann gethan und was die allgemeine Bewunderung erregt hatte, hielt sie für etwas ganz natürliches, das sich von selbst versteht.

(Der Pantoffel.) Eine so wichtige und geheimnißvolle Rolle auch der Pantoffel bei uns im Westen spielt, ob er gleich ein gefürchtetes Scepter in der Hand der Frauen ist, so hat er doch im Osten ein noch weit höheres Geschick. Ist eine muselmännische Frau von ihrem Manne beleidigt worden, denn auch dort sind die Männer wankelmüthig und ungetreu, so geht sie ganz einfach zu dem Kadi und legt einen Pantoffel (Papusch) verkehrt auf den Boden, so daß die Sohle nach oben

steht. Dies reicht hin. Ohne daß sie ein Wort weiter zu sprechen braucht, ohne eine weitere Erklärung versteht der Kadi den Sinn dieser Handlung und die so von der Klägerin verlangte Scheidung wird bewilliget. O wie viele Pantoffeln würden bei uns vor Gericht getragen werden, wenn die Frauen weiter nichts zu sagen und zu thun brauchten, um von ihren Männern geschieden zu werden!

Will dagegen die Türkin mit ihrem Manne sprechen, so zieht sie ihren Pantoffel (Schuh) aus und sendet ihm denselben durch eine Sclavin. Das heißt: „Komm schnell, mein Herr, deine Geliebte hofft voll Sehnsucht auf dich!“ Hat sie einen Besuch von einer Freundin erhalten, so stellt sie die Pantoffeln derselben vor ihr Zimmer, um so ihrem Manne anzuzeigen, es sei eine fremde Frau im Harem und er dürfe deshalb nicht hereinkommen. Dieses Pantoffelsignal, gegen das kein Muselman zu handeln wagt, wird freilich nicht selten auch benützt, wenn die Frau andern Besuch bei sich hat und nicht will, daß ihr Mann zu ihr komme. —

Merkwürdig ist auch, daß jeder Muselman in seiner Moschee seine Pantoffeln hat, die er anzieht, wenn er hineintritt und sie ablegt, wenn er sich wieder entfernt, so wie man bei uns in der Kirche einen Stuhl (Platz) oder in dem Theater eine Loge hat; an dem Eingange mancher viel besuchten Moscheen liegen so viel solcher Pantoffeln, daß sie einen hohen bunten Berg bilden.

Und woher kommt der Ausdruck: es weiß Niemand, wo mich der Schuh drückt? Der römische Senator Paulus Aemilius soll sich desselben zuerst bedient haben und zwar bei folgender Gelegenheit. Er hatte lange mit seiner Gattin Papyria gelebt, die ihm einen Sohn, den später so berühmt gewordenen Scipio Aemilianus, gegeben und endlich verstieß er sie. Seine Freunde versuchten ihn davon abzubringen, er blieb aber fest bei seinem Vorsatze, streckte statt aller Antwort seinen Fuß aus und sagte: „Ist dieser Schuh nicht neu? Ist er nicht schön? Und doch weiß Niemand, wo er mich drückt.“

Generalscorrespondenz.

Die Engländer machen ordentliche Jagd auf jeden Gegenstand, den ihnen China als Lauschkittel gegen die Waaren bieten kann, welche sie ihm in Menge zuführen. Schon hat man sehr viel rohe chinesische Seide nach England gebracht und man glaubt, die seidnen Stoffe werden sehr bald noch wohlfeiler werden als bisher; jetzt ist man aber auf einen neuen Rohstoff verfallen, auf das sogenannte chinesische Gras nämlich, welches alle Eigenschaften des Flachses besitzt, aber in weit vollkommenerem Grade als die bisher bekannten Arten, die es sämmtlich an Festigkeit, Feinheit und Länge der Fasern übertrifft. In Leeds ist bereits dieses Gras verarbeitet worden und

man erhielt einen Stoff, der dem französischen Batist gleich, aber ein ganz seidenartiges Ansehn hat. Die Damen haben also einen ganz neuen, sehr schönen Kleiderstoff zu erwarten, der überdies nicht sehr theuer sein wird, da China jenes Gras in unbeschränkter Menge liefern kann. —

Der bekannte Naturforscher Dr. Albert Koch, der in Missouri bereits die Knochen des Riesenthieres gefunden, hat neuerdings einen gleichen, ebenso merkwürdigen Fund in dem Staate Alabama gethan. Er fand nämlich in einer Tiefe von 32 Fuß unter der Oberfläche des Bodens das vollständige Gerippe eines bisher völlig unbekanntes vorsündfluthlichen Reptils, dessen Größe selbst die riesenhaften Geschöpfe der Urzeit übertroffen haben muß, deren Ueberreste man bis jetzt gefunden hat. Das Gerippe hat von einem Ende bis zum andern eine Länge von hundert und vierzehn Fuß. Der Kopf ist länglich mit sehr vorsiehenden Augenhöhlen und jede Kinnlade ist mit zwei und funfzig Zähnen bewaffnet, die so dicht nebeneinander stehen, daß gar kein Zwischenraum bleibt. Die zahlreichen Rückenwirbel haben 12 Zoll im Durchmesser und jeder wiegt 65 bis 75 Pfund. An die Königl. Academie der Wissenschaften in Göttingen hat Koch eine sorgfältige Zeichnung dieses Ungethüms eingesandt. —

Jedermann kennt den berühmt gewordenen Ausspruch: die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht. Er wurde in der Schlacht von Waterloo gethan, aber man weiß nicht mit Bestimmtheit von wem. Bisher wurde er dem im vorigen Jahre verstorbenen General Cambonne zugeschrieben, dem seine Vaterstadt Nantes jetzt ein Denkmal errichtet, auf welchem jene Worte eingegraben werden sollen. Dagegen erheben sich nun die Söhne des Generallieutenants Grafen Michel, der bei Waterloo an der Spitze eines Carrés der Garde fiel. Sie haben sich an das Ministerium und an den König gewendet, damit verboten werde, jene Worte auf das Denkmal des Generals Cambonne zu setzen, da sie von ihrem Vater gesprochen worden wären. Sie führen dabei nicht bloß eine Anzahl Schriften, sondern auch noch besondere Augen- und Ohrenzeugen an, unter andern die Worte des Generals Bertrand, der auf den Grabstein der Wittve des Generals Michel schrieb: Wittve des Generals Michel, der bei Waterloo fiel, wo er der feindlichen Aufforderung die großartigen Worte entgegnete: die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht. — Das Gesuch der Söhne des Generals Michel ist von dem französischen Staatsrathe ohne Angabe von Gründen abgewiesen worden und die Sache kommt nun vor die Gerichte, die zu entscheiden haben werden, wem jene berühmten Worte zugeschrieben werden sollen. —

Man hat die Schilderungen, welche namentlich Sue in den „*Geheimnissen*“ von den Wirthshäusern in Paris entworfen, in welchen sich die gemeinsten Leute versammeln, für übertrieben erklärt; jetzt beschreibt nun in der Presse ein

Augenzeuge eines der größten dieser Locale, den Bal-Chicard, nach eigener Beobachtung. Es sammeln sich da Lumpensammler, heimatlose Menschen aller Art, die oft nicht einmal einen Familiennamen haben, Drehorgler, Marktschreier, Kesselflicker, Kaninchenfellhändler, Diebe von Profession und gemeine Dirnen, oft vierhundert an der Zahl, denn das Local ist sehr groß. Alle suchen da — Trunkenheit und am Büffet sitzen fortwährend drei bis vier Personen, die durch Hähne an Röhren Gläser füllen. Die Auftritte, die hier vorkommen, vermag keine Feder zu beschreiben und Niemand hält sie für möglich, Niemand glaubt sie, der sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Neben den drei Hauptfäden befindet sich ein ganz leerer Raum, den man — die Morgue nennt. Dahin werden diejenigen gebracht, welche die Besinnung vertrunken haben und auf den nackten Steinen den Rausch ausschlafen müssen. —

Ein englisches Blatt erzählt, der berühmte Schauspieler Matthews sei mit einem Scherze auf den Lippen gestorben. Sein Diener nämlich, der ihn auf seinem Sterbelager pflegte und wohl sah, daß sein Herr dem Verschleiden nahe war, vergriff sich, als er ihm nochmals Arznei reichen wollte und gab ihm statt derselben einen Löffel voll Dinte. Ein Freund, der zugegen war, bemerkte dies und gerieth außer sich darüber. „*Laß gut sein,*“ antwortete der Sterbende mit matter Stimme, „*laß gut sein, ich verschluckte ein Stück Fließpapier und die Sache ist wieder gut gemacht.*“ Darauf drehte er den Kopf nach der Wand herum und — starb. —

Bei der letzten Versammlung der englischen Naturforscher in Cambridge hielt unser Landsmann Schomburgk einen Vortrag über die Murichi oder die Ita-Palme in Guiana, die in großer Menge auf einer Strecke von 550,000 Q. M. wächst. Der Jesuit Sumilla nannte sie früher arbol de la vida, den Lebensbaum, wegen des vielfachen Nutzens. Und der Baum ist allerdings für die Bewohner jener Gegend von der größten Wichtigkeit. Der Stamm und die Blätter werden zu mancherlei im Haushalte gebraucht; der Saft ist eine süße Flüssigkeit, den die Eingebornen trinken; die Blüthen geben ein lieblich schmelzendes gährbares Getränk, das dem Champagner gleicht, und aus dem Mark des Stammes macht man eine Art Sago. Selbst wenn der Baum in Fäulniß übergegangen ist, gewährt er den Indianern noch eine Delicatesse, die auch von den europäischen Ansiedlern nicht verschmäht wird, nämlich die Larve eines großen Käfers. Man findet diese in großer Menge in dem Marke des Baumes und sie schmecken gekocht oder geröstet wie Mark aus Rindsknochen. Der Baum erreicht eine Höhe von 50 Fuß. —

Es ist wieder ein neuer Claviervirtuos im Anzuge, ein Engländer, Littolf, der selbst Liszt übertreffen soll und sich bereits in Berlin hören ließ.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 32.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Fünfzehn Jahre.

Novelle von Bernd von Gusek.

1.

Wo die Ilse, des Brockens Lieblingskind, ihr schönes Harzthal verläßt, um in die Ebene zu treten, hat sich lang hinauf das Bergstädtchen Isfenburg gelagert. Zu allen Zeiten war es im Sommer stark besucht; wer irgend dem Harzkönige seine Reverenz machen wollte, ging entweder durch das Isfethal hinauf oder er kam auf diesem Wege von oben herab; täglich wechselten neue Erscheinungen, aber zu längerem Aufenthalte wählte man Isfenburg selten; seine Zeit war noch nicht gekommen. Jetzt scheint sie da zu sein; Berlin ist dem Harze durch die Eisenbahnen bis auf die Entfernung von zehn Stunden nahe gerückt, nun wird er schon von dort aus zahlreicher besucht, denn seine frische Wald- und Bergluft thut wohl, wenn die Brust zu Hause nur Straßen- und Aetenstaub, oder, vom engen Corset umschnürt, den Sirocco der Salons athmet — Isfenburg kann das Albano von Berlin werden. Schon läßt man sich auf Wochen und Monate dort nieder, man gebraucht Molkens- und andere Curen — nur die moderne Sandcur würde dort ihre Schwierigkeiten haben — und nicht der Mark Hauptstädter allein, auch andere Fremde von gutem Tone strömen dahin. Die Schönheit der Natur steigt ihnen im Preise mit der anzutreffenden Gesellschaft — par excellence, heißt das! denn von „gesellen“ darf

man das Wort im Sinne der großen Welt nicht allein ableiten. Wir wünschen den Isfenburgern, daß sie ihre Zeit mit Umsicht wahrzunehmen wissen. Kleine Proben, die wir aus der Ferne gehört, sprechen dafür.

Ob das Isfethal durch die vielartigen Sommervögel, welche dort einfallen, gewonnen hat? Es würde verbrecherisch sein, daran zu zweifeln. Aber der alte, wilde Harz ist es nicht mehr, den man hier findet. Wer den suchen will, der muß von der Chaussee, die jetzt bequemlich sogar auf den Brocken führt, abgehen und sich in die Wildnisse versteigen, wohin kein Grauhut und Zeugschuh so leicht kommt und der Waldruf der Vögel vor dem glatten Geschwätz der Menschenstimme noch nicht verstummt ist. Dort waltet in Einsamkeit noch unentweihete Gebirgsnatur.

Vor fünfzehn Jahren war Isfenburg, wie schon erwähnt, mit der großen Welt nur im vorübergehenden Verkehr und die „Forelle“, der Gasthof des Städtchens, gleich einem Karawanserai, wo selten eine längere Rast gemacht wird; die Honoratioren konnten an gewissen Tagen dort ihr Regel- und Whistspiel ohne fremde Kritiker treiben. Ein biederes, lebenswürdiges Völkchen! Von der Depravation der Welt nicht berührt, natürlich, einfach, treuherzig, nicht ohne Bildung, selbst sociale, wenn letztere auch noch in Facetten geschliffen war: so erschienen die Bewohner des Städtchens dem unbefangenen Beobachter und wenn er viel Langeweile bei raffinierten Genüssen gesehen hatte, hier fand er sie bei den einfachsten nicht, die

Leute konnten sich doch noch an etwas freuen. Diese Freude trat allerdings oft ein wenig geräuschvoll auf.

Das war besonders an einem schönen Maitage der Fall und sie hatte ihren Thron dicht unter dem Isenstein aufgeschlagen. Dort ragte auf grünem Grunde mitten im Thale eine mächtige Eiche mit weitverbreiteten Zweigen, hier waren Bänke angebracht, hier bewegte sich in fröhlichem Gemisch eine bunte Gesellschaft von Damen und Herren. Der Bergbewohner, wenn ihm der Sinn geweckt ist, wird seiner schönen Natur nicht müde, sie erscheint ihm unter anderer Beleuchtung immer wieder neu, und so fanden sich auch Viele, welche sich an dem Anblicke des oftgesehenen und besuchten Isensteins erfreuten, der sich nirgends vortheilhafter darstellt, als gerade von jener Eiche aus; da überschaut man seine ganze starre Felsenmasse, die nur von einzelnen grünen Tannen, tiefwurzeln in zerklüfteten Stellen, belebt wird, und dem lieblichen Thale zu seinem Character der Milde auch den der Kraft giebt. Andere Gäste — denn es war offenbar ein Fest, das hier gefeiert wurde, zahlreiches Geschirr und Gepäck, Flaschen und Vorrathskörbe verriethen es — andere Gäste standen in Gruppen oder lustwandelten zu den Wasserfällen der Ilse hinauf, während junge Mädchen und die Elegants des Forst- und Hüttenwesens, auch ein Paar Offiziere, Reiten spielten. Es nahm sich in der schönen Umgegend ganz male-ri-sch aus.

„Sehen Sie, eine fête champêtre!“ sagte eine Dame, welche zum Bergsteigen gerüstet, mit einem jungen Manne und einem voranschreitenden Führer den Fußpfad längs der Ilse verfolgte.

„Hier ist eine Moosbank, Tante,“ versetzte der Begleiter. „Wollen wir von fern ein wenig Zuschauer sein?“

Die Dame ließ sich nieder und nahm ihre Doppelgläser zu Hilfe, um das lustige Treiben jenseit des Flusses zu beobachten. Ihr Neffe konnte sich auf seine eigenen scharfen Augen verlassen. Der Führer hatte seine Last von Mänteln und Schirmen, Reisetaschen und Shawls abgeworfen und sich ebenfalls in bescheidenen Entfernung gelagert.

„Viel Primitives!“ bemerkte die Tante nach einiger Zeit.

„Auch viel Hübsches,“ ergänzte der Neffe. „Guter Mann, Ihr könntet uns wohl etwas orientiren?“

„Wie so?“ fragte der Führer, der sich unterdessen viel nach den Bergkuppen umgesehen hatte.

„Ich meine, Ihr kennt die Herrschaften dort drüben,“ erklärte der Reisende.

„Herrschaften?“ entgegnete der Führer und schützelte den Kopf, während er wieder mit besorgtem Blicke nach den Bergen sah, wo er drohende Zeichen wahrzunehmen glaubte.

„Nun, die jungen Damen wenigstens,“ erwiderte der Reisende, ohne sich an die streng verweisende Miene seiner Tante zu kehren. „Jene schlanke Brünette zum Beispiel, welche jetzt nach dem Reiten sieht?“

„Eine Braut,“ sagte der Isenburger und nannte ihren Namen.

„So! Und die andere im blauen Kleide, die sich eben vor Lachen ausschütten will?“

„Auch eine Braut!“ erklärte der Eingeborne und ließ sich über ihre Verhältnisse aus.

„Siebt es denn hier nichts als Bräute?“ rief der Reisende lachend.

In diesem Augenblicke kehrten sich alle Köpfe der Gesellschaft nach einer Richtung, die schon zum Reitenwurf gehobenen Arme sanken, auch die Sitzenden sprangen auf; ein murrender Donner hatte sich vom obern Gebirge her vernehmen lassen und war auch dem Paare auf der Moosbank unter dem Isenstein nicht verloren gegangen.

„Ich denke, Sie kehren heute um,“ sagte der Führer. „Es kommt ganz schwarz herauf.“

„Mann, ich kehre nie um,“ versicherte die Dame. „Ist weiter hinauf keine maison de refuge?“

„Ich weiß nicht, was das ist,“ versetzte der Harzer.

„Ein Zufluchts-haus oder dergleichen, wenn das Wetter ja heraufkommen sollte,“ erklärte der Neffe, welcher mit der Festigkeit seiner Tante nicht ganz einverstanden war.

„Nein, herauf kommt's nicht, es kommt herunter,“ sagte der Harzer. „Und ein Haus, außer Spiegel-lust, finden Sie auch nicht mehr, bis dahin aber werden Sie naß wie die Maden.“

„Wir haben Schirme,“ warf die Dame leicht und geringschätzig hin. „En avant!“ Sie stand auf.

„Aber, liebe Tante,“ sagte der Neffe in französischer Sprache, „sehen Sie nur, wie ängstlich drüben die Gesellschaft einpackt und sich zur Heimkehr anschickt! Diese Bergbewohner kennen die bösen Zeichen genau, und die Wetter im Gebirge —“

„Sind höchst interessant,“ unterbrach ihn die Tante.

„Doch stelle ich Ihnen frei, wenn Sie für Ihre elegante Chaussee fürchten, mit jenen schönen jungen

Damen, welche Ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt haben, umzukehren. Sie finden vielleicht interessantere Unterhaltung als die meinige und können morgen nach Wernigerode fahren, um mich zu erwarten, wenn ich herabkomme.“

Der Nefse war unwillig erröthet und sagte empfindlich: „Meine Besorgniß galt nur Ihnen. Ich bin Soldat, gnädige Frau.“

„Nun, Ihre Kameraden dort drüben fürchten sich auch vor dem Wetter,“ versetzte die Tante spöttisch. „Diese Furcht ist dem Militair schon erlaubt, denn sie gilt nur der zarten Uniform, die so leicht gätirt wird.“

„Der Führer hatte, mit innerm Groll über die Unvernunft und dem herzlichem Wunsche, daß sie recht derb bestraft werden möge, sein Gepäck wieder aufgeladen, und schritt den Reisenden voran, als von der Gesellschaft, welche schon eifertig den Rückweg nach Isenburg angetreten hatte, ein junger Mann mit raschen Schritten herüber kam und ohne viel Bücklinge von Weitem schon rief: „Sie wollen doch nicht weiter? Wie könnt Ihr das gut heißen, Anton?“

„Nun, Herr Schmidt, sie wollen's ja nicht anders haben,“ antwortete der Führer mürrisch.

„Nehmen Sie's nicht übel,“ wandte sich der junge Mann, dessen grüner Rock ihn als Jagdbesessenen bezeichnete, an die Reisenden, „ich rathe Ihnen, umzukehren. Wenn das Wetter über den Paternoster kommt, spaßt es nicht. Sie finden unterwegs kein Unterkommen, denn ich glaube kaum, daß Sie über die Wasserfälle hinaus wären, ehe es losbräche.“

„Ich danke Ihnen sehr,“ erwiderte die Dame, „aber ich habe manche Tormenten in den Alpen erlebt und werde daher auch einem Gewitter Ihrer Berge gewachsen sein.“

Der junge Mann versuchte noch ein Mal, den Eigensinn, wie er sich nicht entblödete, es der Dame in's Gesicht zu nennen, mit eindringlicher Warnung zu bekämpfen, da es ihm aber nichts half, so entfernte er sich achselzuckend, und Anton, der Führer, spuckte schadenfroh in den brausenden Bergstrom, dessen Ufer sie nun raschen Schrittes dem Lauf entgegen verfolgten.

Es war ein Paar, dem man eher ein anderes Verhältniß zugesprochen hätte, als Tante und Nefse. Die Dame, eine hohe Gestalt, in der vollsten Frauenblüte, mit einem Gesichte, klar und ruhig, sehr zartem Teint, von großen, dunkelblauen Augen beseelt; der junge Mann, gleich hoch und edel gewachsen, dem Ansehen nach nicht älter als sie, weniger schön, aber viel-

leicht interessanter durch leicht bewegliche, sprechende Züge und dunkle Augen, welche mit dem schwarzen, glänzenden Haar, dessen natürliche Locken sich durchaus nicht in den Bann des herrschenden Modeschnitts fügen wollten, und einem sehr schönen Barte, dem jungen Militair ein fremdländisches Ansehen gaben. Man hätte ihn für einen Sohn Frankreichs gehalten, dessen Sprache er so geläufig, mit dem nationellsten Accent, sprach, wenn er nicht bei einem plötzlichen viel stärkeren Donner, der über die Berge rollte, einen unwillkürlichen Ausruf in einer andern Mundart, die auch nicht deutsch war, gethan hätte. Aber daß er der Nefse der schönen Frau war, konnte in Verwunderung setzen, Beide mochten eher für ein junges Ehepaar gelten, wofür sie der Führer, der nicht viel auf ihre Gespräche Acht gab, da sie meist französisch waren, auch hielt.

Als der Donner so schwer seine Stimme hören ließ, richtete der junge Mann seinen Blick von Neuem fragend und bittend auf seine Begleiterin und auch der Führer kehrte sich nach ihr um.

„Quälen und verstimmen Sie mich nicht, Felix,“ sagte die Dame. „Sie wissen, daß ich meine Entschlüsse nicht mit der Garderobe wechsle. Was fürchten Sie denn? Glauben Sie, daß wir vom Blitz erschlagen werden? Wenn es sein soll, entrinnen wir ihm auch im tiefsten Keller nicht. Was kamt uns denn geschehen? Lassen Sie es blißen und donnern, das wird sich in den Bergen majestätisch und imposant ausnehmen — ich werde durch das Erhabene niemals zu Boden gedrückt, sondern ich richte mich an ihm auf, meine Nerven sind stark. Lassen Sie doch Regen, Plazregen, ja einen Wolkenbruch kommen! Er wird uns doch nicht herabschwemmen vom Gebirge — mag er uns durchnässen! Wir sind jung und gesund!“

„Aber Sie können krank davon werden, Louise,“ entgegnete Felix.

„Ist diese Erinnerung frei von allem Egoismus?“ fragte die Dame lächelnd. „Oder lautet Ihre Herzensmeinung: wir können krank davon werden?“

„In der That, Gräfin Tante, Sie haben eine so herrliche Meinung von mir, daß ich besser gethan hätte —“

„Still, Felix!“ unterbrach sie ihn. „Keine Rebellion! Sie haben nun einmal mich als Ihre legitime Herrscherin anerkannt und einer solchen sind Reservationen erlaubt — wie Sie doch wohl aus Erfahrung wissen, Herr Starost? Wir besteigen den

Brocken, trotz dem, daß er noch voll Schnee liegt, im Mai, wir setzen unsern Weg fort, trotz dem, daß ein, wie es scheint, formidables Gewitter im Anzuge ist, car tel est mon plaisir! Sind Sie etwa eine andere Motivierung erhaltener Befehle gewohnt, Herr Lieutenant?"

Der junge Offizier lachte und wollte ihr die Hand küssen, mit welcher sie aber schnell auf einen Fußsteig zeigte, der links an der Bergwand im Zickzack emporführte.

„Können wir diesen Weg nicht einschlagen?“ fragte sie laut den Führer.

„O ja, wie Sie befehlen!“ sagte der Harzer, dem es jetzt ganz gleichgiltig war, in welche Lage er seine halstarrigen Reisenden brachte. „Nur —“ setzte er doch zögernd hinzu, indem er auf das riesige eiserne Kreuz zeigte, das auf der Spitze des Ilfensteins zu sehen war — „dort oben ist viel Eisen und wenn's Gewitter gerade losschlägt — wir müssen dicht vorbei.“

„En avant!“ rief die Gräfin. „Wir werden nicht gerade dort sein, wenn es einschlägt.“

Der Führer stieg voran, der Pfad war sehr steil, die Gräfin maß ihn einen Moment mit den Augen und winkte dann unbefangen ihrem Begleiter, den Vortritt zu nehmen. Felix gehorchte mit einem unterdrückten Seufzer, welcher der Unmöglichkeit galt, die capriciöse Laune der schönen Frau erfolgreich zu bekämpfen.

Es gehörte in der That Muth dazu, den drohenden Zeichen, welche sich überall in der Natur kund gaben, zu trotzen. Vögel verließen ihre Schlupfwinkel und kreiseten schreiend umher, eine brütende Schwüle, von welcher noch vor Kurzem keine Spur gewesen war, legte sich immer drückender auf die Gegend, die Sonne war längst hinter den Wolken verschwunden, welche langsam, aber schwarz und schwer, hinter dem Ilfenstein emporzogen, von einem falben, unheimlichen Rande umsäumt.

„Meine Herrschaften,“ sagte der Führer, indem er sich den Schweiß abtrocknete und einen Augenblick stehen blieb, „dort geht ein anderer Fußsteig über den Stumpfrücken gerade mitten nach Ilfenburg hinein. Wenn Sie etwa bereuen sollten — noch hätten wir Zeit, denn es kommt langsam genug.“

„Louise!“ bat der junge Mann noch ein Mal mit einem zärtlichen Blicke.

Sie war ernster geworden, aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, auch nur das eine Mal nachzugeben. „Umkehren, auf keinen Fall!“ sagte sie. „Viel-

leicht erreichen wir aber eine Art Zuflucht, wo wir das Wetter vorübergehen lassen.“

„Wißt Ihr?“ fragte Felix rasch den Führer. „Ihr sprach vorher von einem Orte der Art — Hügelstluft oder etwas Aehnliches.“

„Spiegelstluft — nach dem Herren von Spiegel genannt!“ verbesserte der Führer. „Aber dahin kommen wir auf diesem Wege nicht mehr, der geht nun über Heinrichshöhe. Indessen, wenn's Glück gut ist, könnten wir noch auf die Plessenburg kommen. — Freilich gut losstiefeln!“

„Vorwärts denn!“ sagte die Dame.

Sie hatten glücklich die Höhe des Ilfensteins erreicht und trotz der nahenden Gefahr konnte die Gräfin es sich nicht versagen, von schwindelnder Stelle einen Blick in das reizende Thal zu thun.

„O kommen Sie!“ bat ihr Begleiter. „Wenn Sie ausglitten, wären Sie verloren! Ich könnte nichts thun, als mich nachstürzen!“

„Würden Sie das wirklich thun?“ fragte Louise mit einem Blicke, der all' seine Pulse in Bewegung setzte.

„Verdiene ich Ihre ewigen Zweifel?“ entgegnete er. „Halten Sie mich denn für feig?“

„O das ist noch gar nichts!“ mischte sich ungerufen der Führer hinein. „Eine von den Fräuleins vom Waldhose hat vor acht Tagen auf dem Kreuze gefessen und die Guitarre gespielt.“

Beim Weitersteigen ließ sich die Gräfin von dieser Geistverwandten erzählen, und als der ehrliche Anton erst auf die alt-ilfenburgische Familie kam, welcher die erwähnte Dame angehörte, war er in seinem Lobe unerschöpflich.

Plötzlich piff ein Windstoß durch die Tannen des höhern Gebirges daher. „Gott gnade!“ sagte der Führer. „Nun wird's gleich losgehen!“

Felix bemerkte, daß die Gräfin etwas blaß wurde, denn die Vorboten des nahenden Wetters waren selbst für stärkere Nerven, als deren sie sich rühmte, schauerlich. Der Sturm setzte sich, mit Ungestüm erwachend, in die finstern Wolkenballen und führte sie auf seinen Flügeln in rasender Schnelligkeit über den Himmel, es wurde immer dunkler, selbst in der nächsten Umgebung, Blätter und ganze Zweige flogen abgerissen daher, das Geröll an einem Abhange, der zu sehen war, fing an zu schieben und sein Staub wirbelte hoch auf, die Schwüle wurde durch den heißen Wind nicht gekühlt.

„Ich mache mir selbst Vorwürfe, daß ich Sie nicht um jeden Preis von dieser Unbesonnenheit abgehalten habe,“ sagte Felix, und nahm den Arm der Gräfin, welcher in dem seinigen zitterte.

„Lassen Sie mich doch einen Triumph über meine weibliche Schwäche feiern,“ erwiderte sie mit einem Versuche zu lächeln, aber es sah mit diesem Triumph offenbar sehr mißlich aus und nur der Trost, welcher die allzusebstständige Frau bis hierher geführt hatte, hielt ihre weibliche Schwäche noch einigermaßen in Schach.

Da flammte ein Blitz, wie ein breiter Feuerguß, durch die dunkle Nacht der Wolken, Louise zuckte im heftigen Schreck an ihres Begleiters Arm, sein eignes Herz pochte in raschem Schlägen, es verging eine kurze lautlose Pause, dann brach der Donner mit furchtbarer Gewalt das tiefe Schweigen des Gebirges. Und nun folgte Blitz auf Blitz, von markerschütternden Schlägen begleitet, die blendenden Feuerschlangen ringelten sich und bäumten wieder aneinander von mehreren Seiten auf, der Donner rollte fast unaufhörlich; es waren zwei kämpfende Gewitter, die sich den Rang streitig machten. Und noch immer lag die Hitze erdrückend über dem Gebirge, kein Tropfen Regen fiel.

„Das ist furchtbar schön!“ flüsterte die Gräfin.

„Warten Sie nur, 's wird noch besser kommen,“ sagte der Führer, der sich jetzt dicht zu ihr hielt und die Worte gehört hatte.

„Wie weit haben wir noch bis zu der Burg, von der Ihr sprachtet?“ fragte Felix mit unruhiger Stimme.

„Eine gute halbe Stunde,“ war die Antwort. — Was konnte bis dahin geschehen!

In dem Aufruhr der Elemente, welcher mit seinen electrischen Schlägen die Grundfesten der todten und lebenden Schöpfung erschütterte, war der erste Tropfen, welcher endlich Louifens fieberhaft glühende Stirn traf, eine Labung, wie lau und schweflig er auch sein mochte. Aber bald überkam die Unvorsichtige des Gewitters ganze noch übrige Schreckniß. Die Tropfen, Anfangs einzeln, folgten sich schnell und schneller und wurden zum Platzregen, welcher, vom Sturme in schräger Richtung gepeitscht, prasselnd über Berg und Wald niederströmte. Die Schirme halfen nicht mehr, der Wind duldete sie nicht, riß sie um, kehrte ihre Stäbe gen Himmel, daß sie riesigen Bechern glichen, des Himmels Flut zu schöpfen, statt abzuleiten, und knickte sie endlich im vergeblichen Kampfe ihrer Träger, welche sich nun schutzlos der Gnade der strömenden Wasser erge-

ben mußten. Louise schien das Wetter herausgefordert zu haben und es übertraf ihre Erwartungen furchtbar. Nicht Regen war es mehr zu nennen, sondern ein zusammenhängender Wassersturz von dem Umfange einer Stunde! Er löschte mit seiner trüben Masse fast das Licht des Tages aus, die Wanderer kämpften Schritt vor Schritt wider ihn an, der schwere Boden war zum tiefen Sumpfe geworden, welcher die Füße, die ihn betraten, mit zäher Kraft festhielt; von Zeit zu Zeit schossen ganze, unbändige Wildbäche ohne Bett und Ziel über den Weg und zerrissen ihn. Und dazu heulte der Sturm, krachten stürzende Bäume!

Die Gräfin war, gänzlich erschöpft, ohnmächtig an Felix's Brust gesunken, er der Verzweiflung nahe.

2.

Auf einer Hochwiese, welche rings vom Walde umhegt ist und keine Fernsicht bietet, gleich dem Stillleben beglückter Gegenwart, liegt die sogenannte Pleßenburg. Es ist kein mittelalterlicher Bau mit unförmlichen Mauern, trostigen Warttürmen und sonstigem Zubehör, wie der Name vielleicht vermuthen ließe, sondern ein einfaches hübsches Jagdhaus, welches wie die ganze Gegend dem Grafen zu Stollberg-Wernigerode gehört.

Zur Zeit, als das furchtbare Wetter die Reisenden, welche sich ihm so muthwillig ausgesetzt hatten, für den Vorwitz bestrafte, waren in der Pleßenburg auch zwei junge Mädchen eingeregnet. Sie hatten, wie es die Ilseburgerinnen zuweilen thun, eine Nacht droben zugebracht, dies Mal in der Absicht, ihre Vorbereitungen zu einem Polterabendscherz ganz unbelauscht beendigen zu können; am heutigen Abend hatten sie dann hinabsteigen wollen und nun hielt sie das Wetter gegen ihren Willen fest. Die Eine, welche hier nicht heimisch war, klagte und beunruhigte sich darüber, die Andere, die schon oft dergleichen erlebt hatte, tröstete sie lachend.

„Wir müssen die Nacht freilich noch oben bleiben,“ sagte sie. „Die Mutter ängstigt sich nicht um uns. Sie weiß, daß wir nicht kommen können, auch wenn das Wetter vorüber ist. Die Wasser müssen sich erst verlaufen.“

„Wenn es aber morgen so fortregnete, säßen wir fest,“ klagte die Erste. „Der schöne Polterabend!“

„Den versäumen wir nicht,“ tröstete die Andere. „In zwei Stunden ist heller Himmel, aber die Wasser müssen freilich erst ablaufen. Wie mag es denen un-

term Eisenstein ergangen sein? Etwas Laufe könnte ihnen nichts schaden. Sie verspotteten unsere Einsiedelei."

Diese Einsiedelei war aber zur Zeit nicht zu verachten, denn während draußen das Wetter tobte, saß es sich im Salon höchst gemüthlich. Das Gefühl der Sicherheit, wenn Stürme die Außenwelt erschüttern, ist für denjenigen, der sich in einem ruhigen Port geborgen weiß, ein unschätzbare Gut — schon bei Wetterstürmen, wie viel mehr bei den Stürmen des Lebens! Die Beiden aber, welchen draußen noch auf der Berghalde am Paternoster mit dem Wetter kämpften, waren auch von den letztgenannten Stürmen keinesweges verschont.

In der Pleßenburg sah übrigens das Wetter nicht so schlimm aus, als es in Wirklichkeit war. Die geschirmte Lage, der Kranz von geschlossenen Waldbäumen ließ dem Sturme nicht Macht, wohl hörte man ihn brausen, wohl flammten die Blitze, rollten die Donner und strömte der Regen, aber es hatte kein böseres Ansehen, wie jedes andere Gewitter und die Eine der jungen Damen, welche an das Fenster getreten war, rief lachenden Mundes ihre Freundin herbei, um ihr einen Mann zu zeigen, der im höchsten Grade durchnäßt, mit herabhängenden Hutkrempe über die Wiese nach dem Hause dahersteuerte.

„Wie kannst Du den Armen auslachen!“ tadelte diese mitleidig. „Ich bedauere ihn.“

„Ihr aus dem Lande habt Marzipanherzen!“ sagte die Isenburgerin. „Soll ich um jeden Menschen Klagen, den der Regen im Harz einmal abwäscht, so hab' ich nicht Zeit, etwas Anderes zu thun.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

(Denkwürdigkeiten zweier deutscher Fürstinnen.) Gleichzeitig sind die Denkwürdigkeiten zweier wohlbekanntester deutscher Fürstinnen erschienen, die der Fried. Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth (Schwester Friedrichs des Großen) deutsch (bei Fr. Vieweg in Braunschweig) und die der unglücklichen Sophie Dorothea, Gemahlin Georgs I., in englischer Sprache. Die erstern sind unbestritten ächt und geben ein lebenvolles Bild jener Zeit; die letztern können schwerlich auf völlige Richtigkeit Anspruch machen, sie haben aber das Verdienst, daß sie an eine grauenhafte Geschichte erinnern und alles enthalten, was zur Aufklärung derselben dienen kann. —

Sophie Dorothea, die Gemahlin Georgs I. als Kronprinz von Hannover und von demselben geschieden, als er den englischen Thron bestieg, war die Tochter des Herzogs von Jelle aus einer Ehe zur linken Hand und der Marquise Eleonore von Oldenburg. In ihrer Kindheit hatte sie zum Gespielen den später so bekannt gewordenen Grafen Königsmark und man glaubte eine Zeit lang, die beiden jungen Leute wären für einander bestimmt, doch wurde die Prinzessin 1682 mit dem Kronprinzen von Hannover vermählt, mit dem sie einige Jahre ruhig, wenn auch nicht glücklich, verlebte. Bald stellte sich indeß Uneinigkeit ein und die Prinzessin kehrte 1694 zu ihren Aeltern zurück, die sie aber zurücksandten. Es befand sich um diese Zeit am Hofe von Hannover auch der Graf Königsmark, der bis dahin ein abenteuerliches Leben geführt hatte und seine früheren vertrauten Verhältnisse mit der Prinzessin wieder anknüpfte. Er war ein schöner Mann, in allen körperlichen Uebungen gewandt und durch seine Unterhaltungsgabe ausgezeichnet. An dem Hofe nun spielte eine Gräfin von Platen eine große Rolle, ein schönes Weib, aber eine Intrigantinnen der ersten Art, leichtfertig und grausam, wie irgend eine Frau, welche die Geschichte gebrandmarkt hat. Sie bemerkte den schönen Königsmark und bemühte sich ungescheut, ihn in ihre Neze zu ziehen. Königsmark ließ sich auch gern fangen, war glücklich bei ihr, erzählte aber sein Abenteuer rücksichtslos, selbst der Prinzessin und mit beleidigenden Bemerkungen später an dem Hofe zu Dresden. Dies und ihre Eifersucht veranlaßten sie, alle seine Schritte beobachten zu lassen; sie verbot ihm sogar, die Prinzessin fern zu besuchen. Er mußte ihr darin gehorchen, aber die Prinzessin war so an den Umgang mit ihm gewöhnt, daß sie mit einander von nun an fast täglich Briefe wechselten. In einem dieser Briefe gestand sie ihm, daß sie nicht länger in Hannover leben könne, daß sie entschlossen sei, zu entfliehen und daß er, Königsmark, sie begleiten möge. Um die Flucht näher zu besprechen, möge er sie ungesehen besuchen. Er kam und blieb länger als klug war. Die Prinzessin fing an ihre Kostbarkeiten einzupacken und Königsmark schlich sich fort. Aber seine Zusammenkunft mit der Prinzessin war der eifersüchtigen Platen verrathen worden und sie lauerte ihm mit vier Hellebardieren auf. Das Tagebuch erzählt den nun folgenden Austritt mit folgenden Worten.

G. Platen. Soldaten, werfet ihn nieder und haltet ihn fest.

Königsmark. Verrath! Verrath! (Gefecht.)

G. Platen. Vertheidiget Euch! Muth! werfet ihn nieder!

Königsmark. Mordet mich, wenn Ihr wollet, aber schont die unschuldige Prinzessin.

G. Platen. Hört nicht auf ihn. Zwei müssen ihm die Arme halten, einer zieht ihm die Füße ab und der vierte bindet und knebelt ihn. Nur fest! Schont ihn nicht. So, jetzt ist er in unsern Händen.

Königsmark. Schont die unschuldige Prinzessin.

G. Platen. Stopft ihm ein Tuch in den Mund. (Rös

nigsmark ist schwer verwundet und wird ohnmächtig. — Nehmt ihm das Tuch wieder aus dem Munde. Nun, Du Verräther, gestehe Deine und der Prinzessin Schuld.

Königsmark (schlägt die Augen auf). Ah, Schlange, Du bist es?

G. Platen. Verschlimmere Deine Lage nicht, Verräther. Gesteh.

Königsmark. Schont die unschuldige Prinzessin. (Er wird von neuem ohnmächtig.)

G. Platen (thut als verbinde sie ihm die Wunden). Holt schnell Wasser und Weinessig. (Königsmark erholt sich und versucht zu sprechen, wird aber von der Gräfin unterbrochen, die seine Wunden mit einem Lichte in der Hand untersucht, seinen Kopf emporhebt, sich stellt als erschreckte sie, das Licht wegwirft, aufschreit, wankt, den Kopf Königsmarks auf den Boden fallen läßt und wie aus Versehen ihm auf den Mund tritt. Als sie bemerkt, daß er stirbt, fährt sie zu den Soldaten fort) Sucht ihn am Leben zu erhalten; ich hole Hilfe.

Die Soldaten sahen, daß ihr Opfer todt war und entfernten sich ebenfalls.

Die Prinzessin wurde vor Gericht gestellt, für schuldig erklärt und gefangen nach dem Schlosse Ahlden gebracht, wo sie zwei und dreißig Jahre lebte bis zu ihrem Tode 1726. Sie war eine Wohltäterin der Armen in jener Gegend und suchte die Lage derselben zu verbessern, so viel in ihren Kräften stand. Deshalb wurde auch „die Herzogin von Ahlden,“ wie die Unglückliche hieß, von dem Volke hoch verehrt. —

(Der Verurtheilte und sein Wächter.) Es ist bekannt, daß in den türkischen Ländern die Bäcker, welche zu leichte Waare liefern, mit einem Dhere an ihre Hausthüre angenagelt werden. Vor Kurzem geschah dies auch einem in Cairo, wie die Zeitungen melden und unsern von ihm saß ein Soldat Schildwache, der ruhig seine Pfeife dabei rauchte. Der Reisende, der die Sache erzählt, blieb dabei stehen und hörte folgendes Gespräch zwischen dem Bäcker und dem Soldaten mit an. „Bruder,“ sagte der Bäcker, „unser heiliger Prophet hat ein Gesetz gegeben, welches uns gebietet, einander beizustehen.“ Die Schildwache rauchte weiter, ohne zu antworten. „Bruder,“ fuhr der Bäcker nach einiger Zeit fort, „hast Du mich gehört?“ Die Schildwache blies eine große Rauchwolke von sich. „Bruder,“ setzte der arme Sünder in einem kläglichen Tone hinzu, „lege mir einen Stein unter die Füße und ich gebe Dir einen Pfaster (etwa 3 Rgr.).“ Die armen Sünder, die man so strast, werden nämlich so hoch mit den Dhren angenagelt, daß sie nur auf der großen Zehe stehen können. Die Schildwache schwieg noch immer. „Ich gebe zwei Pfaster, drei, vier.“ — „Behn,“ sagte endlich der Soldat. Der Bäcker kämpfte lange zwischen Schmerz und Geiz, endlich aber gab er die zehn Pfaster und der Soldat schob ihm einen

ganzen kleinen Kiesel unter den Fuß, worauf er sich ruhig wieder hinsetzte und weiterrauchte. „Bruder,“ begann der Bäcker von Neuem, „ich fühle nichts unter meinen Füßen.“ — „Ich habe doch einen Stein hingelegt,“ antwortete der Soldat, „freilich einen im Verhältniß zu der Summe, die Du mir gegeben hast; gib mir zwei Thaler und ich lege Dir einen Stein unter die Füße, der so schön ist und für Deine Lage so gut paßt, daß Du selbst im Paradiese Dich nach der Stelle hier an Deiner Thüre sehnen sollst.“ — Der Schmerz, den der Bäcker empfand, mochte groß sein, denn er gab die Thaler und der Soldat schob ihm nun einen passenden glatten Stein unter die Füße, so daß er ohne Schmerz dastehen konnte.

(Ein berühmter Prozeß.) Im Jahre 1723 — wir müssen weit ausholen — wurden mehrere Gemälde und andere Kunstgegenstände im Besitze des Fürsten Orsini in Rom als Pfandgegenstände dem Herzoge M. Lante übergeben. Nach einem langen Prozeß wies endlich der Fürst Divescalchi sein Recht an diesen Gegenständen nach und er ordnete den Verkauf derselben an. Vorher sollten sie abgeschätzt werden. Darunter befand sich auch eine „Magdalene in der Wüste“, die als eine Copie aus der Schule Carraccis nach dem Original in der Dresdenener Galerie bezeichnet war und auf 30 Thlr. geschätzt wurde. In der Auction, die angestellt wurde, blieb diese „Magdalene“ unverkauft und der Fürst fand auch nachher keine Gelegenheit, sie zu veräußern. Im Jahre 1835 endlich wollte er einen großen Bau in seinem Hause vornehmen lassen und jenes Bild sollte mit mehreren andern um jeden Preis losgeschlagen werden. Der Maler Ballati sah es, nannte es eine Magdalena nach Correggio und kaufte es für funfzehn Thaler, weil er das Bild für übermalt hielt. Er übergab es dem besten Gemälde restaurator in Rom, Cochetti, der indes nur sehr ungern an die Arbeit ging und sie über ein Jahr hinzog. Erst als er wirklich Spuren einer bessern Arbeit unter dem obern mit Del gemalten Bilde fand, wendete er mehr Liebe und Fleiß auf die Sache. Er mußte die obern Schichten mit Bimstein, ja oft mit einem scharfen Rasirmesser abnehmen, entfernte sie aber endlich wirklich glücklich vollständig und ließ sich seine schwierige Arbeit mit 150 Thlr. bezahlen. Aber was war nun das Bild? Ein Originalgemälde von Correggio, das man lange vermißt hatte und wenigstens 40,000 Thlr. werth. Kaum hatte der Fürst Divescalchi davon gehört, als er der Regierung anzeigte, jenes Gemälde sei verkauft und solle aus dem Lande geschafft werden. Man ernannte eine Commission, die ihr Gutachten über das Bild abgeben sollte und die es einstimmig für ein höchst werthvolles Original erklärte. Ballati mußte nun Caution stellen, das Gemälde nicht aus dem Lande zu schaffen und der Prozeß begann von Neuem, indem es der Fürst von Divescalchi zurückverlangte, da er sich geirrt und ein werthvolles Gemälde nicht für einen Pappenspiel verkaufen würde. Das erste Urtheil sprach ihm das Gemälde zu, aber Ballati appellirte dagegen. Der Prozeß zog sich in die Länge und war

1842 noch nicht entschieden. Da vereinigten sich der Fürst und Ballati, es verkaufen zu lassen und die erlangte Summe, nach Abzug der Kosten, unter einander zu vertheilen. Zu Ende des vorigen Jahres wollte ein reicher Engländer die berühmte „Magdalene“ kaufen, aber da erklärte ein anderer Kenner, das Bild sei nichts als eine alte Copie und der kauflustige Engländer trat zurück. Der Prozeß ist noch immer nicht entschieden und das Gemälde zu haben, das von einem Theile der berühmtesten Kunstkenner für einen ächten Correggio, von andern dagegen nur für eine Copie erklärt wird.

Generalcorrespondenz.

Die französischen Zeitungen erzählten mit wahren Behagen, wie Frankreichs größter Dichter, Victor Hugo, mit der Frau eines der größten Maler, Biard, die zugleich eine der schönsten Frauen in Paris sein soll, in einem Verhältnisse gestanden habe, das die Geseze verbieten, und das Biard mit Gensdarmen die Liebenden gestört. Die Sache ist beigelegt, wird weiter erzählt, doch unter Bedingungen, die für den Dichter drückend genug waren, nämlich durch die Zahlung von 30,000 Francs. Ferner erzählt man, der Dichter sei zu einem sehr hochgestellten Manne beschieden worden und es habe da folgendes lakonisches Gespräch stattgefunden.

Sie haben sich wahrscheinlich einen Paß geben lassen?

Ja, Sire.

Sie gedenken ohne Zweifel, ein Jahr von Paris abwesend zu sein?

Ja, Sire.

Wohin wollen Sie reisen?

Nach London.

Das ist sehr nahe. Ich möchte Sie auffordern, lieber den Orient zu besuchen.

Wir Dichter sind leider nicht reich genug, so weite Reisen zu unternehmen.

Lassen sie sich 10,000 Francs. aus meiner Privateasse zahlen.

Und der Dichter reisete in den Orient.

Biard ist durch viele komische Bilder, aber auch durch herrliche Landschaften bekannt. In Leipzig befindet sich sein viel bewundertes „Kampf mit den Seebären“. Seine Frau begleitete ihn auf der Reise zu dem höchsten Norden, die er machte, zeichnete sich da durch ihren Muth aus und hatte ein Mal das Unglück und Glück, aus einem ärmlichen Fuhrwerke auf eine Felsenklippe heruntergeworfen und von den Zweigen einer Fichte tief unten aufgefangen zu werden, so daß sie wohlbehalten entkam. —

Ein ausgezeichnete Rechenmeister will wieder einmal ganz gewiß die Kunst erfunden haben, an den grünen Tischen mit

Hilfe einer einfachen Berechnung jedesmal und sicher zu gewinnen. Da nun jetzt Alles durch Actiengesellschaften ausgebeutet wird, so hat sich auch sofort eine Actiengesellschaft gebildet, welche ihm die Erfindung abkaufte oder vielmehr den Erfinder erkaufte, der alle Spielbanken besuchen und da seine Erfindung nutzbar anwenden soll. Von dem Gewinne zieht er für sich ein Viertel ab, das übrige wird unter die Actionäre als Dividende vertheilt. Zuerst wird er seine Kunst in Baden und Homburg üben. — Wir wissen, daß es unmöglich ist, den Zufall zu beherrschen, wünschen aber trotzdem, daß es der genannten Actiengesellschaft möglich werde, sämtliche Spielbanken zu sprengen, weil wir auf diese Weise am schnellsten von diesen Schandflecken Deutschlands befreit werden würden. —

Der Franzose Thierry, der auf den Einfall gekommen war und denselben auch wirklich ausgeführt hatte, sich zum unabhängigen König von Neuseeland, d. h. der noch übrigen wilden Bewohner Neuseelands zu machen oder wählen zu lassen, ist einer Revolution unterlegen. Er mißfiel aus irgend einem Grunde, seinen wilden Unterthanen, die ihn nicht bloß von dem Throne stießen und nicht bloß ermordeten, sondern ihn auch brieten und in einer feierlichen Versammlung — verzehrten. —

Gar oft hat man über die häßlichen unförmlichen Herrenhüte gespottet, die uns die Mode seit so langer Zeit aufgedrungen hat und vergebens sind Versuche gemacht worden, diese Kopfbedeckung umzugestalten. Jetzt ist endlich Hoffnung, wirklich eine Umgestaltung durchzusetzen, weil der Versuch dazu von — Paris ausgeht. Die größte Anzahl der dortigen jungen Herren, welche den Ton in allen Modenangelegenheiten angeben, zweihundert an der Zahl, haben sich nämlich verabredet, sich Hüte nach einem gewissen Muster machen zu lassen und sie so lange zu tragen, bis sie allgemein Eingang finden. Diese Hüte sind in der Form derer, welche die Landleute in Languedoc und der Bretagne tragen; sie haben einen runden niedrigen Kopf und sehr breite Krämpen. —

Viele Verliebte auf dem Festlande, die ihre Sehnsucht, mit einander verbunden zu werden, nicht erfüllt sahen, haben gewiß oftmals mit neidischen Augen hinüber nach England gesehen, das sein berühmtes Gretna-Green hat, wo der alte Schmied bereitwillig und sofort Liebende zusammengiebt. Aber auch den englischen Liebespaaren soll dieses Auskunfts- und Rettungsmittel entzogen werden, denn der bekannte Lord Brougham (der freilich ein alter Mann ist) hat dem Parlamente einen Gesezentwurf vorgelegt, nach welchem vom 1. Januar 1846 an alle in Gretna-Green geschlossenen Ehen ungültig sein sollen, wenn nicht die Paare wenigstens sechs Wochen vor ihrer Trauung dort gelebt haben. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 33.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Fünfzehn Jahre.

Novelle von Bernd von Susek.

(Fortsetzung.)

Der triefende Mann war mittlerweile zu den Leuten gegangen, welche eine kleine Wirthschaft auf der Pflessenburg haben, nicht zur Fremdenaufnahme, sondern für sich selbst und die Gäste ihres Herrn, welche zur Hirschzeit heraufkommen. „Ihr müßt mir helfen, ein Frauenzimmer hertragen, das nicht mehr fort kann,“ rief er schon von Weitem, als ihn die gutmüthige Frau bedauernd an der Thüre empfing. Und mit hastigen Worten erzählte er, daß sich ein Paar Bornehme, die er zu jetziger Jahreszeit habe auf den Brocken führen sollen, klüger gedünkt, wie er, und dem Gewitter gerade in die Fäuste gelaufen seien.

„Nun sitzen sie draußen, wie die Frösche im Wasser,“ schloß er, „das Weibsen kann nicht mehr fort und liegt dem Manne auf dem Schooß; ich habe sie unter einen Baum gesetzt und bin hergelaufen, um Jemand zu Hilfe zu holen. Wo ist denn Ihr Mann, Frau Meierin?“

Der kam nun auch zum Vorschein, ein Jägerbursche, der im Hause war, mit ihm, und so machten sich die drei Männer auf den Weg, während die Frau natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als den beiden Fräuleins im Salon den Späß zu erzählen. Die kleine Ilfenburgerin lachte herzlich und freute sich auf den Anblick der Stadtdame, welche sich den Born des Berggeistes zugezogen hatte.

„Du lachst über Alles, Auguste,“ sagte ihre Freundin. „Ich glaube, Du würdest auch über mich lachen, möchte mir begegnen, was da wollte.“

„Pfui, Anna, das ist ein häßlicher Vorwurf,“ erwiderte Auguste. „Darauf sage ich kein Wort. Aber ich wette, Du lachst mit mir, wenn Du die Dame aus der Residenz so ganz hors de façon erblicken wirst.“

Dem war aber nicht so, und Augustens Munterkeit machte ebenfalls dem weiblichen Mitgefühl Platz, als nach einer kurzen Frist die ausgegangenen Männer mit den Reisenden durch den noch immer, wenn auch nicht mehr so maßlos, strömenden Regen zurückkehrten. Anna's Herz schlug, denn sie sah, daß die Dame in völliger Leblosigkeit durch das hohe Niedgras quer über die Wiese dahergetragen wurde. Im Salon hatten die beiden Mädchen schon Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet, hatten das Sopha von Kragen und Leibchen befreit, die Spirituslampe unter dem Theewasser angezündet, von ihrer eigenen Wäsche das Nöthige hervorgesucht und eilten jetzt bis in den Hausflur entgegen.

„Gott sei Dank!“ hörte Anna den Begleiter der fremden Dame aus tiefstem Herzen sagen — nur sie verstand die Sprache, in welcher der Ausruf geschah. Erröthend trat sie vor und fragte in derselben Mundart: „Doch kein Unglück?“

Der Fremde war überrascht, die Klänge seiner Heimath hier zu hören; fast hätte er darüber die Ant-

wort vergessen. Er faßte sich indessen schnell und dankte mit aller Verbindlichkeit für die Theilnahme; hoffentlich werde der Anfall bald vorübergehen. Die schöne bleiche Frau, die er tragen half, nahm Anna's Aufmerksamkeit in Anspruch, sie sorgte mit ihrer Freundin für schnelle Hilfe; die Gräfin wurde auf das Sopha gebettet, die Männer entfernten sich und nur die Wirthin blieb mit den Mädchen, deren Bemühungen es bald gelang, die Bewußtlose in das Leben zurückzurufen.

Als Louise die Augen aufschlug, traf ihr erster Blick, der noch träumerisch in der Leere irrte, auf ein Madonnenantlitz, das mit innigstem Antheile über das ihrige geneigt war. So lieblich war dies Antlitz, daß es den beruhigendsten Eindruck auf sie hätte machen müssen, aber eine heiße Röthe schoß plötzlich über die Wangen der Gräfin und sie richtete sich schnell auf. Es war die Scham, welche sie mit dem rückkehrenden Bewußtsein überfiel, die Scham über ihren elenden Zustand. Und fast böse erhob sie sich ganz, da sie gewahr wurde, daß man sie entkleidet und mit frischer Wäsche versehen hatte. Ihr schwarzseidenes Kleid hing triefend an einer Trophäe der Jagd, ihr Hut in gänzlicher Auflösung daneben, sie selbst befand sich in einem zierlichen, fremden Negligé.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Anna in derselben Sprache, welche Felix kund gegeben hatte. „Sie sind unter Dach und Fach.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete die Gräfin mit der unbehaglichsten Empfindung, in französischer Mundart. „Ihre Sprache verstehe ich leider nicht, aber ich bin Ihnen sehr verbunden.“

„O ich glaubte, da Ihr Begleiter — indessen spreche ich auch ein wenig französisch,“ sagte Anna. „Nehmen Sie eine Tasse Thee, bald wird Ihnen besser sein.“

„Mir ist schon ganz wohl, und irre ich nicht, läßt auch das Wetter nach,“ erwiderte die Gräfin. „Ich werde nicht genöthigt sein, Ihre Güte lange zu mißbrauchen.“

„Sobald es einigermaßen möglich ist,“ sagte die Ilfenburgerin, welche unter der Zeit Thee eingeschenkt hatte, „schicken wir hinunter nach der Stadt, um Kleider kommen zu lassen. Haben Sie noch Sachen in Ilfenburg? Sonst würde Ihnen ein Kleid von meiner Freundin eher passen, als von mir — ich bin zu klein.“

„Meine Damen,“ erwiderte die Gräfin nicht ohne einen Anflug von Stolz, „Sie sind sehr gütig, aber ich hoffe, daß mein Kleid bei einem tüchtigen Feuer bald trocken wird — meine Effecten habe ich nach einem andern Orte dirigirt. Wollen Sie so gut sein, liebe Frau,“ wandte sie sich an die Meierin, „für das Trocknen meiner Sachen zu sorgen?“

Diese hatte schon Anstalt dazu getroffen, und die beiden Mädchen wechselten einen Blick, der von Augustens Seite wenigstens der Fremden nicht zum Lobes sprach. Diese mochte jetzt fühlen, daß sie die Freundschaft, welche ihr hilfreich entgegen kam, ganz ihrer sonstigen Art widersprechend vergolten hatte und lenkte ein.

„Ich muß Ihnen wahrhaftig sehr dankbar sein, meine Damen,“ sagte sie, nun in deutscher Sprache, da sie gehört, daß Beide unter sich deutsch gesprochen hatten und ihnen das Französische nicht geläufig war. „Sie nehmen sich einer Fremden an, die Ihnen wahrscheinlich durch den Führer als eine unverständige Thürin geschildert ist. Aber es findet vielleicht mein Eigensinn — wenn Sie es so nennen — Entschuldigung, wenn ich Ihnen sage, daß ich nur über wenige Tage zu disponiren hatte und gerade die Poesie eines Hochgewitters in den Bergen mich lockte, da mein Leben sonst nur allzusehr in der Prosa verkümmert. Ich fand freilich —“ setzte sie lachend hinzu — „daß ich auch hier nicht die reine Poesie, sondern nur eine Mischgattung überwältigender Art zu genießen hatte, nicht poetische Blut allein, auch prosaische Masse, und dieser war meine Kraft nicht gewachsen.“

Die Mädchen, durch ihre Liebenswürdigkeit schnell ausgeföhnt, gingen in diesen scherzhaften Ton ein, bald klopfte auch der Fremde, welcher mit der Dame gekommen war, an die Thüre und fragte nach dem Befinden der Gräfin; es wurde ihm von ihr selbst der tröstlichste Bescheid, worauf er um Erlaubniß bat, als Groteske in der Mitte der Damen erscheinen zu dürfen. Anna warf der Gräfin, welcher sie ihr eignes Negligé geliefert hatte, rasch noch einen großen Shawl um, dann gab diese ihrem Neffen die Erlaubniß, einzutreten.

Grotesk erschien er allerdings; der Meier hatte ihm seine Kleider gegeben und da Beide von verschiedener Größe waren, so trat Felix nicht eben zu seinem Vortheil herausstafftirt unter die Damen, welche bei seinem Anblicke in ein herzhaftes Gelächter ausbrachen. Das aber brachte sie sogleich über alle Förmlichkeit hinweg

und ließ sie schnell bekannt werden, wie überhaupt der Moment außerhalb des gesellschaftlichen Bannes mehr Kraft hat, als wohl ein Jahr in eingelebten Verhältnissen.

„Sie sind Bewohnerinnen dieser Gegend, welche ich trotz ihres stürmischen Empfangs reizend finde,“ sagte die Gräfin zu den Mädchen. „Wir genießen bei Ihnen das Gastrecht, es ist also billig, daß wir uns Ihnen vorstellen. Dieser junge Cavalier in der blauen Blouse, mit dem unvergleichlich geschürzten bunten Halstuche, ist mein Neffe: Graf Felix Lankoronski, dormalen kaiserlich russischer Officier — oder vielmehr königlich polnischer. — Sie müssen mir schon die Stirn nicht allzusehr runzeln, lieber Neveu, für mein armes Verstandniß sind diese feinen Distinctionen nicht zugänglich. Jedenfalls würde Sie aber sowohl Ihr erhabener Souverain, der König Nicolaus, als auch sein Statthalter, Ihr specieller Chef, der Großfürst Constantin, desavouiren, wenn er Sie in diesem unloyalen Kleidungsstück sähe. — Ich, meine Damen, heiße Louise Rednig und habe die Ehre, eine Tante dieses sarmatischen Helden zu sein, nämlich eine Stiefschwester seines Vaters. Dürfen wir, besserer Bekanntschaft wegen, eine gleiche Offenherzigkeit von unsern lebenswürdigen Wirthinnen erbitten?“

Die Ilsenburgerin nannte ihren Namen und stellte auch ihre Freundin vor, Anna von Gerstung, welche seit acht Tagen und hoffentlich noch auf so viele Monate bei ihr zum Besuche sei.

Anna lächelte ihr zu und zog dann ihr Auge schnell wieder zurück, denn sie bemerkte, daß der Blick der beiden Fremden lange auf ihrem Antlitz ruhte. Es war dessen auch werth in seiner reinen Schönheit, das lieblichste Oval, das man sehen konnte, alle Linien noch weich und kindlich, aber doch schon einer Jungfrau, der unentweihete Mund so fein geschnitten, die Lippen, wie das holländische Liedchen sagt, gleich einer frischen Kirsche im Morgenthau, und das seelenvolle Auge so fromm und innig! Es konnte zu wehmüthigen Betrachtungen geneigte Gemüther bis zu Thränen rühren, dies zarte schöne Kind in seiner lieblichen Unschuld zu sehen, wie es harmlos und wehrlos, einem Lamme gleich, an der Pforte des Lebens stand, dessen Vorhalle, die Kindheit, es eben überschritten hatte. Die Frage nach ihrer Zukunft drängte sich fast unwillkürlich auf — aber Beide, welche in dem Augenblicke, von dem wir sprechen, Anna gegenüber saßen, hatten in ihrer Seele nicht Raum zu Betrachtungen solcher

Art, sie fühlten nur, wie unaussprechlich der Liebreiz dieses Mädchens einst wirken könne, wenn er sich seiner Macht bewußt werde, und in diesem Gedanken, wie es gar oft bei Seelenverbindungen geschieht, begegneten sich Beide, die Gräfin und ihr Neffe. Ein flüchtiger Blick Louises streifte das Auge des jungen Polen, der es vielleicht zum ersten Male nicht bemerkte.

Es kam nun ein unbefangenes, heiteres Gespräch in Gang. Die Mädchen wußten von den Schönheiten der Gegend viel zu berichten, besonders von denen, die außerhalb des gewöhnlichen Saumpfades der Reisenden liegen; sie schilderten so lebhaft, daß in Felix unwillkürlich der Wunsch aufstieg, sich länger, als der Vorsatz gewesen, hier aufzuhalten, um Streifzüge in das Gebirge zu unternehmen; die Gräfin dagegen erzählte von ihren frühern Reisen, besonders vom Alpenlande, und mischte viel launige Bemerkungen hinein, welche nicht selten ihren Neffen zur Zielscheibe nahmen.

Das Wetter hatte sich unterdessen aufgeklärt, die stärkere der kämpfenden Wolkenmassen war, ihre Gegnerin überstürzend, hinabgetobt von den Bergen in das ebene Land, man hörte ihre Donner noch schwach in der Ferne. Ein frischer Wind räumte hinter ihr vollends auf und segte die letzten zerrissenen Schleier vom Himmel, daß er bald wieder klar und blau strahlte; nun trat auch die Sonne hervor, welche schon ziemlich tief stand, und weckte das funkelndste Farbenspiel in den zahllosen Tropfen, welche überall noch an den Blättern und Gräsern hingen. Durch das geöffnete Fenster strömte eine balsamisch erquickende Luft in den Salon.

„Wenn wir jetzt unsere Tour fortsetzen könnten!“ rief die Gräfin mit einem bedauernden Blicke auf ihr Negligé und das starre schwarzseidene Kleid, das wie eine unabänderliche Verneinung ihres Wunsches am Hirschgeweih hing.

„Das geht heute nicht, Frau Gräfin,“ sagte Auguste entschieden. „Wir werden die Nacht schon zusammen bleiben müssen, denn auch wir könnten vielleicht erst in ein Paar Stunden nach Ilsenburg.“

Dem Grafen Lankoronski schien es nicht so unangenehm zu sein, als seiner Gefährtin, daß sie bleiben sollten, wenigstens drückte sein Auge nicht dieselbe Unzufriedenheit aus, wie sie in den großen blauen Augen der Gräfin lag. Sie fand das vielleicht auch, denn sie beschuldigte ihn, daß er seiner Nation, welche sonst Gefahren aufzusuchen pflege, wenig Ehre mache.

„Ich werde es Euer Gnaden einmal besser beweisen,“ sagte Felix kurz.

Sie blickte überrascht, beinah zornig zu ihm auf; diesen Ton hatte er noch nie gegen sie angeschlagen. Aber sein Auge, in welchem ein stiller Vorwurf lag, besänftigte sie gleich wieder und sie sagte: „Allerdings, Sie in dieser malerisch drapirten Blouse, ich in meinem zwar allerliebsten, aber nicht ganz coursfähigen Costüme, wir können uns so nicht auf die Wanderung begeben, und das Beste wird sein, wir schicken, so bald es möglich ist, einen Boten nach Wernigerode, wohin ich meine Effecten dirigirt habe. Denn ich fürchte, daß die vom Wetter getroffenen ganz invalide geworden sind.“

Ehe dieser Entschluß aber zur Ausführung gebracht werden konnte, verging der Rest des Nachmittags. Die Damen unterhielten sich auf Frauenart ganz gut; Felix war ungewöhnlich schweigsam, der Unfall schien seine Laune gestört zu haben, oder fand er sich unbehaglich in der fremden gemeinen Tracht, die ihn, das wußte er, lächerlich erscheinen ließ? Den Neckereien der Gräfin, welche er sonst mit gleicher Waffe bekämpfte, setzte er nur einen passiven Widerstand entgegen; er trat mehrmals an das Fenster und sah auf die abgeschlossene Wiese mit ihrem dunkeln Hintergrunde oder er ging im Salon umher, die einzelnen Möbel betrachtend, als interessire es ihn sehr, daß jedes aus einer besondern Holzart gefertigt war, gleichsam ein lignarisches Cabinet bildend. Da sah er in der Allee, welche über die Wiese führt, einen Reiter auf einem kleinen dicken Fuchse dahertraben, er trug Waidmannsgrün und saß kerkengerade im Sattel.

„Das ist der Oberforstmeister,“ sagten die beiden Mädchen auffspringend.

Einen Moment darauf trat er in das Zimmer. „Kinder, ich muß doch sehen, wie es Euch ergangen ist!“ rief er mit seiner herzlichen Stimme. „Ihre Mutter wurde doch unruhig, der lieben Anna wegen, die unsere Bergnatur nicht gewohnt ist. — Ach, meine Herrschaften,“ sagte er, die Fremden bemerkend, „wie ich sehe, auch ein wenig naß geworden? Der Harzgeist macht in diesem Jahre einen unhöflichen Wirth.“

Die Gräfin gab eine heitere Antwort, und Auguste fragte nach dem Wege. „Der ist noch tief und schlüpfrig genug,“ sagte der Oberforstmeister, „es wollten mehrere unserer jungen Leute heraussteigen, um nach Euch zu sehen, aber meine Kinder ließen mir nicht Ruhe, bis ich selbst ritt.“

„Das ist nicht sehr schmeichelhaft für uns,“ erwiederte Anna.

„Ei, Fräulein, bedenken Sie doch, was ein Hochzeitvater zu thun hat,“ erwiederte der Oberforstmeister. „Ja, meine Herrschaften, ich verheirathe übermorgen meine zweite Tochter und wenn Sie in Ilfenburg bleiben und uns die Freude machen wollen, an dem Volterabend Theil zu nehmen —“

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete die Gräfin, „aber unsere Zeit ist beschränkt, wir wollten auf den Brocken.“

„D der hält ja gar nicht mehr,“ sagte der Oberforstmeister. „Unser Pastor ist vor Kurzem oben gewesen und schon mehrmals tief eingesunken. Sie können es selbst bemerken, er sieht schon schwarzgesteckt aus, wie ein Tiger. Bleiben Sie ein Paar Tage in Ilfenburg, machen Sie Excursionen auf die nähern Punkte, Sie werden es nicht bereuen. Und nehmen Sie Theil an unserer Familienfreude, Sie finden ehrliche, brave Menschen in Ilfenburg.“

Das Anerbieten war so offen und herzlich, wie die ganze Weise des alten Herrn, die Gräfin wurde förmlich hingerissen und sagte zu, obgleich sie sich einen Moment darauf heimliche Vorwürfe machte, so ganz aus der gewohnten Form gewichen zu sein. Inconsequenz war ihr jedoch in den Tod verhasst, und da sie einmal zugesagt hatte, wäre sie um keinen Preis wieder zurückgegangen, sie bemühte sich vielmehr, alle Mißlichkeiten ihres Entschlusses zu ebnen.

„Ich habe allerdings kein Recht, auch über Ihre schöne Person und Zeit zu disponiren,“ sagte sie zu dem Grafen. „Sie sind Ihr freier Herr, wie Sie wissen — und ich entledige Sie feierlichst der übernommenen Rolle meines Schirmvogts, ohne den wir armen Frauen einmal nirgends auftreten dürfen, auch wenn er nur eine Figur ist.“

„Erlauben Sie mir, diese schmeichelhafte Rolle weiter zu spielen, liebe Tante,“ sagte Felix.

So wurde es denn beschlossen, die Partie auf den Brocken vorläufig aufzugeben und nach dem freundlichen Bergstädtchen zurückzukehren, wo dann die weitern Dispositionen getroffen werden sollten.

„Sie werden sich sehr gefallen,“ sagte Anna — und erröthete, sie wußte selbst nicht warum, vor dem Blicke des Grafen.

„Wie lange bleiben Sie noch in Ilfenburg?“ fragte er.

„Das ist noch unbestimmt,“ antwortete sie mit einem halben Aufblick.

„Und Sie kehren dann in Ihre Heimath zurück?“ fragte er weiter. „Gewiß zu ihren Eltern?“

„Zu meinen Eltern, ja,“ erwiderte sie und half unbefangen ihrer Freundin die Anstalten zur Heimkehr treffen, für welche nun so gut gesorgt wurde, als es anging.

3.

„Ist es nicht Indiscretion, wenn wir uns in den Familienkreis drängen?“ fragte die Gräfin am Abende des folgenden Tages, als sie im Gasthose des Städtchens die wiederholte Einladung, die sie schon gestern angenommen hatte, erhielt.

Der Graf bestritt das mit dem Einwurfe, daß ja die ganze Stadt, wenigstens ihre Notabeln, zugegen wäre, es sei also kein abgeschlossener Familienkreis. — Darum halten auch wir es nicht für Indiscretion, den Gästen zu folgen und einen Blick in das Leben des Waldhofes zu thun. Seitdem hat sich Manches dort verändert und die lieben Menschen, welche damals dort vereinigt waren, jetzt aber in die Ferne zerstreut sind, zürnen gewiß nicht über das Spiegelbild vergangener schöner Tage, die sie zusammen verlebt haben.

Von Ilfsburg etwas höher hinauf, unmittelbar am Eingang des Thales, wo der Stumpfrücken, Maines- und Buchberg es umfassen und der starre Ilfsstein wie ein Wächter des innern Gebirges aus geringer Entfernung herabschaut, liegt der sogenannte Waldhof mit seinen Gebäuden. Hier hatten zwei Familien als oberste Forstbeamte der Grafschaft Wernigerode gewechselt und die Tochter des jetzigen heirathete den nachgelassenen Sohn des frühern — beide Familien mit ihren Verwandten bildeten also den Mittelpunkt, um welchen sich, als der Abend zu dunkeln begann, die Bekannten mit mancherlei wohlgemeinten, mehrern auch recht gelungenen Posierabendscherzen sammelten, deren Arrangement der Hüttenarzt, ein Mann von der vielseitigsten Bildung, leiten half, von seiner klugen Schwester und den jungen, morgen verschwägerten Damen unterstützt.

Es ging laut und lustig dabei zu; nervenschwache Treibhauspflanzen, welche nur Gaslicht und selten Sonnenschein sehen, wären davon erschüttert worden, aber die Gräfin Rednitß gehörte zu diesen nicht und ihr Neffe war an eine noch viel wildere Geselligkeit gewöhnt. Wer je einen polnischen Kulik mitgemacht oder

ihn hat getreulich schildern hören, wird damit einverstanden sein, daß in Deutschland nichts Aehnliches aufzuweisen ist. Felix entwickelte heute die volle Liebeshwürdigkeit seiner Nation. — Der Oberforstmeister, welcher selbst lange Zeit in preussisch Polen angestellt gewesen war, hatte sich sehr gefreut, einen Sohn des interessanten Volkes bei sich zu sehen, und seine Töchter sprachen zu ihm in seiner Sprache, die sie liebten, wie eine Reminiscenz aus harmloser Vergangenheit; die Fremde aber, welche ihm zuerst auf der Plessenburg mit einer Frage in seiner Mundart entgegen getreten war, sprach sie mit dem goldreinsten Accent; auch ihre Kindheit war in einem Theile des ehemaligen Polens verfloßen. So fühlte sich Felix ganz heimisch; dies glückliche Behagen drückte sich in all' seinen Mienen aus und verschönerte sie, wie inneres Glück es immer mit dem Menschenantlig thut; er war auffallend hübsch und besonders sein sprechendes Auge erregte manchen leise, leise geflüsterten Lobgesang unter den jungen Mädchen. Nur Anna stimmte nicht ein.

Die Gräfin, seine Tante, war gleichfalls auf das Zuvoorkommendste empfangen worden, und die ältern Damen der Gesellschaft, unter denen mehr als Einen den wahren Ton der großen Welt besaß, weil sie ein Recht darauf hatte, ließen es sich angelegen sein, der jungen Frau die Stunden angenehm zu machen.

„Nun, Felix?“ fragte sie, als Beide einen Moment zusammentrafen. „Sie machen sich doch nicht gefährlich?“

„Diese Frage möchte ich Ihnen zurückgeben,“ erwiderte er lachend. „Ich habe im tiefsten Basse Phantasien über Ihren herrlichen Wuchs hören müssen — man ging dabei in Details, welche frappant waren —“

Ihr stolzer Blick ließ den Leichtfertigen verstummten. „Ich gefalle mich sehr gut,“ sagte sie. „Dieser lebensfrische Hauch, der hier weht, ist so kerngesund, daß man darüber alle Ueberschreitungen unserer enge gezogenen Grenzen, innerhalb deren man sich frei bewegen darf, gern übersieht. Unser Wirth, welcher junge kräftige Geist eines Sechszigers! Und seine rüstige, lungebeugte Gestalt, wie rasch, wie frank und lebendig, Stahl noch in jeder Bewegung!“

„Wahren Sie Ihr Herz, Louise!“ rief Felix.

„Wenigstens wäre dieser jugendliche Greis eher im Stande, es zu gewinnen, als mancher greise Jüngling in den Mauern unserer Residenz!“ erwiderte sie. „Und seine Schwester — diese originelle hohe Erscheinung, der die Herzensgüte aus jedem Blick,

aus jedem Worte spricht, sie wird hier vergöttert, wie es scheint, und sogar die rohesten Studenten einer Universitätsstadt, in deren Nähe sie wohnt, sollen ihr den breiten Stein aus wahrer Verehrung gönnen, wenn sie dort auf der Straße mit ihrem Parasolstabe geht. Ein Beweis, Graf Felix, daß eine gealterte Jungfrau an sich durchaus kein Gegenstand des Spottes zu sein braucht, wenn sie sich selbst vor der Lächerlichkeit zu bewahren weiß."

"Ich gebe das zu, kann mich aber keiner Studien in diesem Genre rühmen," sagte er. "Wie gefallen Ihnen aber die jungen Damen?"

"Deren Kritik überlasse ich Ihnen," erwiderte die Gräfin. "Sie scheinen pressirt?"

"Ich werde eine Scene mitspielen, zu welcher eben die Vorbereitungen im Freien getroffen werden," sagte er mit einer gewissen Verlegenheit, die er jedoch vortrefflich zu verbergen wußte.

"Sie?" versetzte die Gräfin staunend. "Haben Sie sich angeboten?"

"Man hat mich engagirt," erwiderte er — und setzte lachend hinzu: "Sie dürfen nicht eifersüchtig werden, Louise. Dort die kleine Brünette, unseres Wirthes jüngstes Kind, hat mich gefragt, ob ich nicht mitspielen wolle, und da es der gefällige Arzt hörte, hat er mir gleich ein passendes Costüme angeboten. Konnte ich es wohl ausschlagen? Es wäre beleidigend gewesen, Louise."

"Mein Gott, warum entschuldigen Sie sich denn, als ständen Sie im Begriff, ein Verbrechen zu begehen?" fragte die Gräfin. "Ich finde es ganz natürlich, daß Sie mitspielen. Ihr Costüme wird hoffentlich etwas fleidender sein, als die unglückliche Blouse auf der Plessenburg."

"Hoffentlich!" sagte Felix und entfernte sich eilend, um seine Metamorphose zu bewirken.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Antonio Perez und die Prinzessin Eboli.) Der berühmte französische Geschichtschreiber Mignet hat so eben ein neues Werk, Antonio Perez et Philippe II., erscheinen lassen, welches das bis jetzt fast unbekannt romanhafte, ja fast ungläubliche Leben eines Mannes schildert, den man eher für einen Romanhelden als für eine historische Person halten sollte. Man höre. An dem düstern stillen spanischen Hofe

lebte um 1577 ein glänzender, ehrgeiziger junger Mann, der durch seine geistige Aufgewecktheit, seinen Scharfsinn, seinen über alle Gewissensscrupel erhabenen Eifer und besonders seine Gewandtheit in Geschäften die Zuneigung des Königs Philipp gewonnen hatte, Antonio Perez. Er wurde der Secretair und Günstling des Monarchen, dem alle Bittsteller und die Gesandten der fremden Mächte den Hof machten, der den ersten Rang am Hofe einnahm, ein glänzendes lustiges Leben führte, Millionen wegwarf, ob er gleich von seinem Vater nur Schulden geerbt hatte, schamlos seine Gunstbezeugungen verhandelte, von einer großen Partei, namentlich dem Adel, tödtlich gehaßt wurde und endlich sein Verderben durch die Liebe fand. Eine einzige Frau brachte damals etwas Leben an den spanischen Hof, die Fürstin Eboli, die Wittwe des Ruy Gomez de Silva, die bewundernswürdig schön war, ob sie gleich ein wenig schielte, und dem Könige gefallen hatte, so daß man sagte, ihr Sohn, der Herzog von Pastrana, habe königliches Blut in seinen Adern. Perez verliebte sich in die schöne Frau und erlangte ihre Gegenliebe; da Beide so mächtig und einflußreich waren, wagte Niemand dem Könige etwas von ihrem Verhältniß zu einander zu entdecken. Die Fürstin gab Perez für den natürlichen Sohn ihres Mannes aus, um ungestört mit ihm umgehen zu können; übrigens brauchten die Liebenden durchaus keine Vorsichtsmaßregeln. Da kam aus Flandern Escovedo an, der Freund des Perez, ehemaliger Knappe des Ruy Gomez und jetzt Vertrauter des Juan von Oesterreich, der ihn an Philipp II. geschickt hatte, um Geld und Truppen zu verlangen. Er entdeckte das Verhältniß zwischen Perez und der Prinzessin bald, wagte einige Bemerkungen darüber und drohete endlich, dem Könige Anzeige zu machen. Er mußte deshalb entfernt werden und Perez unternahm es, den König selbst zu seinem Mitschuldigen zu machen. Er wußte in dem argwöhnischen Philipp Verdacht gegen die Pläne Juans und die Absichten Escovedos zu erregen, so daß er an eine Verschwörung glaubte und dem Günstlinge Befehl gab, Escovedo aus dem Wege räumen zu lassen. Einige Tage darauf wurde derselbe in einer Straße von Madrid von Mördern erdolcht. Obwohl Perez und die Fürstin während dieser That nicht in der Hauptstadt zugegen gewesen waren, beschuldigte sie doch die öffentliche Stimme, und die Feinde des Perez benutzten die Gelegenheit, um ihn zu verderben. Perez selbst bat Philipp ihn verhaften zu lassen, weil kein Beweis gegen ihn vorliege und er also sicher losgesprochen werden müsse. Philipp willigte endlich ein, aber die Langsamkeit der Justiz wurde das Unglück des Günstlings. Während der Gefangenschaft desselben hatte man Philipp II. das Liebesverhältniß zwischen der Eboli und Perez entdeckt und der König handelte nun als rachsüchtiger Nebenbuhler. Auch die Fürstin wurde verhaftet und Perez der Erpressung angeklagt, sowie seines ganzen Vermögens beraubt. Später unterwarf man ihn und seine Frau dem Hunger so lange, bis er alle Papiere herausgab, die den König compromittiren konnten, und nun wurde die Anklage der Ermordung Escovedos wieder aufgenom-

men. Der erbitterteste Feind des gefürzten Günstlings erhielt die Leitung des Prozesses und die fürchterlichste Folter entriß ihm alle Geständnisse, die man wünschte. Diese Mißhandlungen erwarben ihm indes das Mitleid des Volkes und als er mit zerbrochenen Gliedern, fast todt, durch Hilfe seiner Frau aus dem Gefängnisse entkam, jubelte ganz Castilien über seine Befreiung. Aus Rache darüber ließ Philipp die Frau des Perez, die guter Hoffnung war, und die sämmtlichen Kinder seines ehemaligen Günstlings ins Gefängniß werfen. Perez hatte sich nach Aragonien geflüchtet und hier unter einem freien Volke, das sich die Unabhängigkeit seiner Gerichte zu wahren gewußt hatte, nahm der Kampf zwischen dem Könige und dem Unterthanen eine ganz andere Gestalt an. Perez ließ sich vor Gericht stellen, das öffentlich war, und legte da die königlichen Briefe vor, welche er allen Nachforschungen zu entziehen gewußt hatte und welche die Mitschuld des Königs bei der Ermordung Escobedos in das hellste Licht stellten. Der Prozeß mußte niedergeschlagen werden, Philipp ließ aus Rache Perez der Vergiftung und nochmals der Erpressung anklagen, und da ihm sein Opfer auch da entging, rief er die Inquisition zu Hilfe. Dies machte die Sache zu einem Streite zwischen dem Könige und den Aragoniern, und während der König die Großen unter diesen allmählig für sich gewann, warf Perez eine herabredete Flugschrift nach der andern ins Volk, um dasselbe zur Wahrung seiner Fueros (Freiheiten) aufzufordern. Zwei Mal war Perez bereits in den Händen der Inquisition und zwei Mal wurde er denselben durch einen Volksaufstand entrisen. Der zweite aber kostete Aragonien seine Fueros, Perez mußte fliehen, wurde wie ein wildes Thier von Berg zu Berg gehetzt, erreichte aber glücklich den französischen Boden, während eine castilianische Armee in Saragossa einrückte, das Blut hier in Strömen floss und die Cortes gezwungen die Freiheit der Nation aufgaben. Ein Autodafé, das früh um acht Uhr begann, Abends um neun Uhr endigte und 79 Aragoniern das Leben kostete, beschloß den Aufstand. Auch in Frankreich fand Perez lange keine Ruhe, denn Philipp verfolgte ihn auch da mit seiner Rache. Endlich bemühten sich Heinrich IV. und Elisabeth von England um den Mann, der alle Geheimnisse der spanischen Regierung kannte und ihnen so viele nützliche Mittheilungen machen konnte. Auch starb Philipp II. und Perez sah seine Frau und Kinder der Freiheit wiedergegeben. Er lebte einige Jahre in Ruhe und Frieden, aber sein Leichtsinns und seine Abenteuerlichkeit verließen ihn auch nach seinem schrecklichen Unglücke nicht und er starb endlich ganz arm in Paris, nachdem er viele vergebliche Versuche gemacht hatte, nach Spanien zurückkehren zu dürfen. —

(Der Stelzenkrieg.) Man glaubt meist, der allgemeine Gebrauch der Stelzen sei auf die weiten sandigen Ebenen der „Haiden“ in Frankreich, zwischen der Garonne und dem Adour, beschränkt, aber sie standen seit langer Zeit bis vor nicht vielen Jahren in noch weit größerer Ehre in der Stadt Namur,

wo sie ursprünglich wohl wegen der häufigen Ueberschwemmungen hatten gebraucht werden müssen, bald aber auch zu andern, selbst Partezwecken, dienten. Schon im elften Jahrhunderte kommen dort Stelzenspiele vor, allmählig aber bildeten sich zwei große Stelzenparteien aus, die einander nicht selten auf ihren Stelzen blutige Kämpfe lieferten. Die beiden Parteien hießen die Melans und die Avresses, von denen die erstern die Stadt, die letztern die Vorstädte vertraten. Beide Parteien trugen verschiedene Farben und jede hatte eine große Fahne. Die Stelzenspiele und Stelzenkämpfe wurden meist auf dem Markte abgehalten und dauerten gewöhnlich ein Paar Stunden, bis die eine Partei sich für überwunden erklärte. Die Sieger, mehrere Tausende stark, hüpften dann zum Zeichen ihres Triumphes auf einer Stelze umher, während sie die andere in der rechten Hand hoch emporhielten und endlich so unter Musik abzogen. Da bei diesen Spielen und Kämpfen häufig bedeutende Unfälle vorkamen, so wurden sie 1732 verboten, trotzdem erhielten sie sich aber bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo so vieles Alte zertrümmert wurde und auch die Stelzen in Namur in dem allgemeinen Umsturze verschwanden. Im Jahre 1669 erschien sogar ein Lobgedicht auf die Stelzen, „Les échasses“, von dem Baron Walef.

Generalcorrespondenz.

In diesen Tagen wird bekanntlich in Bonn unter großen Feierlichkeiten die Bildsäule Beethovens enthüllt. Sie wurde auf ihrem Wege von Nürnberg, wo sie gegossen worden ist, überall festlich empfangen und begrüßt, namentlich aber in Bonn selbst, und hier zeichneten sich die Engländer durch ihren eigenthümlichen Eifer aus. Sie glaubten nämlich ihre Verehrung für den großen Meister der Töne nicht besser äußern zu können, als wenn sie bei der Ausschiffung der Bildsäule selbst mit Hand anlegten. Sogar gab jeder von ihnen ein Goldstück für die Erlaubniß, mit angreifen zu dürfen. — Eine minder unschuldige englische Eigenthümlichkeit wird aus Paris berichtet. Dort lebte seit vielen Jahren der in Frankreich naturalisirte Herzog Richard Stalpool, dem sein Vater ein Vermögen von 16 Mill. Francs hinterlassen und der kürzlich ein Gut von 90,000 Frcs. Einkünften und einen Palast im Werthe von 5 Mill. geerbt hatte. Mit einem Male regte sich der Engländer in ihm, er kaufte ein schönes Schiff, versah es mit Mannschaft und Vorräthen und verließ Frankreich, um ganz allein eine Reise um die Welt zu machen. Vor seiner Abreise verbot er aber seinem Bankier, seiner Frau und seinen Töchtern auch nur einen Sou zu zahlen, und zeigte überdies in den Zeitungen an, man möge den Seinigen nichts borgen, da er nicht gesonnen sei zu bezahlen. Die Pariser Gerichte waren indes anderer Ansicht, als die Herzogin die Hilfe derselben in Anspruch nahm; sie erklärten nämlich, daß der Frau monat-

lich 10,000 Francs aus dem Vermögen ihres Mannes auszu zahlen wären. —

Ary Scheffer, einer der genialsten unter den lebenden Malern, von dem man bereits zwei allgemein bekannte und geschätzte Bilder aus „Faust“ besitzt, „Gretchen in der Kirche“ und „Faust, wie er Gretchen zum ersten Male erblickt“, hat zwei neue Gemälde mit lebensgroßen Figuren aus „Faust“ vollendet, die von den Kunstfreunden begeistert gepriesen werden, nämlich „Faust und Gretchen im Garten“, in dem Augenblicke als Faust sagt: „ein Blick von Dir, ein Wort mehr unterhält, als alle Weisheit dieser Welt.“ Im Hintergrunde sieht man Mephistopheles, der zu Martha sagt: „es käme nur auf Eures Gleichen an, mich eines Bessern zu belehren.“ — Das andere Gemälde zeigt uns Faust auf dem Blocksberge, wie er Gretchen vor sich zu sehen glaubt, bleich, halb entblößt, mit dem Kinde, das sie umgebracht, und ausruft: „das ist die Brust, die Gretchen mir geboten, das ist der süße Leib, den ich genos.“ Namentlich wird diese Erscheinung Gretchens als Meisterwerk bewundert. Jedenfalls werden auch diese beiden Gemälde bald durch den Kupferstich so verbreitet wie die beiden ersten. —

Wir haben früher eine neue merkwürdige Erfindung erwähnt, die in St. Etienne gemacht worden ist, eine Art Glas, das sich hämmern läßt. Jetzt nennt man diesen Stoff ein neues Metall, Silicon mit Namen, und man behauptet, es würde bald so verbreitet sein wie Eisen. Dieses Silicon ist weiß, glänzend und durchsichtig wie Krystall, doch kann man es auch undurchsichtig und farbig haben; es verbindet sich mit mehreren Stoffen und giebt mit einigen außerordentlich schöne Farbenshattirungen. Es ist geruchlos, läßt sich dehnen und hämmern und wird weder von Säuren, noch von der Luft angegriffen. Dabei ist es sehr hart und besitzt alle Eigenschaften des Stahles. Bereits sind eine große Menge der verschiedenartigsten Gegenstände aus Silicon verfertigt worden, die nächstens öffentlich ausgestellt werden sollen. Man glaubt, dieser neue Stoff werde, da er sehr wohlfeil ist, zur Verzierung an Häusern und in Zimmern, zu Meubles und Geräthen mancherlei Art benützt werden. —

Den Gutschmeckern, die doch so ausdauernd auf alles Gausmenkigende Jagd machen, ist bisher eine Art — Schinken entgangen, welche das non plus ultra von Schinken sein soll und in einigen Orten Belgiens gefunden wird, jambon de Bastogne. Ein Engländer, der diese Schinkenherrlichkeit entdeckte, ließ sich die Bereitungart mittheilen und hat sie veröffentlicht. Das Fleisch muß sechs Wochen in einer Brühe von Salz und Salpeter liegen, der man Lorbeerblätter und wilden Thymian, Wachholderbeeren und etwas Knoblauch zusetzt. Dann wird es geräuchert. Soll der Schinken nun zugerichtet werden, so vergräbt man ihn auf vierundzwanzig Stunden in die Erde und kocht ihn dann, wieder mit Zusat

der oben genannten Kräuter. Ist er weich, so wird der Knochen herausgenommen und das Fleisch stark gepreßt. —

Theaterbrände sind leider überall häufig, am öftersten aber kommen sie in Nordamerika vor; vor nicht langer Zeit brannten kurz hintereinander die Theater in Washington und Newyork ab, im vorigen Monate verlor nun auch Philadelphia das seinige durch Feuer. —

Ein junges schönes Mädchen kam vom Lande, wo sie ihren Geliebten zurückließ, in die Hauptstadt, um sich da etwas für ihre künftige Wirthschaft zu erwerben. Sie entging glücklich allen Schlingen, die ihr gelegt wurden, und bewahrte in ihrem Herzen rein und ungetrübt das Bild des Geliebten. Endlich nahete der Tag, der sie vereinigen sollte; der Geliebte hatte versprochen, sie abzuholen und ihr seine Ankunft schriftlich zu melden. Aber der Brief kam zur bestimmten Zeit nicht an und eine Freundin suchte die Traurige mit den Worten zu trösten: „so sind sie alle; er hat Dich vergessen.“ Das Mädchen konnte den für sie schrecklichen Gedanken nicht aus dem Sinne bringen; Abends ging sie nachdenklich in ihr Stübchen und wiederholte oftmals halblaut vor sich hin: „er hat nicht geschrieben; er hat mich vergessen, er kommt nicht.“ In der Nacht endlich, als sie glaubte, daß Alle im Hause schliefen und Niemand sie bemerken könnte, schlich sie sich fort, durch den Garten und stürzte sich in einen Brunnen. Am andern Tage, als man den Leichnam herauszog, war auch der erwartete Brief angekommen. Nun sage man noch, es gäbe auch keine liebeskranken Mädchen mehr in unserer profaischen Zeit. —

Die bekannte Sängerin Luczek, welche kürzlich in Leipzig und Hamburg mit glänzendem Erfolge gastierte, wurde unterdeß in Berlin bedeutend bestohlen. Man soll ihr ihr ganzes Silbergeschirr, über tausend Thaler an Werth, entwendet haben. —

In der Kunst des Buchdrucks ist wieder eine neue schöne Erfindung gemacht worden, der Koloritdruck oder die Kunst, irgend einer Zeichnung, z. B. einem Holzschnitte, vermittelst der Presse in Del die entsprechenden Naturfarben zu geben. Und wenn ein solches Bild 16 verschiedene Farben verlangt, können täglich doch an 200 Abdrücke davon gemacht werden. Eine sehr gelungene Probe dieses Koloritdrucks befindet sich in dem Werkchen: „Die Manufactur- und Fabrikindustrie des Königreichs Sachsen“ von F. G. Wied. Leipzig, W. G. Teubner. —

Auch über den Besuch der Bäder entscheidet zum größten Theile die Mode und wir freuen uns, mittheilen zu können, daß sich die Gunst derselben dem Bade zu Wolkenslein im sächsischen Erzgebirge zuzuwenden anfängt, das in diesem Jahre so zahlreich besucht ist, daß kaum die Räumlichkeiten für alle Gäste zureichen. Das Bad ist übrigens schon alt, war bereits im 16. Jahrhunderte berühmt und liegt in reizender Gegend. In der Nähe befindet sich auch das ebenfalls vielbesuchte Wiesbad. Die Quellen in beiden sind warm, von gleicher Beschaffenheit und gleichen den Karlsbader Quellen. —

Allgemeine Modes-Zeitung

N^o 34.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Fünfzehn Jahre.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Unter den Nußbäumen sollte eine Zigeuner-scene gespielt werden, Tannengebüsch war als Hintergrund gepflanzt, die finstern Berge dienten zur natürlichen Decoration. Obgleich die Vorbereitungen erst bei sinkender Dämmerung getroffen waren, hatten sich doch zahlreiche Zuschauer aus den umgebenen Einwohnern Isfenburgs eingefunden und schrien Beifall, als ein Feuer angezündet wurde, dessen flackernde Glut die Gruppe der abenteuerlichen Gestalten, welche Zigeuner darstellen sollten, mit rothen Streiflichtern erhellte. Die Theilnehmer konnten sich kaum unter einander in ihrer Verkleidung erkennen, Felix hatte sich aber wohl den rothen, malerisch geknüpften Shawl, welcher Anna's Kopfpuß bildete, gemerkt und seinen Platz dicht hinter ihr genommen, um die müßigen Momente, ehe Alles eingerichtet war, nicht zu verlieren. Beide plauderten dann in der Sprache, deren Laute aus einem schönen Frauenmunde so anmuthig klingen, feck und mild, kräftig und süß zugleich. Außer ihnen verstand nur noch eine Anwesende polnisch, das war die ältere Schwester der Braut, diese saß aber zu entfernt von ihnen — und was hätte es auch geschadet, wenn sie gelauscht hätte? Anna wenigstens gab sich ohne Arg der lebhaften Unterhaltung hin, welche der Fremde, der ihr feiner war, so anziehend zu machen wußte.

Jetzt war Alles fertig, das Zeichen wurde gegeben, die Gesellschaft aus dem Waldhose erschien, das Brautpaar voran; sie wurden mit einem Liede im Chor begrüßt, das ein junger Geistlicher gedichtet und componirt hatte. Wir können nun freilich nicht sagen, daß diese musikalische Belustigung ganz besonders gelungen ausfiel, im Gegentheil schlug sie, die Wahrheit zu gestehen, um, da mehrere hartnäckige Tonverderber unter den männlichen Stimmen waren, welche zuletzt in ein Unifono geriethen, die ganz hübschen Alt- und Sopranstimmen der Damen total überschreiend — aber das war im Grunde die Nebensache, in der aufgeregten Laune der Gäste, bei dem etwas tumultuarischen größern Publikum wurde es nicht einmal bemerkt, das Ganze that dennoch trefflich seine Wirkung, denn die Gruppe der bunt und funkelnd ausgestaffirten Zigeuner, sitzend und stehend um das lodernde Feuer, dessen Qualm zum Nachthimmel emporwirbelte, rund umher die dunkeln Berge und droben ein Paar Sterne, niederblickend wie friedliche Augen auf das bewegliche Menschengewühl, Alles diente dazu, dieser Scene einen wohlgelungenen Erfolg zu sichern.

Die Zigeunerinnen gingen nun Wahrsagen, natürlich dem Brautpaare alles mögliche Gute — das auch, wir hoffen es, in menschlicher Weise erfüllt worden ist — Andern Scherzhaftes, wie gerade die persönlichen Verhältnisse Anlaß gaben. Als Anna wieder zum Feuer zurückkehrte, reichte ihr Graf Felix auch seine Hand zum Wahrsagen, doch ohne ein Wort.

„Viel Glück, schöner Herr,“ sagte sie mit anmuthiger Verbeugung, indem sie scherzend in die Handfläche sah, die sie ergriffen hatte. „Ruhm, Ehre, Reichthum, langes Leben — was wünschen Sie noch?“

„Sie vergessen die Krone alles irdischen Glückes —“ flüsterte er. „Wollen Sie mir diese versagen?“

Anna ließ seine Hand der ihrigen leise entgleiten. „Ich spiele meine Rolle schlecht,“ sagte sie mit einem Beben des Tones, welcher dem lauschenden Grafen, wie stürmisch auch sein Herz pochte, nicht entging.

„So lassen Sie die Rolle fallen, sein Sie wieder Ihr eignes Selbst,“ erwiderte er. „Soll ich wirklich mit dieser Versagung des höchsten Erdenglückes scheiden? Ich bin abergläubisch, mein Fräulein.“

„Was soll ich Ihnen noch prophezeihen?“ sagte sie in großer Verwirrung. „Ich wünsche Ihnen Alles, wonach Sie streben —“

„Und wenn es in Ihrer Macht läge —“ begann er mit dem innigsten Laut seiner einschmeichelnden Stimme, aber ehe er vollenden konnte, trat der Hütenarzt, als ordnendes Princip, dazwischen und bat, sich zum Gesange zu stellen, da noch einige Lieder am Feuer vorgetragen werden sollten. Diese waren längst und besser eingeübt und nahmen sich sehr gut aus. Den Beschluß machte das bekannte: „Wiederssehen!“ das hier, weil die Braut ihrem Lebensgefährten in eine ferne Gegend folgte, ganz besonders an seiner Stelle war.

„Es ist ein schönes Wort: Wiederssehen!“ hauchte Felix in Anna's Ohr. „Werde ich es einst in seiner vollen Seligkeit erproben, wenn uns der nächste Morgen vielleicht trennt?“

„Herr Graf!“ weiter wußte das arme Mädchen in ihrer Seelenangst, bestürmt von namenlosen Gefühlen, nichts zu flüstern. Alles war so rasch, so betäubend über sie gekommen, sie wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben, war es Zorn oder Schmerz, oder eine süßere Regung, welche ihr das Blut zum Herzen und wie eine heiße Springflut über Antlitz und Nacken trieb? was freilich im Dunkeln selbst derjenige nicht bemerken konnte, der es sich sonst vielleicht zu seinen Gunsten ausgelegt hätte.

„Sie haben Recht, mich daran zu mahnen, wie fremd ich Ihnen bin,“ sagte er bitter. „Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich mich einen Moment hinreißen ließ, zu glauben, es bedürfe nicht jahrelanger Bekanntschaft, um — doch gleichviel! Ich danke es Ihnen, daß Sie mich in meine Schranken zurückgewiesen haben.“

Es that ihr so leid, sie hatte ihn nicht verlegen wollen; so gern hätte sie ihm ein Wort in Begütigung gesagt, aber es wollte nicht über ihre Lippen; es war das erste Erwachen der Jungfrau; gestern war sie noch ein Kind und darum hatten ihre Gefühle noch die volle elastische Kraft, die später, ach! so viel verliert. Darum auch schlug die Unerfahrene die Kränkung, welche Felix von ihr erlitten hatte, viel höher an, als sie wirklich war und als er, da sie stumm blieb, sich entfernt, war ihr das Weinen nahe.

Felix trat zur Gräfin, welche zu ihm sprach: „Denken Sie wie ich, so verschwinden wir jetzt unter dem Schutze der Nacht. Diese letzte Schaustellung hatte eine gewisse wilde Poesie, nun mag ich heute weiter nichts hören und sehen. Kommen Sie.“

„Aber mein Costume,“ wandte er ein.

„Die Nacht wirft Ihnen darüber einen Mantel,“ sagte sie. „Isenburgs Straßen sind nicht mit Gas erleuchtet und die Leute in der Forelle werden sich über Ihre improvisirte Maske nur freuen.“

Er gab nach, durch einen raschen Gedanken dazu bestimmt und Anna sah ihn an diesem Abende nicht wieder, was für ihn günstiger wirkte, als die längste Verständigungsscene. Das hatte er sich wohl gedacht und darum folgte er auch seiner Tante noch so bereitwillig.

Ganz Isenburg nahm Theil an der Feier des folgenden Tages, der zugleich der Geburtstag des allgemein verehrten alten Herrn war. Als der Trauungszug sich ordnete, um zu Fuß nach dem hochgelegenen Gotteshaufe hinaufzusteigen, fand er den schönen Kirchweg mit Blumen bestreut und eine Menge zudringenden Volkes, allerdings später die ergreifende Rede störend, die der Pfarrer hielt, welchem kürzlich der Tod eine junge schöne Frau, Schwester des Bräutigams, geraubt hatte.

Dieser Feierlichkeit, welche die Gemüther der Betheiligten ernst stimmte, wohnte die Gräfin mit ihrem Neffen nicht bei, sie hatten einen Ausflug in das Gebirge gemacht und erst die Einladung zum Abend auf dem Waldhose angenommen. Die Wahl eines nahen schönen Punktes hatten sie ihrem Führer überlassen, der sie durch die Kammer, eine Klippenschlucht, welche in ihrem ziemlich regelmäßigen Steinrunde in alter Zeit vielleicht zu heidnischen Opferfesten gedient, nach den Wasserfällen der Ilse führte.

Sie waren zwar sehr reich, konnten aber den Vergleich mit den Wasserfällen der Alpen nicht aushalten

und die Gräfin hatte die unselige Neigung, Vergleiche anzustellen. Das raubt aber die Zufriedenheit mit dem, was uns beschieden ist. — Ueberdem störte sie die Chaussee, welche schon damals bis hierher geführt war, auf dieser quälten sich die Bergbewohner um ihr tägliches Brod, Schutt und Steine waren in den Strom geworfen, welcher nur zürnend an ihnen auf-rauschen und sie doch nicht beseitigen konnte.

„Geht es uns anders, Felix?“ sagte die Gräfin, und er erwiderte nichts, sondern blickte tiefsinnig in die weißen kochenden Wirbel.

Dann brachte sie der Führer in einen Kohlenweg, der schräg in die Berge hinauf ging; sie mußten angestrengt steigen, gelangten in Wildnisse, wo ihnen der eigentliche Character eines Gebirges ganz zu fehlen schien, sie sahen keine Felsen, keine Schluchten und Thäler, nur waldbedeckte, hier und da von Quellen durchrieselte oder moorige Fläche, endend an einem steilen grünen Abhange, von Unterholz und riesigen Kräutern bedeckt, der wieder erklettert werden mußte, und sich oft zum Verzweifeln in immer neue, höhere Steigungen erhob, so daß die Wanderer, ohne es recht zu wissen, zu bedeutender Höhe hinangekommen waren. Nirgends bot sich eine Aussicht und die Gräfin erklärte die Partie schon für langweilig, als der Holzweg, den sie zuletzt verfolgt, sich mitten im Buchenwalde auf einem sogenannten „Hau“ wieder verlor und der Führer die Richtung quer durch das Gebüsch einschlug, mit einiger Bosheit nach dem schönen seidnen „Fähnchen“ der Dame schielend, der er die Brockenpartie noch nicht vergessen konnte.

„A tort et à travers!“ sagte Louise. „Es bleibt oft nichts übrig.“

Sie erreichten den jenseitigen Rand des Gehölzes und eine hohe Masse grauer Klippen lag vor ihnen, mächtige Blöcke und Platten übereinandergethürmt, be-moost und verwittert vielleicht schon vor Jahrtausenden, ehe sie ein Menschenauge erblickt, nun von Tan-nen durchwachsen; ein imposanter Anblick.

„Das sind die Wolfssteine,“ sagte der Führer. „Wollen Sie hinaufsteigen? Die Aussicht ist sehr schön.“

Es führte freilich kein Weg hinauf, als hier und da eine kleine Spur, die das Wild, den bequemsten Ausgang ausspürend, nach und nach wie einen Fuß-stieg gebahnt hatte, sie endigte oft an Klippen, zu denen sich nur ein Hirsch im Sage durch die Kraft seiner Sehnen emporschnellen konnte, aber der Führer

wußte gut Bescheid und brachte die Reisenden, sehr erhitzt zwar, aber wohlbehalten auf den zerklüfteten Gipfel. Eine scharfe Zugluft wehte droben, die Gräfin hüllte sich in ihren großen Shawl und setzte sich auf den höchsten Stein. Wie reich war die Ruhe des Steigens belohnt! Ueber die niedern Bergmassen mit ihrem Waldschmucke streifte der Blick in das helle ebene Land voll grüner Saatsbreiten und ragender Thürme. Mit dieser Ferne bildete die nächste Umgebung den schönsten Contrast. Rundum war Alles wild und zer-schellt, aber großartig und romantisch. Die Bergmas-sen thürmten sich mit grauen Klippenstirnen um den breitgewölbten Brocken, der noch voll Schnee mit sei-nem langen Hause und dem Thurme darauf klar her-niederschaute. Eine Scenerie von Höhengruppen und einsinkenden Thälern in reizender Verwirrung! Gegen den Brocken hin erhob sich ein steiler kegelförmiger Fels; der Führer nannte ihn den Ferdinandskopf; wei-ter hin ragten die stolzen dreigezackten Hoheklippen und so wechselte das Bild bis zum tiefen Gebirgsrande, wo man das alterthümliche Schloß von Wernigerode starren sah.

Felix hatte sich dicht neben Louise gesetzt, der Füh- rer sich weit ab unter einem niedriger liegenden Fels- block gelagert, der ihn gegen den Wind schützte.

„Wir sind hier recht einsam, Felix,“ brach die Gräfin das Schweigen. „Die Welt liegt uns fern, tief unter unsern Füßen.“

„Sehnen Sie sich nach ihr zurück?“ fragte Felix zerstreut, indem er seine Gedanken, welche sich verirrt hatten, mühsam wieder in die Nähe rief.

„Würden Sie zufrieden sein,“ entgegnete sie leb- haft, „ein Leben in gänzlicher Abgeschlossenheit von dem großen Schauplatz der Weltbegebenheiten zu füh- ren? Ein Leben stiller Häuslichkeit mit einem engen Kreise von Pflichten und auch von Genüssen?“

„Unter Umständen, glaube ich, ja!“ erwiderte Felix.

Sein Ton klang unwillkürlich so beziehend, daß die Gräfin veranlaßt wurde, ihm die Hand zu drücken, was eine Röthe der Beschämung auf seine Wangen rief. Von Louisen hatte er in diesem Momente das Zeichen der Bärtlichkeit nicht verdient.

„Guter Felix, Sie täuschen sich,“ sagte sie sanft. „Auch wenn alle Hindernisse aus dem Wege geräumt wären, wie sie es — (hier seufzte Louise schlecht ver- hehlt) wohl nie sein werden, auch wenn wir unsere schönen Augenblicke nicht flüchtig zu stehen brauchten,

sondern sie, als unser rechtmäßiges Eigenthum in ein zusammenhängendes schönes Ganze verweben könnten — auch dann würde Ihnen und ich gestehe es, mir auch, ein solches abgeschiedenes Leben, wie hier, von der Welt nichts wissend und nichts wünschend, nicht genügen. Nur zwei Möglichkeiten giebt es, sich damit zu befreunden: wenn man die Welt nie oder satt gesehen hat, und darum, lieber Felix, können wir Beide nicht mehr oder noch nicht davon sprechen.“

„Sie sind, wie immer, klar und ruhig,“ erwiderte Felix.

Die Gräfin blickte nachdenklich auf den festeingeschlafenen Führer herab und sprach dann: „klar bin ich, denn meine Verhältnisse haben mir manchen schönen Schleier der Illusion abgestreift. Ob ich ruhig bin, darüber steht Ihnen, steht keinem Menschen ein Urtheil zu. — Eine Frage, Felix! Wird Ihr Gefühl, das Sie mir so unverdient gewiebt haben, die Probe der Zeit, die allerschwerste bestehen?“

„Louise!“ rief Felix mit einer verrätherischen Glut des Gesichtes.

„Blicken Sie mir ins Auge!“ sagte Louise bewegt. „So nicht! Das ist der Blick nicht, den ich suche —“ er wollte sie umfassen, sie wies ihn zurück — „Felix! habe ich Ihnen ein Recht gegeben, mich und sich selbst zu verletzen?“

Sie stand rasch auf und berührte den Führer mit der Spitze ihres Sonnenschirmes, er fuhr schlaftrunken empor und — Felix athmete aus erleichterter Brust.

„Es wird Zeit, an die Heimkehr zu denken,“ sagte die Gräfin. Und sie traten den Rückweg an, schweigsamer, als sie emporgestiegen waren, obwohl Beide aus verschiedener Ursache.

A.

Anna's Herz klopfte, als sie mit der Familie ihrer Freundin Abends in die Gesellschaft trat. Für den Moment war es ihr, widersprechend genug, eine Erleichterung, daß sie den Grafen nirgends erblickte, aber bald fühlte sie eine Traurigkeit, von der sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte. Sie war sonst immer so heiter! Warum kann die friedliche Unbefangenheit des Kindes nicht dauernd sein? Muß sie denn grausam gestört, durch Stürme erschüttert oder durch bösen Thau vergiftet werden? Kann die Knospe nicht schmerzlos zur Blüte und diese wieder mit leichtem Uebergange zur Frucht sich gestalten, oder ist es der Tribut, den jedes Erdenkind von seinem Glücke zahlen muß?

Es war eine zahlreiche Gesellschaft im Waldhose versammelt und tanzte. Anna hatte, wie Mädchen ihres Alters pflegen, eine lebhafte Vorliebe für den Tanz, heute aber hätte sie sich ihm gern entzogen. Da es sich aber nicht wohl thun ließ, so reichte sie ihre Hand dem Ersten, der sie darum ansprach; mechanisch walzte sie oder suchte in der Ecossaise zurecht zu kommen — denn wir müssen der Wahrheit getreu berichten, daß dieser längst von den Parquets der großen Welt verschwundene vorsündfluthliche Tanz seine Verehrer damals noch immer in kleinen Städten zählte, besonders bei einer gewissen Altersklasse, welche dabei in Erinnerungen schwelgt und dem jüngern Geschlechte, das natürlich nicht tanzen kann, gern zeigt, was Tourenraffinement ist und wie man künstliche Rosen mit der Fußspitze schlagen muß, um elegant anzufangen.

Anna hatte, von diesem Tanze erschöpft und gelangweilt, sich mit ihrer Freundin ein wenig in das Nebenzimmer zurückgezogen. Diese schlang ihren Arm um Anna's Nacken und flüsterte ihr in das Ohr: „gesteh' mir's nur, Du denkst an den schönen Polen.“

„Mache mich nicht böse!“ rief Anna roth werdend, aber dieser Schein auf ihren Wangen wurde zur lichten Glut, als in demselben Augenblicke durch die offene Thüre der Besprochene im Saale sichtbar stand, die Gräfin am Arme, wahrscheinlich eben angekommen.

„Dein Geschmack ist übrigens ganz gut,“ fuhr die Neckerin fort, welche den Grafen nicht bemerkt hatte, „er ist ein schöner Mann, wahrscheinlich ein tapferer Soldat, jedenfalls ein Aristokrat, wie sein wohlklingender Name verräth — Bankoronski, wahrhaftig, wie Hornmusik!“

„Ach, laß mich!“ sagte Anna voll Unwillen und stand auf. Da traten eben mehrere Gäste über die Schwelle vom Saale her und auch das eben erschienene Paar. Warum kehrte die Glut, die noch eben Anna's Wangen so tief gefärbt hatte, zu ihrem Herzen zurück? Es war vor dem Gefühle, wie sehr das Paar, das mit einander eintrat, zusammen paßte! Die Gräfin war sehr einfach, aber mit dem feinsten Geschmack gekleidet, was ihr blendende Schönheit noch mehr hervorhob; nicht minder vortheilhaft erschien ihr Begleiter im dunkeln modischen, aber von aller Uebertreibung weit entfernten Anzuge, ohne Ringe und Ketten, eine Tuchnadel mit einem großen Brillanten sein einziger Schmuck. So paßten auch ihre edlen, schlanken Gestalten, ihr klares frauenhaftes Gesicht zu

seinem männlichen kräftigen; es war, als könne es gar kein anderes sein, wie ein vornehmes Ehepaar oder doch wenigstens ein Brautpaar, das hin zur Gesellschaft trat. Und das gab eben der jungen Anna zu denken.

„Tanzen Sie, Louise?“ fragte Felix leise.

„Wir Beide können doch nicht debütiren?“ entgegnete sie lachend.

„Ihnen wird es nicht fehlen,“ sagte er. „Ich werde den Anfang machen.“ Er bat Anna, nachdem er sie begrüßt hatte, um ihre Hand für den nächsten Tanz.

Nun wollte es der dämonische Zufall, daß es gerade derjenige Tanz war, dessen Rythmus und Klang das Blut des Polen in aufhüpfende Wallung setzte, wie ein electrischer Schlag: es war seine heimathliche Mazurka. Mit leuchtenden Augen, sich wohl bewußt, daß ihm Keiner hier den Preis streitig machen werde, führte er seine Tänzerin, deren Pulse, gleich den seinen, beflügelt schlugen, in die Reihe. Man wollte ihm den Vortanz lassen, er lehnte es ab, denn sie waren als letztes Paar angetreten. So sprang denn ein junger deutscher Cavaleerofficier mit seiner Dame zuerst in die Mitte, that sein Bestes mit Stampfen und Zusammenschlagen der Tanzsporen, warf seine Tänzerin um sich, daß ein dicker Amtmann sich die Brillengläser abwischte, und war, als er keuchend abtrat, fest überzeugt, dem Fremden bewiesen zu haben, daß man diesseits der Oder auch Mazurka tanzen könne. Nach ihm versuchten Andere mit mehr oder minder Kraftaufwand ihr Heil — und Felix hatte auf Niemand geachtet. Die Minuten der Isolirung mitten in einer zahlreichen frohbewegten Gesellschaft waren zu kostbar, um sie mit Gleichgiltigem zu vergeuden. Anna's Gesicht, ihr ganzes Wesen hatte sich verändert, — wie die Rose am reizendsten ist, wenn sie dem Sonnenstrahl zuerst ihres Kelches innige Blüte erschließt.

Nest war die Reihe an dem letzten Paare. Ohne Prätension, mit leichtem Anstande führte Felix seine Dame in den Kreis, der Schwung des leidenschaftlichen Tanzes erfaßte auch ihn, alles Feuer seiner Nation, selbst eine gewisse Wildheit, sprach aus seinen Bewegungen, aber sie verletzten nie das Gefühl für das Schöne, er wußte seine Dame, die sich leicht und gewandt seinem Arm fügte, durch die schwierigsten Touren mit Anmuth zu führen, kein Paar hatte so rasch und belebt getanzt, aber auch keins so grazios zu-

gleich, es war der entschiedenste Triumph des Nationaltanzes.

Kein Mutterauge mit treuem Blick hatte das arglose Mädchen bewacht, das wie ein junger Schmetterling die Schwingen von Purpur und Gold im ersten Lenztage seines Lebens wiegte — keine Freundin war nah, sie zu warnen und zu hüten, denn Auguste half in wirthschaftlichen Arrangements — wohl aber ruhte ein anderes scharfes Auge auf der Jungfrau, als sie, vom Tanze zurückgetreten, in das einsame Nebenzimmer geflüchtet war, ihren seligen Morgentraum weiter zu träumen: es war das Auge der Gräfin Rednig. Sie konnte Anna, welche ihr Haupt in die kleine Hand gestützt hatte, durch die offene Thüre beobachten, sie that es lange unbemerkt, bis Anna plötzlich, von diesem Zauber magnetisch berührt, aufsaß, ihre Blicke sich einen Moment begegneten und das Mädchen dann rasch aufstand, um zur Gesellschaft zurückzukehren. Auf ihrem Gesichte schwebte es noch, wie der rosige Nachschimmer einer untergegangenen Sonne.

Die Gräfin setzte sich still unter die ältern Damen, welche sie gutgemeint unterhielten. Sie hatte den Mazurka, den sie nie tanzte, ausgeschlagen, jetzt lehnte sie auch die sich rasch folgenden andern Aufforderungen ab. Ihr Antlitz, das ein wenig höhere Farbe gezeigt hatte, wurde bald wieder blaß, ja noch bleicher, als gewöhnlich, aber es verlor den ruhigen Ausdruck seiner Züge nicht, nur um den schönen Mund hätte ein scharfes Auge zwei oder drei Mal ein schmerzliches Zucken bemerken können, das aber, der gewohnten Selbstbeherrschung gehorchend, schnell wieder verschwand. Und was in ihrem wunderbaren blauen Auge lag, das verhüllte das halbgesenkte schneeweiße Lid mit der langen schwarzen Wimper, es war aber Niemand da, der auch ohnedem darin zu lesen verstanden hätte, denn der Einzige, dem sein Ausdruck nicht immer räthselhaft blieb, der jetzt vielleicht einen stummen, unwillkürlichen Vorwurf darin gelesen hätte, dieser Einzige war fern von ihr und — tanzte.

Endlich stand sie auf und verließ die Gesellschaft. Sie nahm nicht Abschied, um keine Störung zu verursachen, sie sagte auch Felix kein Wort, damit er sich nicht ihretwegen losreißen sollte — was konnte ihr auf dem ruhigen Wege nach der Stadt, wo ein wahrer Gottesfrieden zu walten schien, begegnen, auch wenn sie allein ging? Sie war bestimmt, größere Strecken, ja die größte auf Erden, allein zu durchwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Das Gelöbniß der drei Diebe.) In dem eben erschienenen neuesten (siebenten) Bande des „Neuen Pitaval“ wird unter andern erzählt, am 2. Decbr. 1843 sei der Diener einer vornehmen Familie in Berlin in einen Branntweinsladen gekommen, um ein Glas Liqueur zu trinken. Da habe er über die viele Arbeit geklagt, namentlich gerade in der letzten Zeit, da die älteste Tochter vom Hause Hochzeit mache und alles Silbergeräthe gepußt werden müsse. Dies hörte ein Mensch in abgetragener Kleidung in einem Winkel der Stube, der sich später bei dem Wirthe nach der erwähnten Familie erkundigte und bald darauf mit zweien seines Gleichen leise sprach. Sie verabredeten einen nächtlichen Einbruch in dem Hause, das so viel Silbergeräthe enthalten sollte, und draußen auf der StraÙe, wo sie ihr Gespräch fortsetzten, gelobten sie einander, pünktlich sich an dem bezeichneten Orte einzufinden. Der Eine sagte: „ich will des Teufels sein, wenn ich nicht komme.“ Der zweite sagte: „verlaßt Euch auf mich, wenn ich nicht das Bein breche, komme ich“ und der dritte endlich behauptete: „und soll mich's zehn Jahre kosten, ich bin dabei.“ Sie fanden sich alle drei pünktlich ein, sie gelangten in das Haus, fanden auf einer langen Tafel das ganze Silbergeschirr aufgestellt, griffen hastig zu, doch ohne den geringsten Lärm zu machen und stopften in die mitgebrachten Säcke, was sie für besonders werthvoll hielten und was darin Plaz hatte. Auch dies gelang vollkommen und mit leisen Schritten machten sie sich auf den Rückweg. Derselbe Jäger, der durch seine Aeußerungen im Wirthehause der Verräther seiner Herrschaft geworden war, erwachte durch einen kalten Luftzug. Er schlief in einer Kammer, die auf einen Gang ging. Die Diebe hatten eine Fensterscheibe auf diesem Gange eingedrückt. Der Luftzug kam von dieser zerbrochenen Scheibe. Der Jäger glaubte, es habe Jemand ein Fenster aufgelassen und sprang auf, um es zuzumachen. In der Dunkelheit tappend stieß er an eine Leiter, die er früher nie da gesehen hatte, er trat auf Glascherben und bemerkte die eingedrückte Scheibe. Er errieth sofort, was es gab, eilte in seine Kammer zurück, holte seinen Hirschfänger und war wieder auf dem Gange, als die Diebe erschienen.

Sie warfen die Säcke weg und der eine schlug mit einer schweren Art nach dem Jäger, erhielt von demselben aber einen Hieb mit dem Hirschfänger über den Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte; der zweite war indeß rasch durch das offene Fenster auf die StraÙe hinuntergesprungen und der dritte, vor Angst und Furcht regungslos, wagte weder zu fliehen noch Widerstand zu leisten. Der Jäger rief um Hilfe und man nahm den Dieb fest, während man draußen auf der StraÙe den andern aufhob, der bei dem Hinunterspringen das Bein gebrochen hatte. Der Verwundete starb bald darauf im Hospitale, dem, welcher das Bein gebrochen hatte, mußte dasselbe abgenommen werden. Der dritte kam auf zehn Jahre ins Zuchthaus und so ging das freche Gelöbniß, das sie vor dem

Beginne den That gethan, an jedem in Erfüllung. Diese wunderbare Erfüllung dieses Gelöbnißes machte auf den einen Dieb, dem das Bein abgenommen wurde, einen so gewaltigen Eindruck, daß er ausrief: „ja, es giebt einen gerechten Gott!“ von Stund an in sich ging, Alles bekannte, bereuete, die tiefste Zerknirschung mit der männlichsten Festigkeit zeigte, ein anderer Mensch wurde und es bis jetzt geblieben ist.

(Ein Duell in Neapel.) Der Herzog P. ist ein Edelmann von altem Schrot und Korn und wird wegen seiner Gesinnungen und seines edeln Charakters allgemein geliebt, trotz seines harschen Wesens und seiner seltsamen Kleidung. Der Herzog trägt nämlich, da er den Ideen und Moden des Tages nicht opfern mag, heute noch eine Perücke, kurze Beinkleider und Schnallenschuhe, wie sein Freund und Mitschüler Gimarosa. Seinen einzigen Sohn hat er in den strengsten Grundsätzen erziehen lassen und ihm nie erlaubt, ohne seinen Lehrer und einen alten Diener auszugehen. Die jungen Leute spotteten häufig über den jungen Herzog, daß er sich wie ein Mädchen hüten lasse, er aber blieb immer vollkommen ruhig dabei. Erst als er fünf und zwanzig Jahr alt und nach der alten Bestimmung mündig geworden war, erlangte der junge Herzog auf einen Augenblick seine Freiheit, freilich aber nur, um sich noch denselben Tag in die Ehebande zu begeben. Bei seinem Eintritte in die Welt empfingen ihn indeß so komische und unpassende Glückwünsche, daß ein Streit erfolgte und in diesem eine ernste Beleidigung, die nur durch Blut abgewaschen werden konnte. Der alte Herzog hörte davon, ließ seinen Sohn zu sich kommen und sprach mit fester Stimme zu ihm: „die Religion und das Gesetz verbieten den Zweikampf, der Bürger muß den Befehlen seines Vaterlandes gehorchen und der Christ Beleidigungen verzeihen; freilich giebt es aber auch wieder Ausnahmefälle, in denen von zwei Uebeln das kleinste zu wählen ist. Du bist in dem Kreise, in dem Du Dich zu bewegen hast, entschert, wenn Du nicht sofort Genugthuung verlangst. Vielleicht kommt eine Zeit, welche endlich die letzte Spur der Barbarei, das Duell, aus unsern Sitten verdrängt, jetzt dürfen wir beide uns nicht über die allgemeine Meinung stellen. Du bist Deiner Frau Schuß schuldig und hast Deinen Kindern Deinen Namen rein und fleckenlos zu übergeben, wie Du ihn von mir empfangen hast. Schlage Dich also, mein Sohn, und wenn Du dabei ein Verbrechen, eine Sünde begehst, so möge Gott auf mich die Verantwortlichkeit legen.“

Das Duell sollte am nächsten Tage vor sich gehen.

Man weiß, mit welcher Strenge der Zweikampf in dem Königreiche beider Sicilien verboten ist und verfolgt wird. Bleibt einer der Duellanten todt auf dem Plaze, so wird der überlebende Gegner nebst den Secundanten mit dem Tode bestraft und darf nicht in geweihter Erde begraben werden. Ein Zweikampf kann demnach auch nur in der Nacht, bei Licht, in dem Zimmer eines Landhauses eines der Secundanten stattfinden. Der alte Herzog P. begleitete seinen Sohn, hielt sich

aber in einem Nebenzimmer auf. Nach zehn Minuten, die der Alte in Todesangst verbracht hatte, hörte er einen Körper zu Boden fallen. Welcher der Kämpfenden war todt? Welcher gerettet? In Verzweiflung stürzte der arme Vater in das Zimmer und sah die beiden Gegner in ihrem Blute liegen. Mit Riesenkraft nahm der Herzog seinen Sohn in seine Arme und trug ihn auf ein Bett, an dem er unausgesetzt drei Tage und drei Nächte wachte, so lange der Kranke in Gefahr war. Zum Glück haben sich beide Verwundete wieder erholt, die wahrhaft römische Festigkeit des alten Herzogs P. wird allgemein bewundert und das Gericht stellte, aus Mangel an Beweisen, die Verfolgung der Duellanten ein.

(Carl August und Goethe.) Beim Wiederaufbau des durch den Brand vom 6. Mai 1774 vernichteten weimarschen Residenzschlosses, im Wendepunkte des 18. und 19. Jahrhunderts, war bekanntlich Goethe, wie bei Allem was durch Carl August Gutes und Schönes geschaffen wurde, die Seele dieses Unternehmens. Ihm wurden Risse, Pläne und Entwürfe zur Begutachtung vorgelegt, er stand mit Architekten und Decorateurs im lebendigsten Rapport, förderte und steigerte deren Eifer und Geist durch die ihm inwohnende reiche, schöpferische Kraft und war so sehr mit Leib und Seele bei diesem großen Werke, daß er zuweilen eigenhändig Zeichnungen für die Stuckarbeiter entwarf. Sein vertrauter Freund, Heinrich Meyer, griff für die Maler ebenso werththätig ein und noch sind Friesen und andere Schöpfungen seines genialen Pinsels die Bewunderung der Kenner.

Goethe's Liebling unter den von Stuttgart und andern Orten herbeigerufenen tüchtigen Künstlern war der neulich verstorbene, württembergische Baumeister Nicolaus Friedrich Thourret, ein durch und durch tüchtiger, genialer und schöpferischer Geist, ein Mann in allen Sätteln gerecht. Die edelsten und geschmackvollsten Räume des Schlosses sind nach seinen Zeichnungen ausgeführt worden.

Schon ging der Bau seinem Ende entgegen und eben waren, nach Thourret's Angabe, drei Zimmer auf das Gelungenste hergestellt worden, als zwischen ihm und dem mit der ökonomisch-technischen Oberleitung beauftragten Geheimrath Freiherrn von Wolzogen (dem Gemahl der Agnes von Liffen und Schwager Schiller's) sich eine Controverse entwickelte. Durch den dies Mal gerechten Künstlerstolz Thourret's wurde das Mißverständnis immer bedenklicher, die Sache kam vor den Herzog und da Herr von Wolzogen bei diesem besonders in Gnaden stand, so zog Thourret den Kürzern.

Plötzlich kommt von Carl August der Befehl diese Zimmer wieder einzuhauen. Alle Einsichtsvolle sind darüber bestürzt und erlauben sich dem Herzoge Gegenvorstellungen zu machen, am freimüthigsten Goethe; doch Alles umsonst.

Bevor nun das Werk der Wiederzerstörung begann, schickte Goethe, der schon damals Intendant des Hoftheaters war, heimlich den Decorationsmaler Heidloff dahin, um sie abzeich-

nen und als Theater-Prospecte ausführen zu lassen. Das geschah, und länger als 20 Jahre ertrug Carl August im Theater ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, die getreuen Abbilder jener überreichten Vernichtung.

Thourret verließ bald darauf Weimar.

Generalcorrespondenz.

Niemand wird läugnen, daß das Emporkommen der vielen Wasserheilstätten großentheils der Mode zu danken ist, denn „das Wasser thut's freilich nicht“. Es gehen jetzt in die Wasserheilstätten gewiß eben so viele Kranke als in die andern Bäder, denn im Juni zählte man allein in Gräfenberg 700 Gäste. Gleichwohl hat noch Niemand von recht durchgreifenden Wassercuren gehört, während viele durch den übermäßigen Wassergenuss krank geworden sind. Einen Vorzug haben indes die Wasserheilstätten vor den andern Bädern voraus, sie sind nämlich bisher sämmtlich von dem Spielteufel verschont geblieben.

Mad. Dessoir, eine der vorzüglichsten Schauspielerinnen vom Leipziger Theater, hat sich aus unserer Stadt entfernt und man behauptet, sie würde in ihr hiesiges Engagement nicht zurückkehren. Sehr gut würde es sein, wenn alle Theaterdirectionen wie Polkorny in Wien handeln wollten, der öffentlich angezeigt hat, er werde keinen Künstler und keine Künstlerin engagiren, die noch Verpflichtungen gegen ein anderes Theater hätten. Leider handeln nicht einmal alle großen Theater nach diesem Grundsatz, der sich eigentlich von selbst verstehen sollte.

Wie man behauptet, ist es gelungen, nun auch die feinsten Brüsseler Spitzen durch eine Maschine herstellen zu lassen. Ob die vornehmen Damen diese kostbaren Stoffe auch noch tragen werden, wenn sie wohlfeil geworden sind, steht dahin; gewiß ist aber, daß vielen fleißigen Armen, Frauen und Kindern namentlich, wieder ein Erwerbszweig entzogen worden ist.

Eine eigenthümliche Induſtrieausstellung fand kürzlich in Paris statt; es befanden sich nämlich gleichzeitig neun Induſtrieritter am — Pranger und neben ihnen prangten noch einundzwanzig Portraits von ähnlichen indusriellen Heiden.

Die so viel besprochene Statue Lord Byrons von Thorwaldsen, die zwölf Jahre in einem Gewölbe des Londoner Zollhauses gelegen hat, weil die Geistlichkeit der Westminsterabtei nicht zugab, das Standbild des sündhaften Dichters dort aufzustellen, soll jetzt in der Bibliothek zu Cambridge aufgestellt werden. Die Statue ist in Lebensgröße und zeigt den Dichter sitzend auf den Trümmern eines antiken Tempels, den linken Fuß auf einen Säulenschaft gestützt. Er ist im Frack, mit dem Mantel darüber und hält in der Linken ein Buch, das die Aufschrift trägt „Childe Harold“, in der Rechten aber einen Griffel und zwar so am Munde, wie wenn man einem Gedanken nachsinnt.

Die englischen Naturforscher kommen bekanntlich auch jährlich ein Mal zusammen, wie die deutschen und zwar im Juli. Bei der diesjährigen Versammlung war auch viel von den Sternschnuppen die Rede und Coulmier Gravier behauptet, er habe ermittelt, daß in einem Jahre zwischen 6000 und 7000 solcher Sternschnuppen zu sehen wären, darunter ungefähr 24 weit größere als die übrigen. Die meisten sieht man früh um sechs Uhr, die wenigsten Abends um sechs Uhr. —

Der bekannte Dr. Wolff ging im vorigen Jahre, wie die Zeitungen berichtet haben, nach Bokhara, um zu ermitteln, was aus zwei englischen Offizieren geworden sei, die man dort gefangen zurückgehalten hatte. Jetzt hat er einen Bericht über diese Reise herausgegeben, der sehr viel Interessantes enthält. Er verkehrte überall viel mit den Juden und erzählt unter andern, in ganz Asien erklärten die Juden die europäische oder christliche Religion für die beste, oder doch für besser als den Mohamedanismus, „weil in einem Lande, wo Rothschild seinen großen Reichthum nicht zu verheimlichen brauche, sondern öffentlich zeigen könne, die Religion der Bewohner eine vortreffliche sein müsse.“ — Wolff wurde auch eingesperrt und „jeden Augenblick kam ein Spion des Königs, um mich zu fragen, was ich thue. Die Juden hatten gleichwohl den Muth zu mir zu kommen. War der Bote des Königs da, so sah jeder von uns in eine hebräische Bibel, als wenn wir darin läsen und so setzten wir unser Gespräch in hebräischer Sprache selbst in Gegenwart der Spione fort, die glaubten, wir läsen abwechselnd etwas aus diesem Buche; auf diese Weise erfuhr ich alle politischen Neuigkeiten, das tyrannische Benehmen des Königs &c. Nichtpolitische Gespräche führten wir in persischer Sprache.“ Auch einen persischen Ehemann schildert er sehr charakteristisch. Dieser, ein Astrolog, war aus Persien angekommen, um durch die Vermittelung des Schahs von Persien seine Frau wieder zu verlangen, die von den Turkomannen als Sklavin weggeführt worden war. Er erhielt wirklich seine Frau wieder und überdies ein Geschenk von hundert Dukaten von dem Fürsten. Später mußte der Astrolog zu ihm gehen, um ihm zu danken und als er erschien, fragte ihn der Fürst: „wo hast Du Dein Weib?“

„Ich sah,“ antwortete der Astrolog heuchlerisch, „drei Nächte hinter einander nach den Sternen und bemerkte da einen Stern mit einem schwarzen Schweife, woraus ich erkannte, daß mein Weib mir Unglück bringen würde; ich habe sie deshalb wieder verkauft für vierzig Dukaten und eine hübsche siebenzehnjährige Sclavin.“ Da gerieth der Fürst in unbeschreiblichen Zorn; er sprang auf, warf seine Pfeife hin, so daß sie zerbrach und donnerte den Astrologen an: „Gott verbrenne Dich und Deine Sterne! Spitzbube, Du lügst, Du sahst nicht nach den Sternen, sondern auf das Gold und auf die Schönheit des jungen Mädchens!“ Der Astrolog wurde in das Gefängniß abgeführt und da gezeißelt; er blieb aber

dabei, daß die Sterne ihm gerathen hätten, sein Weib zu verkaufen. — Früher wurden die Verbrecher und die, welche für Verbrecher galten, erwürgt. „Der König von Bokhara sagte aber,“ erzählte dem Dr. Wolff ein Freund, „der scheußliche Khan von Chiwa läßt die Verbrecher erwürgen; was er thut, thue ich nicht; damit aber die Verbrecher nicht minder hart gestraft werden, sollen von nun an die Köpfe der Uebelthäter — mit einem gewöhnlichen Messer abgeschnitten werden.“ Und so geschieht es jetzt. — In ganz Asien kennt man natürlich die englisch-ostindische Compagnie oder hat doch viel von ihr gehört; was man sich aber darunter vorstellt, mag folgende Aeußerung eines Ministers von Bokhara zeigen. „Ich kenne die Engländer; sie schleichen sich in ein Land, besetzen sich die Berge und die Thäler, die Flüsse und die Seen, finden einen passenden Eingang und kehren dann nach Hause zurück und melden es dort einem Manne, einem großen Häuptlinge, der Compagnie heißt, der Soldaten schickt und das Land erobern läßt. Ich weiß Alles.“ —

Es ist kürzlich eine sehr wichtige Erfindung in dem Mechanismus des Pianoforte gemacht worden, durch die es möglich wird, jedes Musikstück in einer andern Tonart, als es geschrieben ist, spielen zu können. Die Erfindung rührt von dem Pianofortefabrikanten Mercier in Paris her und sie ist bereits auch in England patentirt. Das Transponiren kann nur so bewirkt werden, daß das Einwirken der Tasten auf die Saiten verändert wird. Wenn ein Musikstück z. B. in C geschrieben ist, und es soll einen Ton höher gespielt werden, so muß die C-Taste die D-Saite berühren. Dies geschieht nun durch die Erfindung Merciers auf eine so einfache Weise, daß man nicht begreift, wie man nicht schon längst darauf gekommen ist. Wird die neue Vorrichtung nicht benutzt, so sieht das Instrument aus wie ein gewöhnliches. Es hat nur einen Griff, der bequem angebracht ist. Bewegt man diesen Griff nach rechts, so wird der Ton allmählig um einen bis fünf halbe Töne erhöht; bewegt man ihn links, so wird er ebenso um fünf halbe Töne niedriger. Will man z. B. ein Lied drei halbe Töne höher haben, so setzt man den Griff rechts auf Nr. 3. an dem Zeiger der Scheibe, in deren Mitte der Griff steht; ebenso, wenn man ein Musikstück in einem tieferen Tone haben will. Die Vortheile dieser Erfindung ergeben sich dadurch von selbst. Ein Lied z. B. mag gesetzt sein wie es will, so wird es immer nur für einige Stimmen passen und für andere nutzlos sein; die Operarien namentlich, die für ausgezeichnete Künstler berechnet sind, liegen den meisten Dilettanten unerreichbar. Die Erfindung Merciers ändert dies und man sieht ein, daß dieselbe die größte Verbesserung ist, welche das Pianoforte erfahren hat, seit es erfunden ist. In Paris und London sind bereits solche Instrumente zu haben. —

Allgemeine Modes-Zeitung

Nr. 35.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Modes-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Fünfzehn Jahre.

Novelle von Bernd von Suseck.

(Fortsetzung.)

Im Gasthose fand sie ihr Kammermädchen noch wach, es sah sich verwundert um, als die Gräfin ohne ihren Begleiter erschien, Louise war aber nicht gewohnt, ihre Zofe in das Vertrauen zu ziehen, so gütig sie sonst gegen Jeden war, der ihr Dienste leistete.

„Hier ist ein Brief vom gnädigen Herrn,“ sagte das Mädchen sogleich.

Louise nahm ihn, sah die wohlbekannte Handschrift, ließ sich das Kleid öffnen und vertauschte es mit einem leichten Gewande, dann verabschiedete sie die Kammerjungfer, nahm mit einem Ausdrucke schmerzlicher Müdigkeit den Brief, erbrach ihn und las:

„Meine liebe Frau,

Ich habe gestern den Johann zum Teufel gejagt, weil er mir die Pferde ganz herunterkommen läßt — ich glaube, der Kerl hat Futter verkauft. Du hast doch nichts dawider? Einstweilen habe ich mir Einen aus dem Regimente genommen, einen hübschen Menschen, hat aber rothe Haare — Du sollst ihn nicht zu sehen kriegen, denn unter der Zeit —“ Louise kräuselte ihre schönen Lippen und überflog die nächsten Zeilen nur dem Sinne nach. — „Da unser Oberst im Bade ist, führe ich einstweilen das Commando und weil Eslingen, der auf Remonte gehen sollte, krank geworden ist, habe ich auf meinen eignen Kopf Treffurt geschickt

— es ist Dir doch recht? Ehe die Bälle losgehen, ist er wieder da.“ — Die Gräfin erröthete unwillig. — „Im Neste giebt es nichts Neues, die Pferde sind bis auf die Magerkeit gesund, nur die Molly hat einen faulen Strahl, ich wollte lieber selbst einen haben, als das Thier — mein bestes Exercirpferd! Ist so immer der Teufel los, daß die Stabsofficiere gut beritten sein sollen, unsere jungen Graustiefel raisonniren darüber. Dein rothes Tengelton, oder wie das Ding heißt, haben sie vertrocknen lassen und wenn mir recht ist, fehlen noch mehr Stöcke, wenigstens Rosen hast Du keine einzige mehr — ich kann nicht dafür!“ Hier senkte Louise das Blatt, lehnte sich in die Kissen des Sophas zurück und verhüllte ihre Augen mit der Hand. Wohl hatte sie keine einzige Rose mehr, ihr ödes Leben zu erfreuen! Sie ruhte eine lange Weile unbeweglich, dann zwang sie sich, den Brief zu lesen.

„Wir haben weißes Lederzeug gekriegt, worüber Du Dich sehr freuen wirst, es sieht viel besser aus und der Wachtmeister Lorkel, der auf Urlaub gewesen ist, will für ganz bestimmt gehört haben, daß wir zwei Knöpfe auf den Aufschlag kriegen — was hilft mir's aber, künftiges Jahr bin ich daran und da komme ich vielleicht Gott weiß zu welcher Truppengattung als Commandeur. Ich werde mir also kein neues Collet machen lassen, nicht wahr, Louischen? Will denn Lanckoronski noch in unsere Dienste gehen? Rede es ihm aus, er hat dort viel bessere Aussichten zum Avancement; ich dünkte, wenn er unsere grauköpfigen Lieute-

nants sieht, müßte er einen Schreck kriegen. Aber er ist nun einmal verliebt in Dich, der Treffurt hat's neulich bei der Bowle, als er etwas angefengt war, geradezu gesagt. Ich lache dazu, denn —“ empört warf Louise den Brief von sich, als eben ein rascher Tritt auf der Treppe ertönte.

„Schlafen Sie schon?“ fragte Felix's Stimme draußen leise.

„Ich bin wenigstens im Begriff,“ antwortete die Gräfin.

„Sind Sie unwohl? Warum haben Sie die Gesellschaft verlassen, ohne mir ein Wort zu sagen?“ rief er und es lag wirklich der Ausdruck wahrhafter Theilnahme in seinem Tone.

„Ich bin ganz wohl, Felix,“ sagte die Gräfin so ruhig als möglich. „Mir wollte es nicht mehr dort behagen, Sie wissen, ich habe oft einmal dergleichen Anwandlungen; warum sollte ich Ihnen die Freude auch verleiden? Ich denke, je freier, desto besser auf Reisen.“

„Darf ich wirklich nicht noch ein Stündchen mit Ihnen verplaudern?“ fragte Felix.

„Wirklich nicht,“ antwortete sie. „Das Fest ist wahrscheinlich noch in vollem Gange, gehen Sie wieder hin, Felix, machen Sie meine Unart bei diesen vortrefflichen Menschen gut, entschuldigen Sie mein Fortgehen, und sein Sie liebenswürdig für uns Beide.“ — Sie sagte das in einem so heitern, unbefangenen Tone, daß der Lauscher hinter der Thüre, welche ihm den Widerspruch ihres Antlitzes verbarg, über die wahre Stimmung ihres Herzens getäuscht werden konnte.

Aber er nahm ihren Vorschlag dennoch nicht an, sondern erklärte, daß er dort Abschied genommen habe, wünschte ihr gute Nacht und ging auf sein Zimmer.

Beim Frühstück sahen sie sich wieder. Louise hätte um keinen Preis dieselbe Forderung an ihn gerichtet, wie gestern in der Gebirgseinsamkeit auf den Wolfsklippen, daß er ihr fest in das Auge sehen sollte. Auch würde er es heute noch weniger vermocht haben, als droben, wo sein Gefühl noch unklar und gerade von einer aufloodernden sinnlichen Glut, die ihren Gegenstand in der Nähe suchte, umwallt war. Das Auge ist ein böser Verräther, mit Zauberkräften begabt und doch wieder fremder Einwirkung unterthan; Anderer Geheimnisse zu erspähen geschickt und doch nicht immer fähig, die eigenen zu hüten.

Die Augen des Paares vermieden sich heute und darum bemerkten es Beide nicht. Louise war über

Nacht mit sich selbst auf's Reine gekommen, ihr fehlte nur noch die rechte Spannkraft, sich zu äußern und auch diese fand sie mit der Zeit. Sie berichtete scheinbar ruhig, daß ein Brief ihres Gemahls, den sie bei ihrer Heimkehr vom Balle gefunden habe, sie veranlasse, ihre weitem Reisepläne aufzugeben und die Rückfahrt ungesäumt anzutreten.

„Still, Felix!“ sagte sie, als der Graf sie unterbrechen wollte. „Ihre Begleitung nehme ich nicht an. Sie haben noch zwei Monat Urlaub und wissen, daß man bei Ihnen nicht freigebig damit ist, benutzen Sie Ihre Zeit, um all das Schöne zu sehen, was Sie auf Ihrer Tour sehen wollten.“

„Aber was gilt mir —“

„Still, sage ich! Mein Ehrenwort darauf, daß ich Ihre Begleitung zurück nicht annehme! Ich will Sie zu Ihrem Besten zwingen. Ich reise noch heute ab und trage Ihnen meine Grüße an die liebe Familie auf, welche uns hier so freundlich in ihren Kreis gezogen hat. Führt Sie Ihr Weg auf der Rückreise nach Warschau in unsere Gegend, so werde ich mir Bericht über Alles erstatten lassen, aber sorgen Sie dafür, daß dieser Bericht interessant werde. Jetzt will ich Toilette machen und einpacken.“

„Louise!“ rief er und bemächtigte sich trotz alles Sträubens ihrer Hand.

„Lassen Sie mich!“ bat sie mit einem so stehenden Ausdrucke, bewegter, als er sie je gesehen hatte, weiblich furchtsam und darum unwiderstehlich schön. Er vergaß Alles, was zwischen heute und sonst lag, aber nur einen kurzen Moment ließ sie ihre Hand in der seinigen, dann entzog sie ihm dieselbe, wenn auch mit freundlichem Drucke. Louise war wieder Herrin über sich selbst.

„Wollen Sie mir Pferde besorgen? In einer Stunde, nach Halberstadt,“ bat sie.

„Können Sie mir die Heerstraße wehren, wenn Sie mir den Platz in Ihrem Wagen verweigern?“ rief er.

„Ja, Felix, wenn ich Sie bitte!“ sagte Louise. — „Wir haben oft —“ setzte sie mit gesenktem Blicke und leisem Beben der Lippen hinzu — „und noch gestern über Alles gesprochen. Freundschaft zwischen uns! und einst — volles Vertrauen!“ Dabei zog sie die Klingel, ihre Kammerjungfer erschien.

Nach einer Stunde rollte der Reisewagen der Gräfin Rednitz den Weg nach Drübbeck und Wernigerode hinauf. Felix stand unschlüssig vor dem Thorwege der Forelle.

5.

Unsere schönen und noch mehr unsere nichtemancipirten Leserinnen, was doch wohl der größere Theil ist, werden vielleicht sehr frappirt gewesen sein, in der Gräfin Rednitz die Bekanntschaft einer verheiratheten Dame zu machen, welche mit einem jungen Manne, der zwar ihr Neffe, aber vielleicht nicht älter ist, als sie, auf Reisen geht. Wir können das Factum nicht läugnen, würden es aber so spät als möglich berichtet haben, wenn der Brief des Gemahls, der von Wernigerode, wohin sich die Gräfin für eine bestimmte Zeit alle Sendungen erbeten hatte, mit ihren Effecten nach Ilfenburg gekommen war, nicht vielleicht dazu diente, die Thatsache, welche zum Aergerniß dienen kann, einigermaßen zu erklären, obwohl nicht zu entschuldigen. Graf Rednitz hatte überdem die Idee selbst in Anregung gebracht! Aber wir lassen besser statt alles Raisonnements die Verhältnisse für sich sprechen.

Ein grauer Morgen dämmerte über den Dächern einer Provinzialstadt. Es war am vergangenen Tage sehr heiß gewesen, die Nacht hatte die Temperatur kaum abgekühlt, daher standen viele Fenster offen — der Trompeter, welcher durch die Gassen zum Wecken blies, machte sich das Vergnügen, gerade dorthin stets das Schalloch seines Instruments zu halten, um Leuten, die sein Signal nichts anging und die sich auf die andere Seite legen konnten, wenn der arme Soldat heraus mußte, auch ein wenig Morgenschlummer wegzublasen. Wo er hübsche Mädchen wußte, erkühnte er sich auch wohl, ganz undienstmäßige Walzer- und Galoppadenstückchen statt des eintönigen Signals zu schmettern, auf die Gefahr hin, von einem Vorgesetzten in flagrans delicto belauscht und bestraft zu werden. Er war eben in einem solchen künstlichen Jungenschlage, als er erschrocken abschnappte — denn vor ihm stand der Major selbst, der ihn aus einer Quergasse überfallen hatte.

„Was untersteht Er sich? Denkt Er, die Mannschaften sollen auf den Tanzboden, statt in den Stall gerufen werden? — Raisonnir Er nicht! (Der Bestürzte sagte kein Wort, sondern stand, die Trompete vorschriftsmäßig auf das Dickbein gesetzt, laut- und regungslos). Ich suchte ihn eben; das Weitere wird sich finden. — Jetzt blasen Sie Allarm, Windbeutel.“

Der Trompeter gehorchte, die wilden, schmetternden Klänge des Lärmsignals weckten rasches Leben schon in den nächsten Häusern, ein College des Ton-

künstlers lehnte sich im Hemd aus seinem Bodensenster und gab den Ruf mit der Trompete weiter, überall stürzten die Soldaten mit klirrenden Sporen und schleifendem Säbel über das Straßenpflaster nach den Ställen, schon dröhnte der Galopp eines Pferdes durch die Stadt, ihm folgten mehrere, man sah die Officiere, aus dem Schlaf gestört, sich in die Sättel der vorgeführten Rosse werfen, um nicht zu spät auf den Alarmpfah zu kommen. Aber auch die Einwohner zeigten sich erschrocken an den Fenstern, Spritzenleute rannten nach dem Rathhause — „ist Feuer?“ hörte man ängstlich aus verschiedenen Richtungen fragen.

Und dieser volle Aufruhr begrüßte einen Reisewagen, der jetzt durch die Straßen gefahren kam. Eine Dame, wir kennen sie, lehnte sich aus dem Schlage, um die Ursache des Tumultes zu erspähen, da erblickte sie einen Reiter in voller kriegerischer Uniform, der vorübertrabte, bei ihrem Anblicke aber schnell sein Pferd anhielt und dem Postillon ein donnerndes: Halt! zuschrie.

„Was Schweren —!“ fluchte er. „Wo kommst Du denn her, Louischen?“

„Wie Du siehst, kehre ich heim,“ sagte die Gräfin. „Aber Du reitest schon so früh? Es ist doch kein Unglück vorgefallen? Was bedeutet diese Unruhe in der Stadt?“

„Ich habe sie einmal herausgestöbert,“ erwiderte er und strich sich den dicken Schnauzbart. „Schläfst sonst Alles ein — Adieu, mein Kind. In drei Stunden ungefähr komme ich wieder.“

Ein junger eleganter Officier, der sich verspätet hatte, jagte in demselben Augenblicke auf einem langgestreckten englischen Pferde so windschnell vorbei, daß sein Vorgesetzter, der sich nicht gleich umsah, ihn nicht mehr erkannte.

„Na, warte!“ brummte er. „Wer war denn das, Louischen?“ — Und da sie sich unwillig ohne Antwort in den Wagen zurückzog und dem Postillon das Zeichen gab, weiter zu fahren, ritt der Major, so schnell seine genesene Molly vermochte, dem Traineur nach, den er freilich erst vor der rangirten Escadron wieder fand. Hier schonte er ihn nicht.

Louise war nun in ihr eigenes Haus zurückgekehrt, hatte den Leuten alles Weitere überlassen und sich in ihr stilles Boudoir eingeschlossen, wo sie Betrachtungen hingeeben blieb, die wir nicht stören wollen. Erst gegen Mittag kam ihr Gemahl heim, und erschien, mit Staub bedeckt, um sie zu begrüßen. Sie reichte ihm

stumm die Hand, einen Kuß konnte er in diesem Zustande nicht verlangen. Auf seine Frage, warum sie früher wiedergekommen, als ihre Absicht gewesen, wo Lanforonski geblieben sei, ob sie sich mit ihm vereinigt habe, gab sie so viel Bescheid, als ihr gerade beliebte — ihr Mann war auch mit Wenigem zufrieden. Er ging dann, sich umzukleiden und über Tisch kam er wieder mit ihr zusammen, stärker nach Tabak duftend, als je — denn er hatte sich in ihrer Abwesenheit dem von ihr verkürzten Vergnügen des Rauchens in solchem Uebermaße hingegeben, daß er jetzt kaum wieder davon lassen konnte. Ihre Unterhaltung — meine geistreichen Leserinnen verlangen doch keine Probe davon?

Graf Rednik saß seiner schönen und zierlichen Frau gegenüber, als sei es, um die Wirkung der Gegensätze zu erproben. Er war ein kurzer und dicker Mann, in der Figur eines aufrechtstehenden Kettichs gewachsen, sein Kopf, welcher unablösbar zwischen den Schultern saß, war nicht gerade häßlich, aber so nichts sagend im Ausdruck des Gesichts, daß eine medisante Dame behauptete, gähnen zu müssen, wenn sie ihn ansah; nur sein Auge hatte einen festen, militairischen Blick, der in der Regel unfreundlich war. Schwarzes, kurzgeschorenes Haar bedeckte zierlich seine Scheitel und ein dicker, schwungreich aufgesetzter Bart seine Oberlippe. Er hielt sich trotz seiner vorgerückten Jahre stramm und gerade, und nie fand man auch nur einen Knopf seiner Uniform, selbst im Hause, offen. Wenn er sprach, hatte seine Stimme einen Klang, der unangenehm schreiend war und sich nur gegen seine Gemahlin, die es oft gerügt, ein wenig mäßigte. Was er sprach — wenn es keinen dienstlichen Gegenstand berührte — ließ oft ein stilles Lächeln unter seinen Hörern contagiös werden; wenn er jedoch in seiner Sphäre blieb, konnten die Interessenten nicht läugnen, daß er sein Handwerk verstand. Er hatte auch das Lob eines tüchtigen Soldaten — im Sinne derjenigen Ansprüche, die man sonst an einen Stand legte, welcher im Staate seine Stellung eo ipso hatte. Jetzt ist das Gottlob! anders geworden und der Maßstab allgemeiner Bildung auch dem Militair angepaßt.

Der Graf sprach viel über Tische und wollte von seiner Gemahlin das Gleiche fordern, aber sie war nicht aufgelegt und ließ ihn ihre üble Laune mehrmals fühlen. Es nahm sich wunderbar aus, wie kleinlaut der Mann, welchem seine Untergebenen, wenn auch heimlich fluchend, den unbedingtesten Gehorsam nie versagten,

vor einem nicht einmal laut gesprochenen Frauenworte verstummte. Die ganze Stadt, ja das ganze Regiment wußte es, daß die Gräfin im Hause das Commando führte — und darum eben fühlte sie gegen ihren Gatten eine noch größere Geringschätzung, als ihr sein Mangel an Geist ohnehin einflößte — die jungen Officiere sahen aber darin, außer ihrer Schönheit, einen Anlaß, ihr auf alle Weise den Hof zu machen. Wäre sie nur nicht so verzweifelt geistreich und schonungslos gewesen; man lief Gefahr, sich beim dritten Worte gegen sie zu blamiren und dann war von ihr kein Erbarmen zu hoffen. Die gemeinschaftliche Mittagstafel ist der Ort, wo Alles und nicht immer zum Vortheil besprochen wird, wo junge, leidenschaftliche, oft mit heißendem Wig begabte Gemüther alle Verhältnisse, welche eben obwalten, in den Kreis ihres Urtheils ziehen, Dienst, Politik, Religion, „Menschen und Gegend“ — allerdings auch Pferde und Hunde. Ein Stenograph würde nicht uninteressante Materialien liefern können und wer echte „Offizier-Tischgespräche“ herausgeben wollte, dürfte für Manchen, der es nicht ahnt, ein sehr lehrreiches Werk liefern. Es strebt jetzt alles nach Dffentlichkeit, vielleicht findet sich ein muthiges Officier-Corps, das seine Tischreden Preis giebt. — Am Tische der Officiere in der erwähnten Provinzialstadt war oft von der schönen Majorin die Rede, aber so mancher derbe Wig auf ihren Gatten abgebrannt wurde, sie selbst hatte sich stets einer ungewöhnlichen Schonung zu erfreuen gehabt, bis auf ihre jetzige Reise.

Sie war eine halbe Polin. Ihre Mutter, welche an den Vater des Grafen Felix Lanforonski verheirathet gewesen war, hatte aus einer zweiten Ehe mit einem deutschen Freiherrn Louisen zur Tochter. Diese war glänzend erzogen worden, viel in Polen, aber auch in Paris und im Süden gewesen und hatte sich als ein funfzehnjähriges Kind nach dem Willen ihres Vaters mit einem ehemaligen Waffengefährten desselben vermählt, ohne von ihm mehr zu kennen, als seine damals ganz hübsche, durch einen tadellosen Anzug und drei schöne Orden gehobene Gestalt. Kannte sie doch von sich selbst auch nicht viel mehr, als was ihr der Spiegel sagte.

Wir wollen nicht schildern, wie sie nach und nach zum Bewußtsein ihres gezogenen unwiderruflichen Looses kam, wie ihr Character, ihr Geist sich in der Richtung entwickeln mußte, in welcher sie uns begegnet ist. Zehn Jahre einer Ehe — wie es deren lei-

der in allen Nuancen so viele giebt! — waren ver-
ronnen, als ihr der Gespieler ihrer Jugend, der sie als
Knabe neckend immer bald Braut, bald Tante ge-
nannt hatte, nun als Mann in vollendet ritterlicher Er-
scheinung, mit einem glühenden und feingebildeten Geiste,
wie sie ihn unter ihren nächsten Umgebungen nicht ge-
funden hatte, entgegentrat. Felix war auf seinen Rei-
sen vorsätzlich zu ihr gekommen, hatte dem Grafen
Rednis, weil er auch Cavalerieofficier war und sehr
gut, nur mit etwas vorgestreckten Schenkeln ritt, auch
im dortigen Reglement passabel Bescheid wußte, außer-
ordentlich gefallen und dessen Einladung seine Anwe-
senheit verlängert. Wie bald sich nun zwischen den
beiden Verwandten ein Verhältniß gestaltete, konnte
dem Scharfblicke einer Mittelstadt nicht entgehen, und
da sich unter den jungen Herren mehr als Einer be-
fand, welcher dem Polen sein Glück nicht gönnte, so
konnte es nicht fehlen, daß der Zahn der Lästerung
allmählig auch an Louisen zu nagen anfing. Sie wußte
das nicht und hätte sie es gewußt, wäre sie zu stolz
gewesen, sich um die Meinung, die sie nicht als Mei-
sterin über sich erkannte, zu kümmern, auch lebte das
junge Weib in dem ersten berausenden Glücke, das
ihr irdes Dasein verklärte und hatte nicht Augen und
Ohren für das, was um sie vorging. Erst nachdem
Felix abgereist war, kam sie zur Selbstprüfung. Was
war geschehen? Wie weit hatte sie die Grenzen der
Pflicht überschritten? Sie dachte mit der Klarheit,
welche sie als frühe Frucht ihrer Existenz davon getra-
gen hatte, Alles durch und gelangte bald wieder zur
Ruhe. Daß Felix sie liebte, wußte sie, er hatte es
ihr mit stürmischen Worten gestanden — daß sie ihn
wieder liebte mit aller Blut eines bis dahin unbefrie-
digten, spät erwachten Herzens, wußte sie nun auch,
aber sie hatte es ihm nicht gesagt. Das durfte sie
nicht, sie mußte ihr Gefühl, auch wenn sie es nicht
unterdrücken konnte, doch vor ihm und der Welt ver-
hehlen — ihrem Gatten stahl sie es nicht, er verdiente
es nicht und hatte es nie besessen. — So war sie mit
sich zu Stande gekommen und das traurige Bewußt-
sein, daß es so bleiben müsse, beugte ihre starke Seele
nur momentan. Da erschien Felix von Neuem und
in der überraschenden Minute des Wiedersehens, auf
das sie nicht gerechnet hatte, zerrannen ihre Vorsätze,
sie verrieth sich und konnte, was Felix in seinem Her-
zen davon trug, nicht mehr zurücknehmen. So mußte
sie denn auch mit ihm in Klarheit besprechen, was ihr
so gefährlich war und welches Resultat aus diesem

Gespräche hervorging, hat uns ihre Reise, hat uns
vor Allem ihre kurze Unterhaltung über das Thema,
das Louise sonst immer vermied oder halb zum Scherz
kehrte, genügend gezeigt.

Nun war sie heimgekehrt und der schöne Stern,
zu welchem sie, wenn er auch nicht der Leitstern ihres
Lebens sein durfte, doch in bangen Stunden um Trö-
stung aufgeblickt hatte, dieser Stern war aus ihrem
Himmel verschwunden. Sie konnte mit schneidender
Bitterkeit über sich lächeln, daß sie nach den Erfah-
rungen, welche sie gemacht hatte, so kindisch vertrauend
gewesen war; die Lasterchronik der Stadt, mit welcher
sie die Plauderschwestern, an deren Umgang sie Galee-
renslaven gleich geschmiedet war, (der größte Fluch
kleiner Stadt!) nicht verschont hatten, rollte, wie eine
Laterna magica, Bild auf Bild der Untreue, der Fri-
volität, an ihr vorüber und sie fragte sich, wie sie habe
glauben können, gerade den Phönix zu fangen? Nicht
als ob sie dem einen Geschlechte nur den Vorwurf
gemacht hätte, sie wußte genug von ihrem eigenen,
um das Büngelein in der Waagschale ungeschlüssig in der
Schwebel zu halten; sie klagte sich ja selbst des Un-
rechts auch an, aber daß Felix, der ihr Treue bis über
das Grab hinaus geschworen hatte, so schnell abtrün-
nig werden könne, vom bloßen Schauer einer fremden
Schönheit umgewandelt, hätte sie nie geglaubt.

Viele Tage rang sie dies Mal, ehe sie mit sich
fertig werden konnte; ihr Schicksal, mit einem Manne,
der so weit von ihr, ja unter ihr stand, auf ewig ver-
bunden zu sein — und sie war noch so jung! trat ihr
immer von Neuem in grellen Lichtern vor die Seele.
Auch er schien jetzt nach und nach zu der Ueberzeu-
gung zu kommen, daß Louise nicht für ihn passe, und
wiewohl er in seiner eigenen Meinung von sich dadurch
nicht litt, im Gegentheil Louisen's Art und Weise herz-
lich verwarf und gern mit dem Titel belegt hätte, mit
dem er jedes über den Dienstbedarf hinausgehende
Streben seiner Untergebenen nannte, so imponirte sie
ihm doch durch den Zauber, welchen geistige Ueberlegen-
heit besonders den Frauen giebt, so daß er ihren Um-
gang zwar sehr unbequem fand, aber sie nie durch
Rohheit zu verletzen wagte. Das größte Unglück war,
daß sie auch vor seinem Charakter keine Achtung haben
konnte — und sie fragte sich oft, da er berufen war,
einst das Wohl und Wehe von Hunderten, vielleicht
von Tausenden in seiner Hand zu haben, ob es denn
dem Staate allein auf amtliche Dichtigkeit ankomme,
und nicht auch auf den Menschencharakter seiner Diener?

Ob es nicht grausam sei, viele Wehrlose unter die Botmäßigkeit eines oft parteiischen, jähzornigen, hämischen Mannes zu stellen, der über ihre Gegenwart und Zukunft Gewalt hat durch das Mysterium seiner Berichte, und dem es selbst beim besten Willen vielleicht an Urtheilskraft und Menschenkenntniß fehlt, diese Berichte wahr zu geben? Oder ob eine Bureaukratie, eine Phalanx von Oberofficieren allein unter ihren Tausenden nur edle und christliche Männer zähle, die keiner offenen und heimlichen Ungerechtigkeit fähig? Es sei ihr kein Fall bewußt, dachte sie, daß jemals ein tüchtiger Beamter wegen seines Characters, wenn er nicht gerichtliches Unrecht begangen, zurückgesetzt worden sei, und welches Unheil könne ein solcher unbedacht, oft unwillkürlich anrichten! Sie sehen, meine angenehmen Leser, die grübelnde Dame gab sich recht unpraktischen Gedanken hin — wir aber müssen uns feierlichst verwahren, als ob wir ihre Ansichten theilten und während wir nach Ueberlieferungen das Bild ihres Gatten skizzirt, ist uns selbst bisweilen ein Aerger überlaufen, da wir auf unsern Wegen das Glück gehabt, nur vollendeten Characteren zu begegnen, weshalb wir vollkommen geneigt sind, jene uns zugekommene Skizze für eine bössliche Uebertreibung zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Der Herzog und der Schneider.) Der bekannte Herzog Ernst II. zu Sachsen-Gotha und Altenburg machte öfters eine Reise nach England und von einer derselben erzählt das Morgenblatt folgendes Abenteuer: Der Herzog wußte, daß sein Generalsuperintendent Storch in Kranichfeld in London einen Bruder hatte, der Schneider war und er ließ ihn fragen, ob er ihm etwas an diesen Bruder mitgeben wolle, er würde es gern besorgen. Der Superintendent benutzte die gnädige Aufforderung und übersandte einen Brief nebst einem kleinen Päckchen. Einige Wochen nach seiner Ankunft in London, wo der Herzog am Hofe als ein naher Verwandter sehr in Anspruch genommen war, gedachte er des mitgenommenen Briefes und Päckchens an den Schneidermeister Storch und übersandte ihm beides mit einem gnädigen Grusse. Der Schneider, hoch erfreut, ließ durch den Kammerdiener beim Herzoge anfragen, ob er ihm nicht die Aufwartung machen und seinem Landesherrn mündlich für seine Gnade danken dürfe. Einem Schneider eine besondere Audienz zu geben, dünkte dem Herzoge doch seltsam und so fiel seine Gutmüthigkeit auf den Ausweg, sich bei ihm einen Anzug zu bestellen.

Zur bestimmten Stunde fuhr eine schöne Equipage vor, ein Livreebedienter öffnete den Schlag, ein sehr eleganter Herr stieg aus und es wurde dem Herzoge, der ihn vom Fenster aus hatte aussteigen sehen, der zum Maßnehmen beorderte Schneider gemeldet. Bewundert ließ der Herzog ihn eintreten und sah sich von einem feinen Manne mit ungezwungenem Anstande ehrfurchtsvoll begrüßt, der sich ihm als den Bruder des Generalsuperintendenten Storch vorstellte. Der Mann gefiel dem Herzoge, er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erkannte bald, daß er einen geistig gebildeten Mann vor sich habe. Nach längerer Unterhaltung kam der Herzog auf seine Bestellung und wollte das Maß nehmen lassen. „Das ist bereits geschehen,“ erwiderte der Schneider. „Wie so?“ fragte der Herzog verwundert. „Ich habe Ew. Durchlaucht Gestalt mir angesehen,“ versetzte der Meister, „und weiter bedarf es nichts; ich hatte dafür, daß alles auf's Beste passen soll,“ und er entfernte sich mit ehrerbietiger Bescheidenheit. Das war dem Herzoge noch nicht vorgekommen, aber er erstaunte noch mehr, als am folgenden Morgen der Schneider mit dem fertigen Anzuge vor ihm stand und Alles so paßte, als ob es auf seinen Leib gemacht wäre. „Wie ist das möglich,“ rief der Herzog aus, „daß Sie mit dem Anzuge schon fertig sind?“ — „Wenn Ew. Durchlaucht mir die Gnade erweisen wollen, mein Etablissement in hohen Augenschein zu nehmen, so werden Sie sich bald überzeugen, wie es möglich ist. Ich treibe mein Geschäft fabrikmäßig; jeder meiner Arbeiter hat seine bestimmte Aufgabe und so geht es schnell aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Ew. Durchlaucht nicht unangenehm, eine solche Einrichtung kennen zu lernen.“ Neugierig nahm der Herzog für den folgenden Tag die Einladung an und war noch mehr überrascht, als der Meister ihn daneben zum Mittagmahl einlud, wobei er versicherte, daß Seine Durchlaucht eine ihm nicht unwürdige Gesellschaft finden würde.

Zur bestimmten Stunde fuhr der Herzog vor der Schneidwerkstätte, einem ansehnlichen Gebäude, vor und wurde vom Schneider ehrerbietig empfangen. Er führte ihn in die reiche Tuchniederlage und dann in die großen mit Arbeitern gefüllten Räume, von denen jeder nur zu einem besondern Theile einer Kleidung bestimmt war. Der Herzog bewunderte die sinnreiche Einrichtung, nach welcher ein Rock, in seiner Gegenwart zugeschnitten, durch die verschiedenen Räume wanderte und im letzten nach einigen Stunden, die er im Etablissement verweilte, ihm als fertiges Kleid vorgelegt wurde. Als es Zeit zur Tafel war, führte der Schneider seinen hohen Gast über den Hof, einen mit seltenen blühenden Pflanzen geschmückten Bowling green, in ein zweites schönes Haus. Hausflur und Treppe waren mit kostbaren Teppichen belegt und der Herzog trat in eine Reihe geschmackvoll möblirter Zimmer, wo er eine Gesellschaft von Personen fand, die er kannte, weil er sie mit seinem Besuche beehrt hatte: die angesehensten Staatsmänner und Gelehrten, aber auch einige Mitglieder der Schneiderinnung, die aber im Reden und im Betragen von den übrigen Gästen

nicht zu unterscheiden waren. — Später wurde der Herzog auch zum Ehrenmitgliede der Londoner Schneiderzunft aufgenommen.

(Auch eine Auswanderungsgesellschaft.) Es ist bekannt, daß man am Rhein auf Actien ein Auswanderungs- und Colonisationsunternehmen begründet hat. Man hat in Texas Ländereien angekauft und will dahin deutsche Landleute versetzen. Es dürfte interessant, aber auch zugleich lehrreich sein, an ein ähnliches Unternehmen zu erinnern, das vor achtzig Jahren von Frankreich ausging und das traurigste Ende nahm. Der damalige erste Minister Frankreichs, der Herr von Choiseul, wollte nach dem Verluste des französischen Theiles von Canada schnell eine andere Colonie gewinnen und nahm sich deshalb vor Guiana zu bevölkern. Statt aber arbeitsame, an Strapazen gewöhnte Landleute dahin abzuschicken, träumte man in Versailles von einem ganz eigenthümlichen Plane, indem man in Guiana einen Musterstaat einzurichten gedachte, welcher das Feudalwesen, das in Europa stark auszuarten begann, in seiner ganzen Reinheit wiederherstellen sollte. Man streute demzufolge blendende Prospekte aus, ganz so wie es jetzt auch geschieht, und fand in den verarmten Edelleuten und den jungen Söhnen adeliger Familien, die sich anboten, sowie in den Bürgern und Bauern, die man gewann, die Elemente der Feudalstufenfolge von Herren, Bürgern und Bauern. Man war so fest entschlossen, unter der heißen Zone das Mittelalter wieder aufzubauen, daß man an der unbekanntten Küste Guianas einen ganz menschenleeren Strich für diesen neuen Staat auswählte, um denselben von aller Berührung frei zu erhalten. Der Minister Choiseul und der Herzog von Praslin ließen sich von dem Könige die Oberlehnherrlichkeit über diese Landstrecke ertheilen; sie erhielten das Recht, dasselbe in Lehen für die Herren zu zerpalten, welche wiederum Bauern auf ihre Besitzungen aufnehmen sollten. Die Sache ging denn auch vortreflich, weil sie von der Regierung unterstützt und begünstigt und von den Actienspeculanten betrieben wurde. Es strömten ihr Capitale und Auswanderungslustige in Menge zu. Vom November 1763 bis in die Mitte des folgenden Jahres wurden viele Leute nach Guiana an die gewählte Stelle gebracht, wo eine ehemalige Jesuitenpflanzung der Sitz der Regierung wurde. Freilich fanden die Herren statt Burgen und Schlössern, die sie erwarteten, nur einfache Hütten aus Zweigen, nichts destoweniger konnten die, welche zuerst ankamen, eine Zeitlang in ihren Illusionen bleiben. Da der Adel jener Zeit das Leben ohne Comödie, Künste, eleganten Luxus u. dergl. sich gar nicht denken konnte, so hatte die Regierung die rührende Vorsorge gebraucht, alle Personen und Stände mitzuführen, welche das Gewerbe treiben, Andere zu unterhalten, Schauspieler, Musiker, sogar Frauen und Mädchen von leichter Zucht. So vergingen die ersten Monate in einer Art Rausch, oder Zauber. Der Intendant der jungen Colonie ließ Waaren in Läden ausstellen, die man symmetrisch so aufgebaut hatte,

daß sie eine Art Galerie bildeten; die Leute spazierten zwischen denselben umher, die Damen in Schleppländern, die Herren in glänzenden Uniformen. Der Anblick war ein prächtiger, sagt ein Augenzeuge; man glaubte im Palais Royal in Paris zu sein; der Tag wurde wie dort durch die Freuden des Abends, Ball oder Oper, Spiel oder Liebeständelei gekrönt und übrigens lebte man, ohne sich um den nächsten Tag zu bekümmern, ganz gut von den aus Frankreich mitgebrachten Lebensmitteln. Es lag gewiß etwas Betäubendes in dem Contraste zwischen der wilden Majestät der Einöde und einer raffinierten Civilisation, aber das Feenhafte sollte nur zu bald schwinden. Da immer mehr Menschen aus dem Mutterlande von den Actionären abgeschickt wurden, so litt man in der Colonie bald an Ueberfluß von Menschen und Mangel an Lebensmitteln, zumal diese auf der Ueberfahrt und unter dem heißen Klima schnell verdarben. Von Handel konnte kaum die Rede sein, namentlich da die Kaufleute Waaren auf Geradewohl und ohne alle Auswahl sandten, meist Luxusgegenstände, welche den Bedürfnissen der neuen Colonie durchaus nicht entsprachen. Es gab zum Beispiel ein Magazin von — Schlittschuhen in Guiana, einem Lande, wo das Eis völlig unbekannt ist. Im Juni 1764 waren 15,000 Menschen mit unzureichenden Lebensmitteln an dem Ufer des Flusses Kuru zusammengedrängt; 13,000 starben schnell nach einander an Krankheiten, aus Verzweiflung u. dergl. und die andern entgingen dem Tode nur dadurch, daß sie sich in die Wildnisse zerstreuten. In weniger als einem Jahre war das ganze Actiencapital im Betrage von drei und dreißig Millionen Francs verloren.

Generalcorrespondenz.

Eines der glänzendsten Denkmäler der katholischen Kunst, die Kuppel der St. Peterkirche in Rom, erregt ernstliche Besorgnisse. Seit langer Zeit schon ist diese Kuppel, die größte, welche es in der Welt giebt, an mehreren Stellen gesprungen und man hat zehn eiserne Keise von ungeheurer Schwere anlegen müssen, um den Einsturz zu verhindern. Jetzt hat man die Bemerkung gemacht, daß die sogenannte Laterne, die ganz aus Gold gearbeitet ist und über welcher sich das Kreuz erhebt, welches das Gebäude krönt, zerissen ist. Da das Gebäude eine große Anzahl von Blitzableitern trägt, welche auf Befehl des Papstes Pius VII. angebracht wurden, so läßt sich nicht annehmen, daß dieser neue Schaden eine Folge des Blitzes ist. Man ist jetzt beschäftigt, die „Laterne“ mit schweren Ketten zu umgeben, damit die Risse sich nicht weiter ziehen. —

Unter den Böglingen der berühmten polytechnischen Schule in Paris besteht ein in hohem Grade zur Nachahmung zu empfehlender Gebrauch. Ist Einer der Böglinge zu arm, als daß er die Kosten in der Anstalt bestreiten könnte, so kommt ihm eine Cassé zu Hilfe. Jedes Jahr erwählen die jungen Leute,

welche bereits ein Jahr in der Anstalt zugebracht haben, zwei Cassirer, welche jedes Vierteljahr Collecten unter ihren Mitschülern veranstalten. Die armen Schüler wenden sich an die beiden Cassirer, welche über die Unterstützung entscheiden, die sie bewilligen können; allen übrigen bleibt es gänzlich unbekannt, welche ihrer Mitschüler Unterstützung erhalten, auch die Vorsteher wissen es nicht; die Wohlthat bleibt ganz geheim und seit fünfzig Jahren kennt man kein Beispiel, daß das Geheimniß verrathen worden wäre. —

Die Engländer brauchen ihre ausgedehnte Schifffahrt immer mehr, um alle Erzeugnisse der Erde schnell nach London zu schaffen. Seit einigen Tagen kommen regelmäßig in der Hauptstadt von Großbritannien Ladungen neuer — Kartoffeln von den Azoren an, die weit mehrreicher sind als die englischen. In England selbst würde man unter zwei Monaten keine neuen Kartoffeln genießen können. — Ein anderer Handelszweig, der immer ausgedehnter und für die Gutschmecker von Wichtigkeit wird, ist die Zusendung von — Schildkröten aus Westindien, die man in London das Pfund zu einem halben Thaler verkauft. —

Ein Reisender theilt interessante Schilderungen aus der vornehmen Welt in Rio Janeiro mit. Die Tragsessel sind hiernach dort noch sehr allgemein im Gebrauch, eine Art Thron, hermetisch mit einem dunkelfarbigem Vorhang mit Goldfransen verschlossen und von zwei Negern getragen. Equipagen giebt es wenig und zwar aus vielen Gründen, weil die Straßen so schlecht sind, daß Wagen nicht da fahren können, weil das Land wenig Pferde zieht und weil man weder Heu noch Hafer baut. Die Reichen, welche sich Pferde halten wollen, lassen sie aus Ostindien kommen und beziehen Heu und Hafer aus England. Dagegen treibt man gewaltigen Luxus mit der Dienerschaft, die mit übermäßig betrefften Livreen in den hellsten Farben, mit Hirschfängern und dreieckigen Hüten, Stoppelnstiefeln und Pfundsporen umherstolzirt. Die Mode herrscht in Rio Janeiro despotisch streng, ohne im mindesten Rücksicht auf das Klima zu nehmen; Niemand würde z. B. wagen, in weißen Beinkleidern in Gesellschaft zu erscheinen, sondern man muß wohl oder übel die häßlichen schwarzen Pantalons unseres Europas tragen, zumal auf den Einladungskarten meist ausdrücklich gesagt wird: die Herrn erscheinen in schwarzen Pantalons. Das kaiserliche Theater ist zwar nicht glänzend, aber originell erleuchtet; es hat keinen großen Kronleuchter, sondern an den Seiten herum Kerzen in Glasugeln, was einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Das Parterre ist sehr unruhig und unterhält sich in den Zwischenacten durch ein betäubendes Concert von Krähen und Wellen, das man sehr geschickt nachzuahmen versteht. — Die Kaufleute sind gleichgültig und stolz wie die Türken; der, welcher ihnen etwas ablaufen will, muß sie wie um eine Gefälligkeit bitten, daß sie ihm etwas ablassen; oft antworten sie dem Kauflustigen gar nicht und lassen ihn wieder gehen, ohne ihn eines Wortes zu würdigen.

Bästig ist die große Menge des Papiergeldes, da man gemünztes gar nicht sieht außer Kupfergeld, das ungeheuer schwer ist. Die Kaffeehäuser, Kaufleute etc. machen deshalb Privatpapiergeld in kleinem Betrage oder Anweisungen auf eine Tasse Eis, auf ein Beefsteak etc. Diese Anweisungen gelten nicht bloß bei dem Aussteller, sondern in der ganzen Stadt und so bezahlt man einen Träger etc. mit einer Anweisung auf eine Flasche Sodawasser etc. etc. —

Der Sultan hat nun auch ein eigenes Opernhaus. Er ließ es im Garten des Serails erbauen und es werden da unter der Leitung Donizetti's (des Bruders des Componisten) italienische Opern aufgeführt, welche dem Großherrschen und dessen Frauen, die ungesehen anwesend sind, sehr zu gefallen scheinen. —

Es kommen nicht bloß in Deutschland unbegreifliche Verbote vor; der Gouverneur der Provinz Antwerpen verbot kürzlich dem Director des italienischen Theaters in Antwerpen auf den Theaterzettel *Elisire d'amore* (der Liebestrank) zu setzen, weil er etwas Unanständiges darin fand. Trotz allen Vorstellungen blieb er dabei und so wurde die Oper bloß unter dem Namen *Elisire* (der Trank) angekündigt. Im Stücke selbst blieb alles unverändert. —

Die Leser wissen, daß viele Schiffe seit ein Paar Jahren beschäftigt sind, Guano von einigen Inseln zu holen; man fürchtete indeß bisher, dieses neue Mittel zur Befruchtung des Bodens werde bald erschöpft sein. Das Finanzministerium von Peru hat aber, wie die amerikanischen Blätter erzählen, öffentlich erklärt, daß allein die drei kleinen Inseln Chinhas an der peruanischen Küste so viel Guano enthielten, als alle bebauten Felder der ganzen Welt mehrere Generationen hindurch brauchen könnten. —

Der Name des Dichters des Rheinliedes, Nicolaus Becker, macht zum letzten Male die Runde durch die Zeitungen. Der junge Mann starb, hatte aber trotz seiner Jugend seinen Rheinliedsruhm bereits überlebt. —

Bekanntlich setzen die fanatischen Blumenfreunde Preise für Erzeugung seltsamer oder unmöglicher Blumen aus und bisweilen gelingt es, eine der verlangten Seltsamkeiten hervorzu bringen. So hat man schon seit mehreren Jahren alles aufgeboden, um grüne Rosen zu erhalten und ein Pariser Blatt enthält jetzt die Mittheilung, daß ein gewisser John Bryce in Nordamerika auf einem Stock der *rosa indica* herrliche gefüllte frischgrüne Rosen gezogen habe. Daß dabei keine Betrügerei untergelaufen sei, lasse sich schon daraus abnehmen, daß der Erzeuger der grünen Rosen kein eigentlicher Blumist sei und die neue Pflanze sich wirklich durch Absenker und Pfropfreiser leicht vervielfältigen lasse. — Eine Hauptaufgabe ist dagegen noch immer zu lösen — eine blaue Georgine herzustellen. Die englischen Georginenfreunde zahlten 5000 Pfd. Sterl. für eine solche Blume. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 36.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergartinen, Equipagen, Corsets moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Fünfzehn Jahre.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Nach langem Kampfe hatte endlich Louise den Frieden in ihrer Brust wiedergewonnen, aber es war der Frieden in einer geschlossenen Gruft. Und wie über den Steinen die Erdhülle grünt und Blüten aus ihr sprießen, so blühte Louise auch wieder auf. Ein Brief von Felix, der statt seiner kam, störte ihre Ruhe momentan, aber es war doch so besser. Auch hatte sie seine Wiederkehr zwar gefürchtet, aber nie erwartet. Sein Brief klang übrigens räthselhaft; er schrieb, daß ihn Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit, welche er dem Papiere nicht anvertrauen könne, in sein Vaterland zurückriefen und schloß mit den Worten: „Sie werden von uns hören.“ Es bedurfte aber bei Louisen, welche das Wetterleuchten der Zeit nicht mit den Augen ihres Mannes ansah, keines langen Nachdenkens, um dem Sinne der dunkeln Andeutung nahe zu kommen.

Ganz am Rande fand sie noch eine Nachschrift: „Ich habe die Familie der jungen Dame kennen gelernt, welche wir auf der Pleßenburg trafen und deren Morgenhäubchen Ihnen so allerliebste stand. Es sind die liebenswürdigsten Menschen, Sie werden sie auch bald kennen lernen, denn der Vater, ein alter verdienstlicher Officier, sagte mir, daß er ein Gut ganz in Ihrer Nähe gekauft habe.“

Das lockte einen Seufzer aus Louisens Brust,

über den sie sich schämte. Sie las den Brief noch ein Mal mit Bewußtsein von Anfang bis zu Ende, um seinen Grundton herauszufühlen und als sie sich darüber nicht mehr zu täuschen glaubte, legte sie ihn still nieder. „Es ist ja mein Abschiedswort, das hier nachklingt,“ sprach sie vor sich hin. „Freundschaft!“

6.

Mehr als zwei Jahre waren vergangen und welche Erschütterungen sie über die Welt gebracht hatten, ist hier nicht der Ort zu wiederholen.

In einem kleinen elenden Grenzstädtchen sah es, als ein grauer Regentag zu Ende ging, wie im Kriege aus. Wagen mit soldatischblickenden Gästen rasselten über das schlechte Pflaster; eine Thorwache, die das Dertchen, das keine Garnison besaß, nie gesehen hatte und um welche sich daher ein zudringlicher Kreis wißbegieriger Jugend, oft gesprengt durch die Trommelstöcke des Tambours, versammelte, ließ keinen dieser Wagen unangehalten und ohne genaue Controle in die Stadt, dann aber fuhren sie nach dem einzigen Gasthose derselben. Dort sammelte sich nach und nach eine beträchtliche Anzahl dieser fremden militairischen Reisenden, und die Neugier der Einwohner documentirte sich auch hier durch lange von der Straße nach den Fenstern der Gaststube emporgeredete Hälsen, welche dem feinstöbernden Regen trosteten. In der Gaststube gab es allerdings Stoff zu interessanten Betrachtungen.

Das Zimmer war groß, aber niedrig und durch

Tabaksqualm gefüllt. In der Mitte stand ein altes, abgeschabtes Billard, mit Delflecken getränkt. Zwei Spieler hatten es besetzt, Männer von wildem Ansehen, mit langen spitzig herabhängenden Schnurrbärten und noch längeren Haaren; sie spielten leidenschaftlich, stießen noch mehr Löcher in das Billard, als es schon besaß und sprengten wiederholt die Bälle, daß sie im Bogen zwischen die zahlreichen Zuschauer flogen, die aber an ganz andere Geschosse gewöhnt waren, um sie zu fürchten. Die Spieler zählten im reinsten Französisch, die Andern plauderten und witzelten in ihrer heimischen Mundart.

Rings umher an den Wänden sah man die kleinern und größern Tische von diesen zusammengehörenden Gästen besetzt; sie trugen meist Civilkleider, aber ihr ganzes Wesen und hier und da noch eine militairische Reliquie, bekundete sie als Männer, welche den Krieg gesehen hatten. Einige tranken und aßen, Andere unterhielten sich mit gedämpfter Stimme, Einzelne saßen still und in sich gekehrt, doch waren dies nur Einzelne, unter ihnen ein großer schöner Mann, welcher die vier-eckige carmoisinrothe Feldmütze noch auf dem lockigen, etwas wüßgewachsenen Haare trug. Es war aber bei ihm nicht der tiefe männliche Schmerz, wie er sich auf den braunen Gesichtern mehrerer seiner Waffengenossen kund gab, sondern eher eine bittere Verdrießlichkeit, unzufrieden mit sich selbst, wovon Jene keine Spur zeigten, denn sie hatten nicht Ursache, es zu sein, sie hatten ihr Bestes gethan, wenn auch vergeblich. In voller Uniform zeigten sich nur Wenige, diese Uniform war aber nur noch ein Schatten des alten Glanzes, denn ihre Träger, zu arm, sie mit dem bürgerlichen Kleide zu vertauschen, hatten sie längst abgenutzt. Alle Grade schienen gemischt, wenn es auch nur Officiere waren, aber die Stände mochten sich selbst im Elend und Exil absondern, denn es war auffallend, daß die feinen aristokratischen Gestalten, die mit den weißen, beringten Händen und dem kalten vornehmen Blicke, bis auf den Einen, der die rothe Feldmütze trug, sich wie ein Rudel Hochwild in eine Ecke um einen runden Tisch gedrängt hatten. Gefahr und Kampf, auch den letzten Gulden und das letzte Stück Brod mochten sie mit den Cameraden aus gemeinem Volke theilen, die Gesellschaft so wenig als möglich. Im Ganzen ging es laut und lärmend, wild und leichtsinnig zu; die große Katastrophe hatte auf die Meisten nur einen materiellen Eindruck hinterlassen. Wir wissen wohl, daß wir mit dieser Behauptung gegen das poe-

tische Gefühl verstoßen, aber was wir mit Augen geschaut, das zu berichten steht uns wohl zu.

Jetzt trat ein Officier von der Macht, auf dessen Grund und Boden das Grenzstädtchen lag, in voller Armatur in das Zimmer, ihm folgte ein zweiter, der andere Feldzeichen trug. Die fremden Gäste erhoben sich und musterten besonders den letztern, welcher ihnen von dem Andern mit Rang und Namen vorgestellt wurde. Bei der Nennung desselben stuzte der junge Mann, der seine rothe Mütze auch jetzt noch schief auf dem Kopfe trug, und fixirte den Officier, welcher sich durch einige kurze, wohlklingende Worte dem Vertrauen der Herren empfahl, deren Gesellschaft ihm zur Ehre gereichen werde. Eine stumme allgemeine Verbeugung war die Antwort der Fremden, welche dann unter sich wieder zum abgebrochenen Verkehr gewandt, die Anwesenheit der deutschen Officiere total ignorirten.

Nur der Erwähnte näherte sich dem einen derselben, welcher als neuer Reisecommissarius vorgestellt worden war und sagte: „Habe ich vielleicht die Ehre, einen Verwandten des Generals von Gerstung zu begrüßen?“

„Das ist mein Vater,“ antwortete der Officier, welcher schon in männlichen Jahren stand.

„In der That, das hätte ich nicht geglaubt!“ rief der Fremde. „Sie sehen Ihren Geschwistern wenig ähnlich. — Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, ich heiße Sankoronsti.“

Eine auffallende Ueberraschung malte sich in den Zügen des Officiers, doch schien es keine freudige zu sein und auch die Verbeugung, welche er dem Fremden machte, milderte den kalten Ton seiner Antwort keineswegs: „Ich habe Ihren Namen in unserm Hause nennen hören, Herr Graf.“

„So denkt man meiner dort?“ rief Felix, welchem in seiner Aufgeregtheit diese Zeichen entgingen. „Was haben Ihre Eltern, was hat Ihre Fräulein Schwester zu unserm Schicksal gesagt? Gewiß haben sie Theil genommen! D sagen Sie —“

„Meine Schwester nimmt wohl an der Politik wenig Theil, Herr Graf,“ versetzte Gerstung, da Felix inne hielt, denn er ertappte sich auf dem Wege zu einer Inconvenienz.

„Haben Sie das schöne Gut gekauft, wie Sie beabsichtigten? Es liegt auf unserm Wege, nicht wahr? Und ein Paar Stunden Urlaub, auf mein Ehrenwort, werden Sie mir doch ertheilen, da es darauf ankommt,

nur die Ihrigen, die ich so hoch — verehere, einmal wiederzusehen?“

„Unser Weg, Herr Graf,“ sagte der Officier, dessen Auge einen stolzen, zurückweisenden Blick angenommen hatte, „unser Weg führt ohne Aufenthalt nach Frankfurt am Main und ich bin nicht ermächtigt, Urlaub zu ertheilen. Meiner Familie will ich erzählen, daß Sie sich ihrer erinnert haben.“

Er verbeugte sich mit der Entschuldigung, daß er Anstalten zum Ausbruch zu treffen habe und entfernte sich, Felix aber trug sich für den Rest des Tages und die Nacht mit den abenteuerlichsten Entwürfen und Hoffnungen. Daß er Anna wiedersehen mußte, war ihm klar, auf welche Weise? überließ er dem guten Glücke oder im schlimmsten Falle einem raschen, durchgreifenden Entschlusse. Auch an Louisen dachte er — aber nicht mit ruhiger Empfindung, ihr Bild war ein Vorwurf für ihn. Aber konnte er sich denn helfen, wenn ihr Besitz, der ihm einst bis zur Raserei wünschenswerth gewesen, plötzlich als ein entwerthetes, wenigstens nur momentan genügendes Gut erschienen, wenn ihr Glanz der Schönheit durch eine viel höhere überstrahlt worden war? Sie blieb doch immer eine verheirathete Frau, und sich von einer Verirrung losmachen, ist ja etwas Lößliches. Sollte er aber gar in platonischem Schmachten auf ihre Freiheit warten, vielleicht noch zwanzig Jahre, bis der robuste Eheherr zum himmlischen Avancement gediehen sei? O es wäre malerisch, dann mit der runzelvollen Braut zum Altar zu treten, eine Zielscheibe des Wizes, wie sie nicht besser zu finden! Anna dagegen! Die eben erblühte Knospe, welche er zum Bewußtsein geweckt, im passenden Alter für ihn, wie Louise nicht war, mild und unschuldsvoll hingebend, wie nicht Louise war, ihm an Geist nicht überlegen, wie Louise leider war, und darum zu ihm aufblickend, in ihm ihr verkörpertes Ideal für Liebe, Vertrauen und Bewunderung findend, wie Louise, das gestand er sich doch, allerdings nicht konnte. Welcher Vergleich! Ihm stand damals nichts im Wege, als die Einwilligung der Eltern, die er noch nicht gesucht; er selbst war der Erbe großer Besitzungen, unabhängig, zu einer stolzen Zukunft berufen. So stand es damals! Wie aber jetzt? Alles, Alles hatte sich für ihn verändert — und dennoch wollte er Anna wiedersehen? Worauf sann der Unselige?

Während der Reise suchte er vergebens, sich mit Annas Bruder in ein näheres Verhältniß zu setzen. Der wackere Officier, welcher sein schwieriges Com-

mando so trefflich zu erfüllen wußte, daß bei aller Reizbarkeit der Männer, denen er das Ehrengelock gab, nicht die geringste Reibung vorfiel, sondern Alle seiner schonenden Rücksicht und Freundlichkeit volle Gerechtigkeit angedeihen ließen, blieb nur für Lankoronski unzugänglich, weil er in ihm denjenigen erkannte, der mit dem Herzensfrieden seiner Schwester, die er zärtlich liebte, ein böses Spiel getrieben hatte. Aus den Mittheilungen der Mutter, die ihrem Sohne nicht vorenthielt, was ihr Gemüth bewegte, hatte er sich ein ziemlich richtiges Bild von dem Character des Mannes geschaffen, dem es gelungen war, sich durch eine glänzende Außenseite und bestechend lebenswürdige Manieren in das arglose Herz des sechszehnjährigen Mädchens zu schleichen. Und noch jetzt fand er täglich Gelegenheit, zu beobachten, auf welchem schwankenden Grunde Anna ihr Glück gebaut hätte, wenn das Paar vereinigt worden wäre, denn wenn er Lankoronski auch vermied, so beobachtete er ihn doch desto schärfer.

„Herr von Gerstung,“ sagte Felix eines Morgens, „wir übernachten heute zwei Meilen von den Ihrigen, ich habe mich darnach erkundigt. Wollen Sie mir auf mein Ehrenwort Urlaub geben, daß ich vorausseile und Sie im morgenden Nachtquartier treffe, ehe wir die Schnellpost besteigen?“

„Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich nicht ermächtigt bin, Ihren Wunsch zu befriedigen,“ erwiderte Gerstung.

Ungeduldig wirbelte der Pole die Spitzen seines schönen Schnurrbarts in die Höhe, er machte noch eine dringende Vorstellung, wie gern er wenigstens eine nahe Verwandte, die Schwester seines Vaters, besuchen möchte, ehe er vielleicht auf ewig Frankreichs Grenze überschritte. —

„Sie meinen die Gräfin Rednitz? Deren Mann hat ein Regiment bekommen und ist versezt,“ war die Antwort, und Felix trat, mit seinem Zorne kämpfend, zurück.

Er blieb während der ganzen Tagereise in sich versunken. Als sie in das nächste Quartier kamen, sprach er Einen seiner vornehmsten Standesgenossen um zehn Dukaten Darlehn an.

Dieser zog, ohne etwas zu erwidern, die Börse und reichte ihm zwölf.

„Können Sie,“ fragte Felix stoßend, „vielleicht bis morgen Abend — Ihren Hut entbehren?“

„Was haben Sie vor?“ entgegnete der Andere

aufmerksam. „Wir haben uns auf Ehrenwort verpflichtet, die vorgeschriebene Tour zu nehmen.“

„Ich will nur einen kleinen Abstecher machen,“ sagte Lanforonski. „Morgen Abend bin ich wieder bei der Colonne. — In meiner Mühe aber, Sie verstehen —“

„Da ist der Hut!“ erwiderte der Andere etwas geringschätzig und schob ihn hin.

Am andern Morgen fehlte der Rittmeister Graf Lanforonski. Gerstung erschrak heftig, er wußte, wo er zu finden sein würde, aber er selbst durfte das Commando nicht verlassen und einem Andern hätte er um keinen Preis den Auftrag erteilt, den Unbesonnenen aus dem Schooße der Familie, in welche er sich eingedrängt, zu reißen. So meldete er denn dem Etappencommandanten nach langer Ueberlegung den Grafen als desertirt, eine andere Bezeichnung konnte er, so hart sie klang, nach seiner Ansicht von der Heiligkeit eines gegebenen Ehrenworts, nicht wählen.

Die Familie, deren ältester Sohn in so unangenehme Verlegenheit gesetzt wurde, saß an demselben Morgen, wie sie es gewohnt war, im trauten Kreise beim Frühstück und jetzt nicht allein, denn Graf Rednik, welcher allerdings ein Regiment bekommen hatte, aber vorläufig allein dahin abgegangen war, hatte seine Gemahlin, die sich nach der Uebersiedelung des Gerstung'schen Hauses schnell mit diesen wahrhaft anziehenden Menschen bekannt gemacht und befreundet hatte, auf vieles Bitten dort zurückgelassen, so daß Louise jetzt wie ein Glied der Familie angesehen wurde. Wohler hatte sie sich nie gefühlt, als dort. Sie war in den höchsten Kreisen durch ihres Vaters Stellung vertraut, sie war viel auf Reisen, mit und ohne ihren Gemahl in den Hauptstädten des Südens gewesen, hatte Zutritt in vielen Familien gehabt, aber nirgends denselben wohlthuenenden Geist der Zufriedenheit empfunden, der hier wie ein Segen Gottes waltete. Das geht aber alle Mal von den Eltern aus. In dem Haupte der Familie, dem General, erkannte Louise einen würdigen Vertreter des Standes, dem er bis vor Kurzem angehört hatte, ernst und human zugleich, militairisch und auch allgemein wissenschaftlich, ja selbst künstlerisch gebildet; seine Gemahlin war eine Frau von Geist und Gemüth, die ihrem Hauswesen getreulich vorstand, wie eine Bürgerfrau, und doch die höhern Interessen, ohne welche sie ihrem Gatten nicht genügt hätte, darüber nicht verlor; die Söhne, beide gediegene Militairs, die sich Achtung verschafften, wo sie auftraten und Anna, welche

sich Louisens Herz so schnell gewann, daß diese über sich selbst staunte, wie Alles, was zwischen ihnen Beiden stand, gleich einer Eismauer vor dem warmen innigen Sonnenscheine aus den Augen dieses jungen Mädchens in Nichts zerschmolz. Je mehr sie Anna liebte, desto vollkommener wurde der Sieg in der eigenen Brust, aber es beunruhigte sie, wie die Verhältnisse ihres Neffen sich in der sturmbewegten Zeit gestalten mußten, und sie fragten sich oft, ob es nicht besser für Anna sei, wenn sie den Fremdling, dem ihr junges Herz sich erschlossen, vergäße und einen andern Bewerber, einen jungen reichen Gutsherrn vom edelsten Rufe, nicht immer so hoffnungslos ließe. Daß Anna, bei aller Anhänglichkeit für sie, noch kein Vertrauen zu ihr gefaßt, ihr, der Tante des Geliebten, noch nie von Felix in beziehender Weise gesprochen hatte, mußte sie in Verwunderung setzen. Hatte Felix vielleicht gegen Anna sein Verhältniß zu ihr berührt? Dem war nicht so, er hatte ihr aber, als in einem Momente des Alleinseins kurz vor seinem letzten Abschiede sein Gefühl in Worte ausgebrochen war, das Versprechen abgefordert, gegen Niemand, auch gegen ihre Mutter nicht, das Geheimniß ihrer Neigung zu verrathen. Nur die Mutter hatte sie ausgenommen, weil sie gegen diese kein Geheimniß hegte, sonst war sie unbedingt seinem Wunsche treu geblieben und selbst Louise, die ihr so nahe stand, mußte nur aus Zeichen, welche sie allerdings als untrüglich kannte, ihre Gefühle errathen. Diese hatten mehr und mehr einen schmerzlichen Character angenommen, als der erbitterte Volkskrieg ausbrach, in welchen sie den Geliebten verwickelt wußte; der Vater hatte mit stiller Sorge, die Mutter mit Behmuth wahrgenommen, wie die Spannung an ihrem Dasein zehrte; sie zitterte, wenn die Zeitungen erschienen, die Augen strahlten oder verdüsterten sich, je nachdem die Berichte lauteten, sie fühlte Neid, wenn die Namen heldenmüthiger Krieger genannt wurden und wunderte sich, daß der ihres Felix auch nicht ein einzig Mal aus der großen Masse auftauchte — endlich kam der letzte Schlag und sie gab Alles, auch ihn verloren. Da zeigte sich erst, als die Aufregung sich nicht täglich wiederholte, wie der Gluthauch ihre jugendliche Blüte getroffen hatte. Die Eltern schonten sie und entfernten Alles, was ihre wunde Seele mit Dornen verlegen konnte, aus ihrer Nähe, nur die Mutter sprach zuweilen ein zartes und mildes Wort der Tröstung, das Anna demüthig und dankbar anhörte.

An dem Morgen, dessen wir erwähnten, war nun auch Graf Redniß wieder da. Er war gestern Abend angekommen, um seine Frau abzuholen und hatte gleich die Nachricht ausgekramt, mit welcher er, als Resultat seiner mühsamen Forschungen, Louisen zu überraschen gehofft, daß Felix Vankoronski unter den übergetretenen Officieren sei, welche Erlaubniß erhalten hatten, nach Frankreich abzureisen. Welchen Eindruck diese Nachricht auf die Familie machte, wie Anna aufzuckend mit gespannter Miene an seinem Munde hing und die Mutter leise ihre Hand auf die ihres Kindes legte, als wolle sie es magnetisch beruhigen, das entging ihm ganz und gar, er beschäftigte sich nur mit seiner Frau, welche ihn mit offener Bewegung zwar, aber doch in unverlorener Fassung nach allen Umständen fragte.

„Ja, was haben sie nun davon?“ schloß er mit einer Nußanwendung. „Das Vermögen ist confiscirt, sie dürfen nicht mehr nach Hause, Charge, Ausichten, Alles zum Teufel. Wovon wollen sie leben? Es gehört ein guter Magen dazu, sich von den Franzosen auf Regimentsunkosten füttern zu lassen. Dienste nehmen ist noch das Einzige. Es wäre jetzt freilich das Beste gewesen, Vankoronski wäre bei uns eingetreten — nicht wahr, Louischen? In meinem Regimente sind Zwei von seinen Landsleuten, die waren ganz wild und bäumten sich ordentlich an der Krippe, wie die Pferde, wenn Futter am andern Stallende geschüttet wird, es fehlte nicht viel, so wären sie durchgegangen, aber nun Appel geblasen ist und Gewehr ein! mögen sie doch froh sein, daß sie sich von der Tollheit nicht haben anstecken lassen.“

Der General äußerte sich in seiner gemäßigten Weise über die unglückliche Kette von Begebenheiten, welche er von einem Standpunkte ansah, den der Major allerdings nie erreichen konnte. Beide paßten überhaupt nicht zusammen und nur der Respect vor höherem Range hatte den hitzigen Anhänger soldatesker Orthodoxie zuweilen abgehalten, grob zu werden, wenn der General, ein Mann damals noch im Dienste, über manche Vorschrift, ja über das Reglement, das heilige, nach der Rangliste das einzige Buch des Majors, abweichende Bemerkungen machte. Das Gespräch zwischen beiden Männern, das immer wie ein Concert ungleich gestimmter Instrumente klang, nahm dies Mal einen ganz besondern Ton an und so bemerkte selbst der General nicht, daß Anna still hinausgegangen war. Das Hausmädchen hatte ihr etwas in das Ohr ge-

flüstert, worauf sie sich erhoben hatte — die Mutter war der Meinung gewesen, in wirthschaftlichen Angelegenheiten sei es geschehen.

Ein Knabe stand draußen und grüßte Anna, sie kannte ihn wohl, er war aus dem Dorfe.

„Es will Sie Jemand sprechen im Park!“ sagte er heimlich, als das Hausmädchen zurückblieb.

Anna fühlte ihr Blut ins Antlitz emporschieseln.

„Hier ist auch ein Zettel —“ und Anna sah eine Handschrift, welche sie zwar nicht kannte, wohl aber einen Namen, der sie erbeben machte bis zur Sohle.

„Wollen Sie einem Verbannten, Geächteten den letzten Trost, den er mit sich in die Fremde nehmen kann, nicht versagen, so folgen Sie dem Ueberbringer — nur einen flüchtigen Blick in Ihres Auges Himmel, nur ein sanftes Wort aus Ihrem Munde begehre ich, dann will ich scheiden — vielleicht auf Niewiedersehen. Mag mein Unglück für mich bitten.“

Sie wußte selbst kaum, was sie that, sie folgte nur dem raschen Impulse ihres Gefühls, Mitleid und Liebe zugleich, als sie dem Knaben winkte, voranzugehen. Im Dickicht des Parkes, kaum hundert Schritt vom Hause entfernt, harrte ihrer Felix Vankoronski. Er sprang von der Bank auf, wo er gesessen hatte, er warf sich vor ihr auf die Knie und küßte den Saum ihres Gewandes. Sie weinte in heftiger Bewegung.

„Wie soll ich Ihnen dies Opfer danken!“ rief er und stand auf. „Nun bin ich glücklich, nun nehme ich das Gedächtniß dieses Moments wie ein unschätzbares Kleinod mit mir! Sie werden mein nicht ganz vergessen.“

Stärker weinte das Mädchen und litt es, daß er ihre Hand mit Küßten bedeckte. —

„Werden Sie meiner zuweilen gedenken?“

„Immer, immer!“ sagte sie leise.

„Wollen Sie mir treu bleiben, ewig treu, bis bessere Tage kommen?“

„Treu bis zum Tode!“ stammelte sie. Und all ihre Geister verwirrten sich in der Gewalt des Augenblicks, wo sie vom Leben zu scheiden meinte, als er das „Lebewohl!“ zu ihr sprach. Es galt wohl auf ewig.

Er ließ langsam ihre Hand aus der seinigen, aber plötzlich umfaßte er mit neuerwachter wilderer Leidenschaft ihre zarte Gestalt und drückte sie, die nicht Kraft hatte, zu widerstehen, an seine Brust, ihre Lippen, die sich in unaussprechlicher Scham und Entrüstung versagten, mit seinem Munde suchend.

Da tönte ein Laut des Hornes dicht neben ihm und eine Hand griff, ihn zurückdrückend, an seine Schulter. Der General stand vor Beiden; Anna warf sich, als wolle sie Schutz suchen, an seine Brust, der Graf war ganz außer aller Fassung.

„Entfernen sie sich, mein Herr!“ sagte der General ernst und streng, während seine Stirnadern mächtig geschwollen waren und sein edles Antlitz eine Gährung verrieth, deren Ausbruch er nur mit der großen ihm eigenen Willenskraft unterdrückte. „Ihr Benehmen macht Sie des Rechts verlustig, das Sie vielleicht sonst in Bezug auf frühere Bekanntschaft und eine verehrte Verwandte in Anspruch nehmen könnten. Ich müßte Sie nach der Meldung, die mir eben zugekommen ist, verhaften lassen — aber ich hoffe, Sie werden Ihres Ehrenworts, das Sie umgangen haben, wieder eingedenk sein! Eilen Sie, die Folgen von sich abzuwenden. Wir sind mit einander fertig!“

Er führte seine Tochter, für welche jedes seiner Worte ein Dolchstich war, hinweg, ohne auf seine jetzt heftig aufsprudelnde Gegenrede zu hören. Wild raffte sich Felix dann auf und stürmte durch die Gänge des Parks nach dem offenen, nur durch einen vorliegenden Graben gedeckten Zugange, wo er sein Fuhrwerk gelassen hatte, ihn zu erwarten. Eine unbestimmte Hoffnung, die er verbrecherisch nannte, aber doch nicht zurückstieß, als der Gedanke in ihm aufstauete, die Hoffnung, daß er sich dennoch von Anna nicht werde zu trennen brauchen, auf diese oder jene Weise, war gescheitert, sein Verhängniß riß ihn unaufhaltsam hinweg.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Beethoven.) Die glänzenden Feierlichkeiten, die in Bonn bei der Enthüllung der Statue Beethovens stattfanden, sind zwar vorüber, aber es dürfte wohl nicht außer der Zeit sein, an einige Charakterzüge des großen Meisters der Töne zu erinnern. Einmal befand sich Beethoven gleichzeitig mit Goethe in Karlsbad, wo auch die kaiserliche Familie erschien. Goethe stellte sich demüthig und bescheiden bei Seite, um die Kaiserfamilie vorübergehen zu lassen, Beethoven dagegen schritt mit hoherhobener Stirn und bedeckten Hauptes einher, während er zornig vor sich hinhurmelte: „Dieser Goethe wird doch nie etwas anderes als ein Bedienter werden.“ Die kaiserliche Familie blieb aber auch ehrfurchtsvoll vor Beethoven stehen und grüßte ihn zuerst. Diese hohe Auszeichnung, mit welcher man den

Meister bei seinen Lebzeiten behandelte, erstreckte sich auch nach seinem Tode auf die Glieder seiner Familie. Vor einigen Jahren war sein Bruder Johann, der Apotheker in irgend einer Stadt ist, wegen Uebertretung irgend einer Verordnung zu einer starken Geldstrafe verurtheilt und bat um eine Audienz bei dem Kaiser Franz, um dessen Gnade zu erbitten. Der Kaiser empfing ihn ernst, sobald er aber den Namen Beethoven hörte, wurde er milder und fragte theilnehmend:

„Sind Sie vielleicht ein Verwandter unsers großen Meisters?“

„Gew. Majestät, ich bin sein Bruder.“

„Ach, das ist etwas anderes. . . Die Strafe ist Ihnen erlassen.“

Ein anderes Mal hatten sich die Freunde Beethovens, ohne daß er etwas davon wußte, bei dem damals regierenden Könige von Preußen verwendet, damit ihm derselbe einen Orden ertheile. Es war von dem rothen Adlerorden dritter Classe die Rede. Beethoven erhielt indeß den Orden nicht, wohl aber einen höchst kostbaren Diamantring. Beethoven ließ sogleich seinen Freund: Holz, zu sich kommen und sagte verdrüsslich zu ihm:

„Verkaufe mir diesen Ring.“

Holz zögerte und sagte:

„Aber, Freund, bedenke doch, daß er ein Königsgeschenk ist.“

„Ich bin auch König!“ antwortete der Meister, der sich im Gefühle seiner Größe stolz aufrichtete.

Die große Messe, welche auch in Bonn aufgeführt wurde, ist eines der schwierigsten Werke, die Beethoven geschrieben hat. Er schrieb sie zur Feier der Einführung des Erzherzogs Rudolph, der zum Erzbischof von Olmütz ernannt werden sollte. Der Erzherzog wurde aber Erzbischof und Cardinal, ehe Beethoven, der eine sorgfältige Feile an seine Werke legte, mit der Messe zu Ende gekommen war. Als man ihn drängte, die Arbeit zu beschleunigen, antwortete er: „Ich warte, bis er Papst wird.“

Er arbeitete sieben Jahre an dieser Messe, die erst 1822 beendet wurde und die im nächsten Jahre zum ersten Male zur Aufführung kam. Beethoven dirigirte das Orchester, obgleich er schon taub war.

(Intrigue im Schuldgefängnisse.) Der Director des Schuldgefängnisses in Paris muß dem Gläubiger, der ihm einen zahlungsunfähigen Schuldner übergeben läßt, für die sichere Bewahrung bürgen und ist gehalten die Schulden selbst zu bezahlen, wenn der Schuldner aus dem Gefängnisse entflieht.

Darauf baute kürzlich ein verhafteter Schuldner einen hübschen Streich, der zwar kein Beweis von Rechtlichkeit ist, gleichwohl aber allgemeines Lachen veranlaßt hat.

Er, so hieß dieser Schuldner, hatte auf sinnreiche Weise aus dem Gefängnisse sich befreit, aber nur um eine Speculation ausführen zu können. Er wartete, bis es dunkel geworden war und begab sich dann zu seinem Gläubiger, der sich eben zu

X wünschenswert für die Kunst!

511

Tafel begeben wollte. Dieser prallte erschrocken drei Schritte zurück, denn er glaubte den Geist seines Schuldners zu sehen, da er sich erst am nehmlichen Tage noch mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß derselbe sich sicher hinter Schloß und Riegel befinde.

L. redete seinen Gläubiger ganz unbefangen an und sagte, er sei gekommen, um ihm ein Geschäft vorzuschlagen. „Ich bin Ihnen 10,000 Francs schuldig; wenn ich frei bleibe, was jetzt, wie Sie einsehen werden, nur von meinem Willen abhängt, bekommen Sie einen andern Schuldner und zwar statt eines sehr unsichern, einen vollkommen sichern, nämlich den Director des Schuldgefängnisses, der gewiß so schnell als möglich bezahlt. Geben Sie mir 1000 Francs und ich verlasse sofort Frankreich.“

Der Gläubiger, dessen Rechtlichkeit wir nicht zu verteidigen haben, fand das Mittel, schneller zu seinem Gelde zu kommen, sehr lockend und annehmlich und er nahm es an; da er aber misstrauisch war, was ihm nicht verdacht werden konnte, so wollte er sich von der Abreise seines ursprünglichen Schuldners selbst überzeugen; er begleitete ihn deshalb zur Post, sah ihn in den Wagen steigen, übergab ihm die Summe von 1000 Francs und der Wagen fuhr ab.

Am andern Morgen, bald nach Tagesanbruche, wurde der Director des Schuldgefängnisses von dem Gläubiger geweckt, der zu ihm sagte:

„Mein Herr, es thut mir leid, daß ich Ihren Schlaf so früh stören muß, und noch dazu durch eine schlimme Nachricht; aber die Wichtigkeit des Ereignisses.“

„Welches Ereignis?“ fragte der Director ruhig.

„Erinnern Sie sich meiner und meines Namens?“

„Vollkommen; Sie sind der Gläubiger des Herrn — L.“

„Allerdings, aber Herr L. ist gestern entflohen und Sie sind nun mein Schuldner.“

Der Director lachte und versicherte, daß Herr L. sich wie gewöhnlich in seinem Stübchen befinde.

Der Gläubiger, der seiner Sache vollkommen gewiß war, da er Herrn L. selbst hatte in den Postwagen steigen sehen, lachte seinerseits den Director aus. Dann begab man sich in das Bureau und da der Director aus seiner heitern Stimmung nicht herauszubringen war, so wurde der Gläubiger endlich ernsthaft und verlangte dringend sein Geld oder seinen Schuldner.

Der Director befahl, Herrn L. rufen zu lassen.

Der Gläubiger versprach sich einen großen Genuß, wenn er das lange Gesicht des Directors sehen würde, aber er machte bald selbst ein sehr langes Gesicht, als er seinen Schuldner L. eintreten sah, der ihn mit ironischer Freundlichkeit grüßte.

Die Sache klärte sich bald auf. Der Schuldner war in dem Postwagen nur bis an das Stadtthor mitgefahren, dann in die Stadt zurückgekehrt und hatte folgenden Brief an den Director des Schuldgefängnisses geschrieben: „Herr Director, wenn Sie 10,000 Francs verdienen oder ersparen wollen, was dasselbe ist, so kommen Sie persönlich zu dem Restaurateur... und zwar noch heute Abend. Ich werde gern ein Souper von

Ihnen annehmen und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dann mit Ihnen in das Gefängniß zurückkehre.“

Der Director war neugierig, begab sich an den ihm angezeigten Ort, fand da den Entwichenen, bezahlte gern ein gutes Abendessen und kehrte dann mit L. in das Gefängniß zurück.

Der Gefoppte blieb also der Gläubiger, der seinem Schuldner 1000 Francs gegeben hatte und um Bezahlung derselben nicht klagen konnte, weil dann seine Unredlichkeit an den Tag gekommen sein würde.

(Die ersten Europäerinnen in America.) Nachdem von England aus unternehmende Männer in America sich anzusiedeln anfingen, fehlte es ihnen meist an Frauen, bis der Cassirer der Virginia-Gesellschaft im Jahre 1620, Sir Edw. Sandys, den Vorschlag machte, Schiffe mit jungen Mädchen dahin abzuschicken. Der Vorschlag wurde angenommen und neunzig junge brave Mädchen schifften sich ein; bald folgten ihnen sechzig andere. Eine solche Europäerin kostete anfangs — hundert Pfund Tabak, als aber die Zahl der auswanderungslustigen Jungfrauen sich verminderte, stieg ihr Preis auf hundert und zwanzig Pfund Tobak oder, in Geld ausgedrückt, auf 40 Lthr. Es wurde sogar ein Gesetz erlassen, nach welchem die Schuld für die Frau allen andern Schulden vorausgehen, also am heiligsten sein sollte. Ein amerikanischer Schriftsteller aus jener Zeit, ein Geistlicher, berichtet, es sei ein wohlthuender Anblick, die jungen Bursche Virginien, sobald ein Schiff ankomme, an die Küste eilen zu sehen und zwar mit einem Paß Tabak unter dem Arme, wofür sie schöne, junge tugendhafte Frauen eintauschten.

Generalcorrespondenz.

Wir haben unsern Lesern und Leserinnen eine höchst angenehme Nachricht mitzutheilen. Ja wir leben in einer Zeit der Wunder und das Wort „unmöglich“ muß aus unserer Sprache entfernt werden. Binnen Kurzem wird Jedermann in seinem Hause wie Goldfischchen oder Canarienvögel — Auster halten, eine kleine Austerbank in einem Becken ic. besitzen und jeden Morgen zum Frühstück die Auster sich selbst fischen können. Man staunt? In der ersten Academie der Wissenschaften zu Paris hat kürzlich ein Herr Carbonnel erklärt, daß er das Geheimniß entdeckt habe — Auster zu machen. Ohne Scherz; der kluge Mann macht Auster wo und wann er will, eben so wie ein anderer in Grüneberg ic. Champagner macht. Er braucht weiter nichts als ein Becken mit Wasser und alsbald bildet sich in demselben eine Austerbank. Er erbot sich, sofort in Gegenwart der Herren Akademiker Auster wachsen zu lassen; so sehr aber auch sein Vorschlag den Herrn gefiel, so fürchteten sie doch, diese Auster auch zuerst essen zu müssen und sie beschloßen deshalb, mit der Ausführung des neuen Wunders

noch einige Zeit zu warten und dieselbe in einem Bassin der Tuilerien vornehmen zu lassen. Dies soll denn in den nächsten Tagen geschehen und wir werden nicht verfehlen, unsere Leser von dem weitem Verlaufe dieser wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen. —

Unter den Fresken, welche Bendemann in dem Thronsaale des Schlosses zu Dresden ausführte, befindet sich eine Saxonka, die von allen, welche sie gesehen haben, als ein vollendetes Meisterwerk gepriesen wird, was um so mehr sagen will, da es gewiß schwer ist, einer emblematischen Figur einen neuen und auszeichnenden Charakter zu geben. Die Saxonka Bendemanns ist ein blondes blauäugiges Weib, die auf einem Throne sitzt und eine Krone auf dem Haupte trägt, während ein Löwe zu ihren Füßen liegt. Was an ihr — abgesehen davon, daß sie grün gekleidet ist — zeigt aber das eigenthümlich Sächsische? „Man erkennt auf den ersten Blick, daß die Gestalt weder die hohe Britannia, noch die kriegerische Borussia, noch eine ihrer Schwestern außer der Saxonka sein kann,“ sagt ein Kunstkenner. „Das feste Auge voll sanfter Würde und ruhigem Verstande ist im höchsten Grade ausdrucksvoll. Ich hielt es für unmöglich Sachsen treuer darzustellen, bis ich ein lebendes Bild des Landes selbst sah. Während ich die weiße Haut, die reine offene Stirn, das große sinnige, gutmüthige Auge vom schönsten Blau, das goldene Haar, das ernst-milde Lächeln, das schüchterne und doch würdevolle Wesen — des Königs von Sachsen betrachtete, mußte ich unwillkürlich an Bendemanns schönes Gemälde denken und anerkennen, daß kein Fürst den eigenthümlichen Charakter seines Landes in seiner Person so entschieden und vollständig repräsentirt als er. Ich wußte nun aber auch, warum die edele weibliche Gestalt im Thronsaale zu Dresden, jenes Meisterwerk Bendemanns, eben nur die Saxonka sein kann.“ —

Rußland hat aus seinen Goldbergwerken im Ural und Altai, seit sie bearbeitet worden sind (1815) Gold im Werthe von 150 Mill. Rubeln und seit 1819 für 7 Mill. Rubel Platina gezogen. —

Die Kosten der glänzenden Feste von wahrhaft königlicher Pracht, welche der König von Preußen am Rhein zur Feier der Anwesenheit der Königin Victoria veranstaltete, sollen sich über eine Million Thaler belaufen. Einen nicht unansehnlichen Theil dieser Summe erhielten die berühmten Künstler und Künstlerinnen, welche an den Rhein geschieden wurden, wie die Biardot-Garcia aus den Pyrenäen-Bädern, Jenny Lind aus Schweden etc. —

Die englischen Zeitungen erzählen ein merkwürdiges Beispiel von Dankbarkeit eines — vornehmen Engländers. Dieser bewahrt nämlich mit der liebevollsten Pflege zwei — Bluteigel auf, welche ihm bei einer gefährlichen Krankheit an die Schläfe gesetzt wurden und ihm, wie er glaubt, das Leben retteten. Er hält in in einem schönen Glasbecken, besieht sie alle Tage, hat sie

nach den beiden Ärzten benannt, die ihn in seiner Krankheit behandelten und behauptet, sie kennten ihn nicht bloß, sondern hörten selbst, wenn er sie rufe, auf die Namen, die er ihnen gegeben hat. —

Man hat die Geschichte der Entdeckung des Kaffees so verschiednen erzählt, daß man wohl auch die Sage hören kann, welche die Türken darüber haben. Die Entdeckung des Kaffees fällt nach den türkischen Schriftstellern in das Jahr 1258, als ein Derwisch, Hadschi Omer, der aus einem Kloster in Mokka verstoßen worden war, in einer Höhle, eines benachbarten Berges eine Zuflucht suchte. Hier in der Einöde sammelte und röstete er, um den ihn quälenden Hunger zu stillen, die Beeren eines in der Nähe wachsenden Strauches mit Namen Kahva. Da er fand, daß die Beeren nicht bloß wohlschmeckend, sondern auch nahrhaft waren, so zerließ er sie und verbünnte sie mit Wasser. Durch dieses Getränk erhielt er sich nicht bloß mehrere Tage am Leben, sondern stärkte sogar seine Gesundheit. Die andern Derwische aus seinem Kloster kamen nach einiger Zeit in die Höhle, fürchteten, ihn da verhungert zu finden, trafen ihn aber, wie er eben seinen Kahva-Trank bereitete und das Wunder überraschte sie nicht mehr, als der liebliche Geruch des Getränkes ihnen wohlgestel. Sie erzählten ihrem Vorgesetzten, was sie gesehen hatten; er hielt die Erhaltung des verbannten Bruders für einen wundervollen Beweis von göttlichem Schutze und wünschte aus Neugierde, die Beere auch zu kosten, weshalb Hadschi Omer zurückberufen und in dem Kloster wieder aufgenommen wurde. — Der Gouverneur von Mokka, der von der Entdeckung ebenfalls hörte und das Getränk kostete, stimmte nicht bloß in die Lobeserhebung ein, sondern kam auch sofort auf den Gedanken, die Benutzung zu einem Monopol zu machen, indem er alle Stellen, wo Kahvasträucher wuchsen, mit Beschlagnahme belegte und sie für Eigenthum der Regierung erklärte. Hadschi Omer starb — wegen dieser Entdeckung — im Geruche der Heiligkeit im Jahre 1282. — Wir möchten in unserer denkmalsüchtigen Zeit den Vorschlag machen, diesem Kaffeeheligen Hadschi Omer ein Denkmal zu errichten; wenigstens sollte sein Bild in jedem Kaffeehause aufgestellt werden. —

In Bonn giebt es jetzt eine „Beethovenstraße“ und auf dem Rheine schwimmt ein Schiff „Beethoven“; das ist wohl in Deutschland das erste Mal, daß man Straßen, Schiffen etc. den Namen eines großen deutschen Landmannes giebt. Wir haben nirgends eine Göthe-, eine Schillerstraße; auf keinem Meere, nicht einmal auf einem deutschen Flusse bewegt sich ein Schiff mit dem Namen eines großen deutschen Mannes; ja selbst Locomotiven auf den deutschen Eisenbahnen führen Namen von Ausländern, wie Columbus, Stephenson etc.; den Namen eines deutschen Mannes wird man vergebens an ihnen suchen. —

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 37.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbögen mit circa 64 illum. Stadtsichten, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Krüuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stadtsichten, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. H. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Fünfzehn Jahre.

Novelle von Bernd von Busch.

(Beschluß.)

Der General führte sein Kind nicht in den Familienkreis zurück, den er verlassen hatte, um den Brief seines Sohnes, durch einen Eilboten überbracht, zu lesen und dann, von dem Knaben, der ihm in den Wurf kam, berichtet, zu rechter Zeit zwischen Anna und den Feind ihres Friedens zu treten. Er weilte noch lange mit ihr im Pavillon und sprach väterlich und liebevoll zu ihrem Herzen. Nicht Alles sagte er ihr, was er über Felix wußte, aber er legte die erste schonende Hand an das Werk, sie zu heilen. Denn, wie er aus den Mittheilungen seines Sohnes erfahren, konnte er selbst, wenn die glänzendsten Verhältnisse sich um Felix Lankoronski geordnet hätten, eine Verbindung zwischen ihm und Anna nicht für möglich halten — sein Character verbürgte kein Glück für eine Frau und was seine Ehrenhaftigkeit betraf, so gab es verdächtige Zeichen unter seinen Unglücksgefährten, welche sie in Frage stellten, denn die ihm an Geburt gleichstenden, hielten sich fern von ihm und die Officiers de fortune, wenn man sie nicht besser Officiers de mérite nennen kann, begegneten ihm zuweilen mit einer auffallenden Geringschätzung. Wenn das aber gegen einen Cameraden nach dem Feldzuge geschieht, kann man sich wohl die Ursachen denken, auch wenn die Discretion und der esprit de corps darüber schweigt.

Ein gleiches Schweigen nahm sich der General über die ganze Erscheinung des Grafen vor und selbst seine Tante erfuhr erst in viel späterer Zeit, als sie noch immer vergeblich auf eine Nachricht von ihm aus Frankreich hoffte, ganz zufällig davon, während eines wiederholten Besuches bei ihren Freunden. Der General schlug dann mit ihr — es war auf einer Promenade — gleich einen Seitenweg ein und Beide hatten eine lange vertrauliche Unterredung, bei welcher keine Ahnung in die Seele des redlichen Mannes kam, was Louisons Herz in seinen Mittheilungen schmerzlich verletzte.

7.

Ein nordischer Corso! Der Himmel hat sein blaßes, wasserfarbenes Zelt über die Bäume gespannt, ein kühler scharfer Wind läßt sich sein Heimathrecht nicht nehmen, er rührt den Staub auf, den unbezwinglichen, und führt ihn selbst aus der Ferne auf die erkiesste und wohlappretirte Bühne des Schauspiels, das, wie fast alle unsere Novitäten, kein deutsches Original, sondern eine Uebersetzung ist. Musikchöre geben Duvertüre und Begleitung zu dem Stücke, dessen dramatischen Character man nicht mehr recht erkennt, ein Spectakelstück ist es jedenfalls, man hat ihm den Titel Corso gegeben. Warum in aller Welt Corso? Soll, wer in Rom, in Florenz, in Mailand gewesen ist, mit Gewalt zu Vergleichen gezwungen werden, die dem nordischen Vergnügen nur nachtheilig sein können? Warum

nennt man es nicht, da heut zu Tage die industriellen Interessen gebieterisch, ja gewaltthätig überall hervortreten, Ausstellung mit einem beliebigen näher bezeichnenden Prädicate, das vorzuschlagen wir uns nicht erdreisten?

Der Glanz der Wagen, die prächtigen Gespanne im modernsten Geschirr, die Livréen und Zubehör ließen nichts zu wünschen übrig, als daß sich nicht hin und wieder ein jämmerliches Behikel, selbst eine freche Droschke mit kopfhängendem, zungenredendem Gaule eingedrängt hätte; der Luxus und die Eleganz der Damen trat in einer Weise hervor, welche vielleicht hundert heirathslustige Männer im Hagestolziat festhielt, Reiter auf edlen Pferden, freilich auch berittene Sonntagfiguren, die der Volkswitz mit Klammern auf der Leine vergleicht, umschwärmten die beiden Doppelreihen der im Schritt fahrenden Wagen und warfen Blumensträuße und Confect hinein, wie deren auch aus einem Wagen in den andern flogen; eine dichtgedrängte Menge von Zuschauern, deren jüngeres Geschlecht besonders laut war und sich bis unter die Räder um die fallenden Bouquets und Zuckerplätzchen balgte, erstere zum sofortigen Wiederverkauf an Corsaren, die sich verschossen hatten, letztere zum eignen Verbrauch; selbst die bewaffneter Gensdarmrie und Polizei fehlte nicht.

Was war also zu tadeln? Was konnte ein italienischer Corso mehr aufweisen? Wir bitten den freundlichen Leser, wenn er es möglich machen kann, sich zwischen Porta orientale und Porta nuova zu Mailand an einem Sommerabende, wenn der dunkelblaue Himmel im Westen mit goldenen Wölkchen zu brennen beginnt, auf eine Bank an den giardini publici unter die breitstämmigen Kastanien zu setzen, und wenn er vom ersten Moment, wo das Piket von Gensdarmen im napoleonischen Costume mit Hut, Achselbändern, Steifstiefeln und Pallasch nebst den weißen Chevauxlegers aufreitet, bis zum Verschwinden des letzten Wagens dort verweilt, der um die Ecke geräuschlos über die eingelegten Granitgleise des Stadtstraßenpflasters dahinrollt, wobei ihn kein Moment der Langenweile anwandeln wird, so stehen wir dafür, daß er bei seiner Heimkehr jene Fragen nicht mehr thun wird. Es fehlt dem nordischen Corso eben Alles, um ein Corso zu sein, höchstens ist er ein gemalter, in welchem kein lebendiges Blut pulst. Will man doch einen lokalen Ausdruck, so wäre Longchamps viel besser — denn „Thiergarten“ würde doch dem schnöden Volkswitze,

der keine Rücksicht kennt, ein zu bedenkliches Feld öffnen.

Unter den Zuschauern florirte dieser Witz ohnehin genugsam und es ist mancher gerissen worden, um den sich, wenn ihm die cynischen Nägel ein wenig verstuft wären, humoristische Tagesblätter gestritten hätten. Hier aber schrieb ihn Niemand auf, ein wieherndes Gelächter der Nächstehenden war sein einziges Honorar und sein unerschöpflicher Autor hatte ihn im nächsten Momente selbst vergessen.

„Drängeln Sie man nicht so!“ rief ein Ungläubiger irgend eines Gewerks, der mit thurmhochem Hute und langschnäbeligem Leibrock, nebst wohlgedrehten Ohrlocken in der vordersten Reihe stand, einem Manne zu, welcher sich Platz nach vorn zu schaffen suchte.

„Verzeihen Sie,“ sagte der Fremde. „Ich glaubte, einen Bekannten in jenem Wagen zu bemerken.“

„Sie?“ versetzte der Gesell und warf einen absonderlichen Blick auf die sadenscheinige Kleidung des Fremden. „Wohl eine Kundschaft von Ihnen?“

„Sind Sie vielleicht im Stande, mir zu sagen, zufällig vielleicht, wer jener Herr ist, dort im grünen Wagen, der Herr im schwarzen Rock, neben dem die Dame in der hellen Mantille sitzt? Jetzt ist er uns gerade gegenüber. Der Herr, der mit der lächelnden Dame spricht, die uns ihr Gesicht zugekehrt hat?“ so drängten sich die Fragen des Fremden in einer aufgeregten Weise.

„Da fragen Sie mir umsonst,“ antwortete der Gesell. „Wollen Sie aber wissen, wenn Sie nicht von hier sind, wer dort vorne fährt in dem einfachen Wagen, dem's man nicht ansieht —?“ Er verstummte entrüstet, denn der Fremde hörte gar nicht auf ihn, sondern drängte sich mit einer Rücksichtslosigkeit durch die Menge, welche ihm manches böse Wort, ja manchen Rippenstoß zuzog. Endlich mahnte ihn, da der Tumult durch ihn laut wurde, ein Polizeibeamter zur Ordnung.

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr,“ sagte der Fremde hastig. „Eine Bekannte, die ich in jenem Wagen sehe — Sie können mir gewiß Auskunft geben! Wer ist der Herr neben ihr?“

Der Beamte nannte dessen Namen, welchen der Fremde zum ersten Male hörte, doch beruhigte er sich dabei und ließ sich geduldig zurückdrängen, ja er suchte den Ausweg aus der Kunde und als er frei unter den Bäumen stand, murmelte er im bittersten Tone vor sich hin: „also das ist ewige Treue!“

„Was nun?“ rief er dann schneidend und rasch
kehrte er sich um und eilte zur Stadt zurück, die er
vor wenig Stunden erst betreten hatte.

„Ich muß doch Gewißheit haben!“ sagte er im
Gehen. — Als er die Herberge vierten Ranges, wo
er sein Absteigequartier genommen, erreicht hatte, for-
derte er den Wohnungsanzeiger; er mußte erst ne-
benan von einem Tabakshändler, der eine Briefan-
nahme der Stadtpost hatte, geholt werden. Fieberhaft
eilig suchte der Mann nach dem Namen, den er drau-
ßen vernommen hatte — da fiel ihm ein anderer auf:
Rednik, Graf, Obstn. a. D.

„Ha!“ rief er und warf das Buch hin.

In einer der neugebauten Straßen, durch welche
die Hauptstadt sich erweitert und verschönt, wohnte
Graf Rednik, seitdem er gegen seinen Willen die Uni-
form mit dem Civilkleide vertauscht hatte. Er war
nun absoluter Herr von täglich vierundzwanzig Stun-
den, deren er vier zum Essen, vier zum Pflastertreten,
drei zu Hause, fünf an öffentlichen Orten, acht zum
Schlafen und neun zum Tabakrauchen verwandte,
was zusammen ein arithmetisches Räthsel schürzt. Er
spielte zwar nicht, stritt aber gern und war ein erklär-
ter Feind der jetzt sich entwickelnden Militärreform.
Seine auffallende Figur ließ ihn schnell bekannt wer-
den und wir fürchten, ihn bei nächster Weihnachtsaus-
stellung, da eine übrigens sehr achtungswerthe Origi-
nalität gleich bekannter Art mit Tode abgegangen ist,
in irgend einem Conditoreladen vervielfältigt zu erblick-
en. Louise lebte ganz ihrem eigenen Geschmack. Sie
sah Gesellschaft bei sich, sie besuchte Gesellschaften, sie
machte Reisen, wie es ihr gefiel. Es ist dies keine
Ehe im christlichen Sinne, vielmehr eine Ehe, welche
ihren heiligen Zweck verfehlt, aber sie konnte nicht ge-
trennt werden und darum fand es die große Welt sehr
natürlich, daß Louise ihren eigenen Weg ging und sich
ihr Leben nach Belieben gestaltete.

Sie war heute nicht beim Corso gewesen und saß
Abends allein, mit Lectüre beschäftigt, als ihr der Be-
diente mit seltsamer Miene den Grafen Vankoronski
meldete.

„Nicht möglich!“ rief sie überrascht, indem sie sich
schnell erhob.

„Es ist allerdings, nach dem Außern,“ sagte der
Diener lächelnd, aber sie unterbrach ihn mit dem Be-
fehle, den Grafen eintreten zu lassen.

„Felix!“ mehr konnte Louise nicht über ihre Lip-
pen bringen, denn sie erkannte den Gespielen ihrer Zu-

gend in dem Manne, der vor sie trat, kaum wieder.
Aber sie reichte ihm schnell die Hand.

Welche Veränderung hatten fünfzehn Jahre be-
wirkt! Das volle dunkelschwarze Lockenhaar war spär-
lich geworden und stark mit Grau vermischt, das Ge-
sicht hatte einen ganz andern Ausdruck, fast einen an-
dern Schnitt bekommen und tiefe Furchen um Mund
und Wange; die Büge waren erschlaft, die Augen er-
loschen — in der ganzen gebeugten Haltung des Kör-
pers, der einst so schlank und edel gewesen war, zeigte
sich die Verheerung, welche die Nacht einer elend ver-
lebten Zeit bewirkt hatte. Louise konnte sich kaum der
Thänen erwehren. Sie dagegen, ein Jahr älter als
er und eine Frau! Noch blühte sie in aller Anmuth
ihrer Reize, nur an Fülle hatte sie zugenommen, was
ihr ein stattlich imponirendes Ansehen gab, glatt und
rein war ihre Stirn, das Blau ihres Auges hatte sei-
nen dunklen Schmelz, ihr Teint seine durchsichtige Weiße
nicht verloren, nur um den Mund dämmerten leise die
Linien des vierten Jahrzehends.

„Erkennen Sie mich an, Frau Gräfin?“ fragte
der Verbannte bitter.

„Nicht diesen Ton,“ bat Louise. „Sehen Sie
sich, Felix! Erzählen Sie, wie haben Sie gelebt?
Warum haben Sie nichts von sich hören lassen?“

„Die Vergangenheit liegt hinter mir, ich habe
ihren Thurm versperrt und den Schlüssel in die See
geworfen,“ sagte Felix. „Sie sind glücklich gewesen,
Louise?“

Es war ein Anklang in seiner Stimme, welcher
die Gräfin sein Auge meiden ließ. „Wer mit sich selbst
im Klaren ist,“ antwortete sie, „der weiß sich im Le-
ben zurecht zu finden. Kehren Sie in Ihr Vaterland
zurück? Haben Sie die Erlaubniß dazu erhalten?“

„D nicht doch!“ sagte Felix. „Ich bin nicht
mehr ich selbst, ich habe nur gegen Sie meines Hau-
ses alten Adel, älter als der Stamm der Piasten, her-
vorgesucht, sonst heiße ich anders — und ich bin auch
nicht gekommen, um Rechte der Verwandtschaft in An-
spruch zu nehmen —“

„Felix!“ unterbrach sie ihn und faßte von Neuem
seine Hand. „Vertrauen Sie mir, ich werde Alles
aufbieten, um Ihnen eine gesicherte Zukunft zu schaf-
fen — sagen Sie mir nur, ob Sie irgend ein be-
stimmtes Lebensziel, einen Plan haben, dessen Erreichung
möglich wäre.“

„Ich wäre ein Thor, mich damit zu bemühen,“
antwortete Felix. „Ich habe nun doch einmal Alles

verloren, wodurch der Mensch sich hält, ich habe kein Glück, oder nur so viel, daß ich immer gerade nur kümmerlich auf der Oberfläche schwimme, wenn neben mir Andere ertrinken.“

„Um Gotteswillen, ermannen Sie sich!“ rief die Gräfin. „Lassen Sie die Vergangenheit abgeschlossen sein, aber fassen Sie Muth für die Zukunft.“

„Ich kam zu Ihnen, um eine Frage zu thun,“ sagte Felix. „Sie sind wohl vollkommen über Alles berichtet — ich habe keine Entschuldigung gegen Sie — es wäre Beleidigung, denn Sie können ja nun ganz ruhig sein, Sie haben nichts verloren. Fragen wollte ich: hat das Fräulein von Gerstung geheirathet?“

„Lassen Sie mit sich sprechen, Felix!“ bat die Gräfin bewegt. „Daß Anna von einer traurigen Leidenschaft, welche ihr Leben nur vernichten konnte, durch treue Sorge gerettet wurde, ist doch nur ein Glück —“

„Sie hat also geheirathet!“ rief Felix.

„Wir trauerten um Sie, ja Felix, wir! Das Herz des armen Mädchens —“

„D es ist ja glücklich und zufrieden, ich habe es heute selbst gesehen, sie strahlte vor Wonne. Was schadet es, daß sie das Versprechen ewiger Treue gebrochen hat?“

„Felix!“ sagte Louise ernst. „Ich weiß um die Scene, wo Sie der Erschütterten jenes Wort entlockten. Gott weiß, wie lange Anna dem Troste ihrer Eltern unzugänglich geblieben ist, wie standhaft sie das Wort der Treue bewahrt hat, sogar dem Unwillen ihres Vaters eine stille Resignation entgegensetzend. Aber als uns auf meine Nachforschungen die Kunde Ihres Todes zuging, als wir Ihren Todenschein erhielten, amtlich ausgefertigt vom Maire von Carcassonne —“ Felix erbleichte — „da konnte sie nicht länger gebunden sein. Wohl trauerte sie noch lange, aber die Zeit milderte ihren Gram und als ein früherer Bewerber wieder hervortrat und ihr eigener Vater seine Bitten mit dessen Bitten vereinigte, gab sie nach — ich kann Ihnen sagen, denn es ist auch zu Ihrem Besten, es zu erfahren: sie ist jetzt glücklich. Darum, mein edler Freund, stören Sie ihr Glück nicht, treten Sie Anna nicht entgegen, bleiben Sie todt für sie.“

Er stand rasch auf. „Todt für alle Welt, das ist das Beste!“ sagte er, indem er sich den Schweiß, der ihm auf die Stirn getreten war, abtrocknete, und nach seiner grauen Mütze griff.

„Sie wollen mich doch nicht verlassen?“ rief Louise. „Nein, Felix, Sie bleiben hier, ich werde für

— Alles sorgen; bei ruhiger Stimmung besprechen wir Ihre Zukunft. Sie sollen Ihr eigenes Zimmer, Ihren eigenen Ausgang haben, ganz leben, wie es Ihnen gefällt —“

„Gut, lassen Sie mich nur jetzt fort,“ sagte Felix, dessen Hände zitterten. „Ich habe noch ein nöthiges Geschäft — das muß noch heute, jetzt gleich abgemacht sein —“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, wieder zu kommen, das heißt, noch heute?“ fragte sie.

„Meine Ehre?“ wiederholte er und es klang fast wie ein höhnisches kurzes Auflachen. „Die sollen Sie zum Pfande haben. Noch mehr, ich schwöre Ihnen, wiederzukommen, sobald ich kann.“

Und ohne ihre fernere Bitte zu beachten, verließ er rasch das Zimmer und das Haus. „Todt für Alle, das ist das Beste,“ murmelte er. „Sie ist glücklich, wohl ihr! Ich möchte für sie beten — Louise ist auch glücklich — mich denkt sie's zu machen, mit Geld, nicht wahr?“ Er eilte durch die schon dämmernde Straße, wie von einem bösen Geiste gejagt. Und nie kehrte er wieder, nie hat Louise auch nur die leiseste Andeutung seines Schicksals erlangt. Wenn sie sich aber seine letzten Worte zurückerief, konnte sie ihnen wohl einen schauerlichen Sinn unterlegen.

Annas Bruder, welcher mit einem der Polen, die er einst begleitet hatte, genauer bekannt worden und mit ihm, als dieser die Begnadigung des Kaisers erhalten hatte, auf der Rückkehr in sein Vaterland wieder zusammengetroffen war, wußte durch ihn mehr über Lankoronski, als er der Tante desselben wieder sagen konnte. Es warf kein erfreuliches Licht auf seine in Frankreich verlebten Jahre. Eine schwache Minute im Kriege, veranlaßt vielleicht durch körperliche Krankheit, vielleicht, wie er sich entschuldigte, durch ein scheues, dienstverfügendes Pferd, hatte ihm die Achtung seiner Kameraden geraubt, und das Elend, in welches er nun, von allen Geldmitteln entblößt, kam, war bei der Leidenschaftlichkeit und dem schwankenden Charakter des Unseligen eine furchtbare Macht geworden, ihn aus einer unwürdigen Lage in die andere zu schleudern, bis er die Selbstachtung, seinen letzten Hort, verlor. Man sprach von falschem Spiel, von unterschlagenen Papieren — sein Tod zu Carcassonne sogar war eine Spiegelfechtere, die ihn aus einem Abgrunde retten mußte. Mit dem Passe des wirklich Verstorbenen und auf dessen Namen lebte er weiter und daß er nach Deutschland kam, war endlich nur eine Flucht.

Wie kann ein so ritterlicher, brillanter Cavalier so tief sinken? Habt Ihr, die Ihr so fragt, noch nirgends ein ähnliches Beispiel erlebt, so hat Euer Blick nur einen geringen Horizont umfaßt. Die Armuth, verbunden mit moralischer Berkürzung, ist ein furchtbares Ding, fähig, Wandlungen zu erzeugen, vor welchen uns ein tiefes Grauen über die Schwächlichkeit unserer Menschennatur erfäßt.

Als Louise nach jenem Abende zuerst wieder mit Anna zusammen kam, bemerkte diese wohl eine Bewegung an ihrer ältern Freundin, aber sie schrieb dieselbe einem häuslichen Verdruße über den Gemahl zu, wie sie sich in der letzten Zeit etwas gehäuft hatten.

Louisens Fassung kehrte wie immer schnell zurück und als ihr Blick auf der holden Gruppe ruhte, welche ihr gegenüber saß, die junge Mutter, lieblich und heiter, ihr ältestes Kind, ein Knabe, vor ihr stehend, um irgend eine Bitte gewährt zu erhalten, ihr jüngstes, ein allerliebstes Mädchen von zwei Jahren, den blonden Lockenkopf mit dem Gesicht in der Mutter Schooß begrabend — und neben ihr der Gatte und Vater, in seiner kräftigen, freundlichen Männlichkeit, wohlwollend auf die Seinigen schauend, da gelobte sie sich, in Bezug auf den Versprochenen, ewiges Schweigen. Hier wohnte das Glück und keine Wolke trüber Erinnerungen sollte seinen Himmel beschatten. Anna dachte wohl noch an den Mann ihrer ersten Liebe, aber nur mit milder Wehmuth, wie an einen Verklärten. Die Ihrigen haben sich das Wort gegeben, niemals ihren Glauben zu stören.

Miscellen.

(Gedanken der Königin Christine.) Die Königin Christine von Schweden, die Tochter des großen Gustav Adolph, ist aus mehreren Gründen in ganz Europa berühmt. Weniger bekannt ist es, daß sie auch Schriftstellerin war und viel geschrieben hat, namentlich auch eine Sammlung von „Gedanken“, die mit denen Lavoisiers wetteifern können. Diese nur im Manuscript vorhandenen „Gedanken“ befanden sich früher in der Bibliothek des Cardinals Albani in Rom, wurden zur Zeit der französischen Kriege von einem französischen Officiere gekauft und befinden sich jetzt in der Bibliothek der medicinischen Schule zu Montpellier. Ein Journal dieser Stadt theilt eben eine große Anzahl dieser „Gedanken“ mit und wir legen daraus einige unsern Lesern vor:

— Die Größe ist wie ein Parfüm. Der, welcher in ihrem Besitze ist, merkt nichts davon.

— Wenn man die Pflichten der Fürsten kannte, würde Niemand Fürst sein mögen.

— Die Kunst, sich zu rächen, ist wenig bekannt.

— Die Schmeichelei ist nicht so gefährlich als man glaubt; sie weckt keineswegs Eitelkeit, sondern Beschämung.

— Mit den Wohlthaten ist es wie mit den Samenkörnern; man muß sie in Menge und auf Geradewohl austreuen.

— Die Leute, die sich zu sehr zerstreuen, langweilen sich.

— In den Schulen lernen die Leute nur das, was sie vergessen müssen.

— Es gehört mehr Muth dazu, Böses zu thun als Gutes.

— Das außerordentliche Verdienst ist ein Verbrechen, das die Menschen nie verzeihen.

— Sein Leben zu wagen ist wenig; aber seinen Ruhm zu wagen, ist der höchste Beweis der Unerschrockenheit.

— Die Menschen mißbilligen immer alles das, was sie nicht selbst zu thun vermögen.

— Das große Geheimniß des Lebens besteht darin, sich ein würdiges Ziel vorzusetzen und dies nie aus den Augen zu verlieren.

— Die wirkliche Größe besteht nicht darin, alles zu thun was man will, sondern alles zu wollen, was man zu thun hat.

— Auch wenn eine gute Handlung für das ganze übrige Leben unglücklich machte, muß man sie verrichten und darf sie nie bereuen.

— Man muß das mehr fürchten, was man liebt, als was man haßt.

— Alle Güter und Uebel dieser Welt gleichen jenen Perspectivegemälden, welche uns von fern so viele angenehme, herrliche oder schreckliche Dinge zeigen, in denen man aber, sobald man näher tritt und sie berührt, nur bemalte Leinwand und nichts Wirkliches erkennt.

— Wenn zwei Personen einander begegnen, die für einander geschaffen sind, und wenn sie einander kennen lernen, so ist dies die wirkliche Ehe, welche im Himmel geschlossen wurde und die nicht geschieden werden darf.

— Der Genuß ist nicht nothwendig zu dem Bestehen der Liebe, aber fast immer ist er es zu dem Glück derselben.

— Man thut oft den Menschen Unrecht, wenn man an ihrer Rechtmäßigkeit zweifelt; sich selbst aber thut man das größte Unrecht, wenn man nie daran zweifelt.

— Das Meer ist das Bild der großen Seelen; wie bewegt sie auch zu sein scheinen, in der Tiefe sind sie immer ruhig.

— Der Zorn hat seine Sonnen wie die Liebe.

— Es giebt Unglück, das mehr Werth hat als das größte Glück.

— Die Vergangenheit ist verronnen, die Zukunft ist ungewiß und die Gegenwart nur ein Pünktchen, aber von diesem schrecklichen Pünktchen wird einst unsere Ewigkeit abhängen.

— Das falsche Gesetz, welches die Frauen von dem Throne ausschließt, ist vollkommen gerecht. Die Frauen sollten nie

regieren und wenn es Beispiele giebt, was ich bezweifle, daß Frauen auf dem Throne Wunder bewirkt haben, so darf man darauf keine Rücksicht nehmen, denn es sind so seltene Beispiele, daß man nichts daraus folgern kann.

— Die Frauen heirathen nur, um frei zu werden und sie haben lieber einen alten Mann als gar keinen.

— Es gehört mehr Muth dazu, sich dem Unglück und den Gefahren der Ehe auszusetzen als denen des Krieges und ich bewundere deshalb den Muth aller derer, welche heirathen.

— Alle Feste, welche über drei Stunden dauern, währen zu lange.

— Wenn man sich wohl befindet, ist man jung; wenn man sich übel befindet, ist man alt.

— Alles zu glauben ist Schwachheit, nichts zu glauben Wahnsinn.

(Die spanische Malerschule und die spanischen Buchhändler.) Der Hauptcharakter der großen spanischen Malerschule ist ernst, religiös, drapirt, dunkel, decent; es kam ihr darauf an, Gegenstände der Gottesverehrung, nicht der Schönheit, zu liefern. Das heilige Gericht stand Wache neben dem Künstler und es ernannte einen Aufseher — censor y veedor — welcher die Pflicht hatte, die Ateliers der Bildhauer und Maler zu besuchen, um die geringsten Abweichungen von der Art, in welcher sie heilige Gegenstände behandeln durften, zu vernichten oder zu übermalen. Pacheco, der Schwiegervater des Velasquez, hat auf 270 Seiten officiell die Regeln und Kirchenvorschriften zusammengestellt, welche über Gemälde aus der heiligen Geschichte etc. bestanden. Jede Art von indecenter oder nur freier Darstellung in der Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherkunst war streng verboten, — deshalb sind denn auch die schönen Künste in Spanien auffallend züchtig. Während Italien reizende Nymphen, Göttinnen der Liebe, nackte Grazien etc. in Menge schuf und verbreitete und nichts Anstößiges darin fand, schauerte das prüde Spanien vor solchen Gegenständen. Alle solche Gemälde waren in Spanien verboten und die Nacktheiten an denen, die doch in das Land kamen, wurden mit einer Draperie verhüllt.

Das ist jetzt natürlich anders geworden, die Buchhändler aber sind in Spanien heute noch, wie sie vor Jahrhunderten waren.

Ein spanischer Buchhändler sieht so gleichgiltig wie ein Türke unter seiner Waare. Seine größte Freude besteht darin, eine Cigarre zu rauchen und mit Geistlichen und Mönchen zu plaudern — als es noch Mönche gab —, denn sie waren fast seine einzigen Käufer. Er benimmt sich, als wäre er der Verfasser, nicht der Verkäufer der Bücher, beachtet den Fremden kaum, der zu ihm kommt, und weiß nicht, welches Buch er besitzt oder nicht besitzt; er hat keinen Katalog und streckt kaum den Arm aus, um ein Buch herunter zu nehmen, das man sehen will; nie hat er ein Buch, das bei einem andern Buchhändler erschienen ist und er läßt es weder holen, noch sagt er, wo es zu

finden ist. Verlangt man ein besonderes Buch von ihm z. B. Carlos „Alterthümer von Sevilla“, so antwortet er, man möge nach einigen Tagen wieder kommen und wenn man drei- oder viermal bei ihm nachgefragt hat, legt er „Pebrazas Alterthümer von Granada“ vor. Gegenvorstellungen helfen nichts; „es sind ja Alterthümer“, sagt er. Verlangt man ein Geschichtswerk, so bringt er vielleicht Gedichte und sagt: dies hält man für ein sehr gutes Buch. Ein Buch ist ein Buch, davon läßt er sich nicht abbringen, und er sieht nicht ein, warum man nicht mit dem ersten besten zufrieden ist und ein ganz besonderes verlangt. — So schildert die spanischen Buchhändler ein gelehrter Engländer, der viele Jahre in Spanien gelebt und so eben das beste Buch über dieses Land herausgegeben hat, was bisher erschienen ist, das Handbook for travellers in Spain.

(Verbrechen aus Liebe.) Im Jahre 1841 starb in London ein Mann, der an der ganzen Küste von Suffol und Essex wohlbekannt war, dem das Gesetz nie hatte einen Vorwurf machen können und der es doch stets übertreten hatte. Er war der Besizer von zwölf Briggs und vierzehn Häusern und Niederlagen an verschiedenen Punkten. Die Schmuggler nannten ihn ihren König und nie hat ein König treuere Unterthanen gehabt. Als Rheder und Kaufherr besaß er drei Schiffe, welche sich mit erlaubttem Handel beschäftigten und den unerlaubten Theil seiner Geschäfte deckten. Jede seiner Briggs hatte einen Capitain, der reichen Lohn erhielt, wenn ihm ein Unternehmen gelang und der im Unglück immer wußte, wo er sich zu verbergen hatte. Dieser Mann war der Capitain Barwood, der reich starb und niemals zu Schiffe gewesen war. Er war schlau, ohne Glauben und Grundsätze und kannte die Menschen.

Dieser Capitain Barwood hatte einst einen jungen Schiffer, William Laud, bemerkt; er gewann ihn für sich und machte ihn zum Capitain seiner schönsten Brigg. Laud nahm das Anerbieten an, weil er ein abenteuerliches Leben liebte, weil er arm und — verliebt war. Er liebte die junge Margarethe Gatchpole, das schönste Mädchen in der Umgegend, und er wollte sie heirathen; aber der Weg ehrlichen Erwerbs ist lang und — das Meer stand ihm offen.

Er nahm die Brigg, die ihm angeboten wurde, entfernte sich ohne Abschied von Margarethen und schiffte unablässig zwischen Holland und England hin und her; wurde bald der kühnste und gefürchtetste aller Schmuggler und erwarb sich als solcher einen großen Ruf. Er war groß mit hoher Stirn, blauen Augen, blondem Lockenhaar, gebieterischer Adlernase, dicken Lippen und starkem Kinn, während Margarethe den braunen warmen Teint einer Zigeunerin, mattschwarzes Haar, glänzende braune kluge Augen, runde Wangen hatte und schlank gewachsen war. Sie war Magd bei einem Pächter in Alnebourne, konnte weder lesen noch schreiben, tadelte aber mit den stärksten Worten Laud's Entschluß und weigerte sich stets, die

Geschenke anzunehmen, die er ihr von Zeit zu Zeit sandte. Es dauerte auch nicht lange, so brachte ihn eines Tages sein Vater mit zerschmettertem Kopfe nach Unessbourne, das dicht an der Küste liegt; Eduard Barry, der Anführer der Küstenwächter, hatte ihn im Kampfe niedergestreckt. Margarethe pflegte ihn einen ganzen Monat lang, bis er genesen war und ließ sich dann von ihm das Versprechen geben, daß er seinem gefährlichen Gewerbe entsagen wolle. Aber William Laud hielt seinen Schwur nicht; sobald er genesen war, bestieg er seine Brigg wieder, nahm den Namen „Capitain Hudson“ an und setzte sein früheres Leben fort. Laud galt für todt, namentlich unter den Küstenwächtern. Auch Barry hielt ihn für todt, Barry, der bis dahin stillbübend Margarethe geliebt hatte und nun besserer Hoffnung sich hingab. Margarethe aber glaubte fest an ihren Geliebten, der, wie sie meinte, in holländische Dienste gegangen, und antwortete Barry, sie sei mit einem Andern verlobt und dieser lebe noch.

Der Capitain Hudson, in dem Margarethe ihren William nicht vermuthete, galt bald für den kühnsten und glücklichsten unter den Lieutenants des „Seekönigs“, wie der Capitain Barwood allgemein hieß, und die unglaublichsten Unternehmungen wurden von ihm und seinem Bootsmann Luff ausgeführt, einem eisernen Menschen, der ihm mit unbegrenzter Treue anhing, nichts fürchtete, nichts achtete und vor keiner Schwierigkeit und Gefahr zurückwich. Ostmals hatte William seinem Luff vertraut, daß er nichts mehr wünsche, als seine Geliebte zur Frau zu haben und endlich entwarfen sie den Plan, Margarethe zu entführen. Die Brigg sollte sich nahe an die Küste legen, Luff wollte als holländischer Matrose zu dem Mädchen gehen und ihr melden, daß ihr Geliebter, der nur zwei Stunden am Lande bleiben könne, sie an einer gewissen Stelle erwarte. Gedacht, gethan; Margarethe hatte seit acht Monaten von ihrem Geliebten nichts gehört und man kann sich also ihre Freude vorstellen.

Sie erschien an dem Orte des Stellbichens und ihre Unterredung mit dem Geliebten dauerte lange. Sie liebte ihn mit ganzer Seele, aber nichts vermochte sie auch von einem einmal gefassten Entschlusse zurückzubringen. So weigerte sie sich, William zu folgen, als sie dieser dazu aufforderte. Um sie zu bewegen, gestand er ihr, daß er der gefürchtete Capitain Hudson sei und daß sie ihm folgen oder ganz entsagen müsse. Da wurde aber ihr Widerstand noch größer und das arme Mädchen bot alles auf, den Geliebten wieder auf den Pfad der Ehre zu führen. Eine Stunde verging so, der Mond stieg am Himmel auf und William piff seinem Luff, der alsbald herbei kam, das Mädchen ergriff und nach der Schaluppe trug trotz ihrem lauten Schreien. Ihr Hilferuf zog den Ed. Barry herbei, der liebeskrank in der Nähe einsam umherwanderte, so wie einen alten seltsamen Mann, den Wahnsinnigen vom Dr-wall, einen alten riesengroßen Fischer, der das Meer kaum verließ, in einer alten Barke kleine Fische und Krebse fing, mit zahllosen Amuletten behangen war und von allen Leuten in

der Umgegend gefürchtet wurde. Es entstand zwischen den vier Männern ein verzweiflungsvoller Kampf, in dem Luff erschlagen und Barry von William durch eine Kugel schwer verwundet wurde, während Margarethe entfloh. Der verwundete Barry wurde nach Unessbourne gebracht und Margarethe pflegte nun den Nebenbuhler ihres Geliebten, wie sie diesen selbst gepflegt hatte. Eine Folge dieses Versuchs, das Mädchen zu rauben, war auch die, daß es bekannt wurde, der Capitain Hudson sei kein anderer als Laud, der wiederum einen andern Namen annehmen mußte, als Capitain Cool eine Fahrt nach Canada machte und endlich Seeräuber wurde. Margarethe hatte lange nichts von ihm gehört und Barry trug ihr nochmals seine Hand an. Vergebens; sie blieb ihrem William treu, obgleich auf dessen Kopf ein Preis von 100 Guineen gesetzt war und der dennoch zurückzukommen wagte, seine Geliebte aufsuchte und, als diese auch jetzt noch unerschütterlich sich weigerte, ihre Hand einem Schmuggler zu geben, schwur, in die königl. Marine zu treten und ein ehrlicher Mann zu werden. Dies Mal hielt er den Schwur, er wurde begnadiget und zeichnete sich bald aus. Sie kamen überein, daß sie ihre Hochzeit feiern wollten, wenn er von einer Reise zurückkomme und sein Prisenfeld erhalte.

Aber auch dies Mal sollte Margarethe das ersehnte Ziel nicht erreichen, denn Laud kehrte nochmals zu seinem ersten Gewerbe zurück und das arme Mädchen versank in tiefe Schwermuth, da sie nichts von ihrem Geliebten hörte. Endlich wünschte ein Matrose Williams ein Pferd des Herrn Margarethens zu haben und er ersann ein seltsames Mittel, dasselbe zu erlangen. Er ging zu Margarethen und las ihr einen angeblichen Brief von William vor, in dem sie aufgefordert wurde, wenn sie ihn sehen wollte, ein Pferd zu nehmen und an eine gewisse Stelle zu kommen; er habe nur ein Paar Stunden Zeit. Margarethe ritt bis nach London, wurde aber von der Polizei ergriffen, des Pferdebiefstahls angeklagt und zu siebenjähriger Deportation verurtheilt. Sie verbrachte drei Monate in dem Gefängnisse zu Bury, wohin merkwürdiger Weise auch William gebracht wurde, der endlich von den Strandwächtern ergriffen worden war. Sie erkannten einander und verabredeten einen Plan zur Flucht. Glücklicherweise gelangten sie aus dem Gefängnisse hinaus und an die Küste, als sie dort aber in ein Schmugglerboot steigen wollten, kamen Strandwächter herbei, es entstand ein Kampf und William fiel, von zwei Kugeln getroffen. Margarethe sank bewusstlos nieder, wurde dann in das Gefängnis zurückgebracht und zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt.

Still und ergeben reisete sie nach Botanybai ab, dem Orte der Verbannung und Schande und der Schiffscapitain empfahl sie bei der Ankunft dem Gouverneur. Nach zwei Tagen kam sie in den Dienst eines gewissen Palmer, eines sehr reichen Ansiedlers, dessen Frau eine Waisenanstalt gegründet hatte. Margarethe, die sie lesen und schreiben lehrte, war ihr bei der Verwaltung dieser Anstalt von großem Nutzen; sie hatte ihre Gebieterin gebeten, ihren Namen zu verschweigen, sollte aber selbst

in diesem fernen Lande — Eduard Barry wiedersehen, der sie so lange und so sehr geliebt und sich ein Amt in Botanybay hatte geben lassen, um seiner Liebe zu entsiegen. Nach einiger Zeit bat er Frau Patmer, ihm ein Mädchen als Haushälterin zu empfehlen. Sie dachte sogleich an Margarethen, erzählte ihm aber die Geschichte derselben und Barry erkannte seine Geliebte. Sogleich eilte er zu dem Gouverneur, bat denselben um gänzliche Begnadigung Margarethens und als er diese erlangt hatte, bot er ihr seine Hand an. Sie nahm dieselbe an, wurde dadurch Besizerin eines der größten Güter in der neuen Welt, lebte mit ihrem Manne funfzehn Jahre, gab ihm zwei Töchter und einen Sohn, starb endlich am 10. September 1841 und hinterließ ein Vermögen von mehr als drei Millionen Thaler. Ihr Sohn ist im Jahre 1842 nach England zurückgekommen, hat die große Besitzung Kentwell-Hall gekauft und gehört zu den angesehensten Männern Englands. In dem Museum zu Ipswich aber kann heute noch Jedermann einen schönen Leiervogel sehen, unter dem man liest: „Geschenk von Margarethe Catchpole, die, wegen Pferdediebstahls zur Deportation verurtheilt, diesen schönen Vogel aus Botanybay ein sandte.“

Die Geschichte dieses armen Mädchens, die an der Nordsee beginnt und im stillen Meere endiget, ist gewiß wunderbarer, als sie ein Dichter erdenken könnte, und von dem Pfarrer Cobbold zu Aneshbourne treu nach den Acten in einem Buche geschichtet worden, das unter dem Titel: „The History of Margaret Catchpole, a Suffolk girl“ in 2 Bänden eben in London erschienen und. Nach ihm haben wir das Vorstehende erzählt.

Generalcorrespondenz.

In der bekannten blühenden Stadt Cincinnati in America giebt es eine eigenthümliche Aristokratie, die Pork aristocracy (Schweine-Aristokratie), d. h. eine Classe reicher Kaufleute, welche ihr Vermögen dadurch erwarben, daß sie jährlich ungefähr 200,000 Schweine schlachten, einsalzen und ausführen. Die Schweine sind deshalb aber auch die geachtetsten Thiere in jener Stadt, sie laufen frei und ungehindert in den schönen Straßen umher, gehören Niemandem an und jedem Bürger steht es frei, sie einzufangen, fett zu machen und zu schlachten. Vermehren sich diese lieben Thiere zu sehr, so schreibt der Stadtrath ein und verkauft einige Tausend Stück davon. Die Hauptunterhaltung der Straßenjugend in Cincinnati besteht darin, auf diesen Thieren zu reiten und der Reisende, der dies erzählt, versichert, man habe ihm ein altes gezeigt, dem das Gerittenwerden sehr zuwider war und das sich deshalb stets niederzuliegen pflegte, sobald es einen Knaben erblickte. —

Alle unsere Leser kennen den großen französischen Maler Horace Vernet. Vor mehreren Jahren war er einmal einem Freunde begegnet, der eine sehr schöne Frau begleitete. Das geistreiche Gesicht und die elegante Haltung dieser Dame fielen

dem Maler auf und obgleich viele Jahre vergingen, so vergaß er sie doch nicht. Zufällig hatte er auch in dieser ganzen langen Zeit jenen Freund nicht gesehen; vor einigen Tagen endlich begegnete er ihm und sogleich fragte er nach der schönen Unbekannten, deren Namen er nicht einmal kannte. Der Freund bemühte sich vergebens sich zu bestimmen, er wußte nicht, welche Dame der Maler meinte. Da nahm Vernet in Verzweiflung einen Bleistift und warf das Portrait jener Dame, die er ein einziges Mal gesehen hatte, in ganzer Figur auf Papier; nach einigen Augenblicken war die Ähnlichkeit schlagend, denn der Freund des Malers tief sogleich aus, als er das Bild angesehen hatte: „ah nun weiß ich es; es war die Frau von . . .“ — Ein größeres Kunststück hat wohl noch kein Maler gemacht. —

Jules Janin, der auch an den Rhein gereiset war, um die Festlichkeiten zu beschreiben, rühmt in einem Briefe im Journal des Débats vorzugsweise die schöne umfangreiche Stimme des Fräulein Staudigl. — Staudigl ist bekanntlich der berühmte Wiener Bassist. Er war allerdings in Bonn und Brühl und sang auch da. —

In dem Werke über Spanien, das wir oben erwähnt haben, heißt es auch: die Cigarrenfabrikation ist die einzige Industrie auf der Halbinsel, die thätig betrieben wird. Die dafür bestimmten Gebäude sind wahre Paläste wie in Sevilla, Malaga und Valencia. Aber auch da können sich nur die Reichen den Genuß verschaffen, gute zu Cigarren rauchen. Ferdinand VII., der ein zu guter Kenner war, als daß er die aus seinen eigenen Fabriken geraucht hätte, ließ bloß für sich in Havanna Cigarren machen, purones, die sehr groß und dick waren. Selten rauchte er mehr als die Hälfte von einer und mit dem übriggebliebenen trieben seine Kammerdiener einen sehr bedeutenden Handel. Ferner war die Cigarre ein Zeichen seiner Gnade und — seines Hasses, er schenkte sie seinen Günstlingen, oft entließ er aber wohlbedächtig ein Dpfer mit einer Königscigarre und wenn der Arme nach Hause kam, um sie zu rauchen, wurde er von einem Aguazil empfangen, der ihm den Befehl einhändigte, Madrid sofort zu verlassen. —

Die Gartenfreunde machen wir auf eine neue sehr schöne Blume, eine Lilie in verschiedenen Varietäten aufmerksam (*Lilium lancifolium*), die vor nicht langer Zeit aus Japan angekommen ist und eben jetzt in mehreren Gärten zu Paris blühet. Zwar ist ihr Preis noch sehr hoch, da sie das europäische Clima aber gut vertragen, sich leicht fortpflanzen lassen und ein außerordentlich schöner Schmuck der Gärten sind, so werden sie sich wahrscheinlich sehr bald so allgemein verbreiten wie die Georginen und Camellen. —

In Leipzig gastirt gegenwärtig eine der ausgezeichnetsten deutschen Schauspielerinnen, Frau Peroni-Glasbrenner (die Gattin des bekannten witzigen Schriftstellers) und sie findet, wie überall wo sie bisher auftrat und wie es bei ihrem großen Talente nicht anders zu erwarten, sehr großen Beifall. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N. 39.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stadtsichten, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stadtsichten, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baugärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der öde Park.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

So wie William als Gärtner bei Lord T. in Dienst getreten war, hatte er mit seiner ihm eigenen Lebendigkeit Alles ergriffen, um die in ihren Ruinen noch schönen Reste der früher mit Verstand und Geschmack angelegten Treibhäuser, so wie die damit zusammenhängenden Blumengärten wieder herzustellen. Da er über so viel Arbeiter, als er nur gebrauchen wollte, zu verfügen und die nöthigen Pflanzen aus London nur zu verschreiben hatte, so war ihm dies eben nicht schwer geworden. Seine ganze Seele war übrigens bei dem Werke, er wollte etwas Ausgezeichnetes schaffen, und wenn er auch wußte, daß der Lord es nie, fremde Augen aber nur selten sehen würden, so spornte ihn dennoch die Sache selbst an, besonders aber der Umstand, daß Clotilde T. sich gleich ihm für die Vollandung mit Eifer zu interessiren schien. Fast täglich sah er Lektüre, und wenn sie sich zu Anfange höchst verlegen und schüchtern, er selbst aber gegen das Mädchen mit einer Zurückhaltung, wie er solche gegen die Tochter seines Herrn und einer jungen Dame von Rang angemessen glaubte, benommen hatte, so war doch durch das tägliche Wiedersehen zwischen den jungen Leuten bald eine Art von ungenirtem Umgang entstanden.

Clotilde, gänzlich unbekannt mit allen conventio-

nellen Rücksichten, unbeaufsichtigt in jeder Beziehung und von vernachlässigter Erziehung, kam im Entferntesten nicht auf den Gedanken, sich etwas zu vergeben, wenn sie mit dem jungen Manne sich auf eine trauliche Weise und wie mit ihres Gleichen unterhielt. Sie war noch nie mit jungen Männern der höhern Klassen in Gesellschaft gewesen, hätte aber auch dieser Fall stattgefunden, so würde William, der in allen Beziehungen als Gentleman auftreten konnte, und der ihr überdies speziell durch die gründliche Kenntniß seines Faches imponirte, nicht geringer erschienen sein. Der junge Mann aber konnte vermöge seines Verstandes und seiner Bildung über die vernachlässigte Erziehung, die Clotilde erhalten, nicht einen Augenblick im Irrthum sein, und wenn er auch die Rücksichten nicht aus den Augen ließ, die er der Tochter seines Herrn schuldig war, so ließ er doch nach und nach unwillkürlich alle die hemmenden conventionellen Umgangsformen, die das Mädchen ohnehin nicht zu verstehen im Stande war, fallen und regelte sein Benehmen mit dem ihrigen auf gleichen Fuß. Es konnte nicht fehlen, daß der Umgang zwischen den beiden jungen Leuten, die sich so oft ungenirt, als sie nur immer wollten, sehen konnten, von Tage zu Tage vertrauter ward. Clotilde, die überhaupt noch keinen jungen Mann näher kennen gelernt, sah in William, der überdies ganz geschaffen war, weiblichen Augen wohlzugefallen, bald das Ideal, das ihren jugendlichen Träumen bisher, wenn auch nur dunkel und in unbestimmten Umrissen, vorgezeichnet.

Sie war zu unbefangen, zu wenig durch Formen des Herkommens verkünstelt, zu unbekannt mit den Verhältnissen, die ihr hätten gebieten müssen, ein so natürliches Gefühl zu verhehlen oder zu unterdrücken, als daß William nicht bald hätte bemerken können, daß das Wohlwollen, das ihm Clotilde bezeugte, nicht bloß seinen Blumen gelte. Er bemerkte bald, daß Miß E. nach und nach immer mehr Interesse an seiner Unterhaltung als an den Blumen nahm, und es war daher kein Wunder, daß auch bei ihm eine zärtliche Neigung für das in ihrer Unschuld und Unbefangenheit ihm sehr liebenswürdig erscheinende Mädchen aufkeimte. Sobald er sich dieser Empfindungen indeß bewußt ward, erschrak er gleichsam vor dieser Entdeckung. Er war zu verständig, als daß er sich nicht hätte sagen sollen, daß eine Liebelei mit der Tochter des Lord E. zu weiter nichts führen könne, als Beide unglücklich zu machen, da von einer Verbindung eines Mädchens von so vornehmerm Geschlechte mit dem Diener ihres Vaters niemals die Rede sein konnte. Er beschloß daher, jeden Vorschlag Clotildens, sie, wie es einige Mal geschehen war, auf einem Spaziergange durch den Park zu begleiten, künftig unter einem schicklichen Vorwande abzulehnen und sich mehr wie früher zu hüten, das Gespräch auf etwas Anderes als die ihm obliegenden Functionen kommen zu lassen. —

Es war am Tage nachdem der Lord dem Rechtsfreunde seinen letzten Willen dictirt, als William in dem seit Kurzem errichteten Treibhause unruhig auf- und abging, öfters durch die Fenster schaute und dann und wann mit einem Fliegenwedel die Insekten von einer Pflanze scheuchte, deren sonderbar gestalteter Blumenkelch sich eben zu öffnen im Begriff war. Plötzlich flatterte ein weißes Gewand vor den Fenstern vorbei, William eilte nach der Thüre, sie zu öffnen, und ein junges Mädchen in einem geschmackvollen Morgenanzuge trat ein. Das Gesicht Clotildens — denn diese war es — hatte, ohne von vorzüglicher Schönheit zu sein, dennoch viel Anziehendes. Vorzüglich war das Offene, Unschuldsvolle im Ausdrucke ihrer Züge, so wie ihr frischer Teint geeignet, dem Auge zu gefallen. Gewöhnlich zeigte sonst das Gesicht Clotildens den Ausdruck von Heiterkeit, heute war es indeß, als ob ein Schleier von Schwermuth sich über dieses gebreitet hätte.

„Ich habe Sie bereits längst erwartet, Miß,“ sagte William, als Clotilde ihm freundlich zum Gruße die Hand reichte. „Die seltene „*Dionaea muscipula*“,

von der ich Ihnen sagte und die mir mein ehemaliger Meister nur ungern abließ, ist eben im Aufblühen. Ich habe zu thun gehabt, die Fliegen von der Blume abzuwehren, jetzt aber will ich sie gewähren lassen und Sie werden sehen, daß, sobald sich ein Insekt in den Kelch der Blume setzt, diese sich schließt, um sich nicht eher als bis es todt ist wieder zu öffnen.“

„Wirklich? — In der That, das ist seltsam,“ erwiderte Clotilde, indem sie zu der Pflanze trat.

Der Fall, von welchem William gesprochen hatte, trat auch bald auf angedeutete Weise ein; so lebendig sich indeß Clotilde sonst für dergleichen zu interessiren pflegte, so schweigsam, ja zerstreut schien sie heute, und William, aufmerksam geworden, fragte sie, ob ihr etwas fehle.

„Mir ist nicht wohl! Ein heftiger Kopfschmerz,“ erwiderte das Mädchen, indem eine leichte Röthe ihr Gesicht überflog. — „Hören Sie, William!“ setzte sie hinzu. „Ihre „*Dionaea*“ ist eine abscheuliche Blume! Es muß etwas Entsetzliches sein, so gefangen gehalten zu werden.“

Kaum hatte Clotilde die letzten Worte gesprochen, als ein Strom von Thränen ihre Wangen herabrann.

„Um Gottes Willen, Miß! Was ist Ihnen?“ fragte William erschrocken.

„Kommen Sie! Begleiten Sie mich in den Park. Ich werde es Ihnen sagen,“ versetzte Clotilde verlegen erröthend. — „Ich muß es Ihnen sagen!“ setzte sie, wie sich selbst Gewalt anthuend, hinzu. „Ich muß den Rath irgend einer menschlichen Seele hören. Ich habe ja sonst Niemand auf der Welt — —“

Sie stockte. Die Wehmuth verhinderte sie fortzufahren. Sie hielt sich ein Tuch vor das Gesicht und ging schweigend nach einer Seitenthür, die unmittelbar in dichtbeduschte Partien des Parkes führte.

Nur ungern folgte William dem Mädchen. Er setzte voraus, daß sie ihm etwas zu vertrauen habe. War dies aber der Fall, so scheiterte sein Vorsatz, sich in angemessener, achtungsvoller Ferne zu halten; er wollte ein Verhältniß, so wie Neigungen, die er später nicht mehr zu unterdrücken im Stande wäre, nicht noch mächtiger werden lassen, und faßte den festen Entschluß, sein Herz zu bezwingen und nur den ruhigen Verstand walten zu lassen. Längere Zeit ging Clotilde schweigend neben ihm her.

„Mein Freund,“ sagte sie endlich mit stockender Stimme, „Sie wissen, ich habe ein sehr, sehr großes Vertrauen zu Ihnen, Sie sind gelehrt, Sie sind klug,

und gut sind Sie ja auch; ich, ich bin ein unwissendes, unerfahrenes Mädchen, ich stehe allein auf der Welt, ich habe Niemand, der mir rathen könnte —“

„Entschuldigen Sie, Miß,“ fiel William ihr ins Wort, „Sie haben einen natürlichen, von Gott Ihnen gesetzten Rathgeber, den Sie vor Allen hören müssen: es ist Ihr Vater.“

„Recht! Ganz Recht!“ sagte Clotilde lebhaft. „O wie gern wollte ich stets seinem Rathe, nein, jedem seiner Befehle folgen — aber nur diesem nicht! Nein, diesem nicht!“

„So ist es,“ sagte William frappirt, „ein Befehl Ihres Vaters, über den Sie meine Meinung wissen wollen? — In diesem Falle, Miß, muß ich Ihnen bemerken, daß ich ein Diener Ihres Vaters bin, daß mir über die Befehle, die mein Herr seiner Tochter giebt, keine Meinung zusteht, und schon um dieses Verhältnisses willen voraussetzen muß, daß solche nur Ihr Bestes bezwecken.“

„Gewiß! — Mein Vater meint es gut. Da ist kein Zweifel,“ sprach lebhaft Clotilde. „Dennoch —“

„Ich glaube, Miß,“ fiel William ein, „daß ich in jener Voraussetzung und ohne Kenntnißnahme, um was es sich handelt, Ihnen nur rathen kann, die Befehle Ihres Vaters unter allen Umständen zu befolgen. — Selbst wenn meine Ansichten von den feinnigen verschieden wären, dürfte ich mir nicht erlauben, Ihnen einen Rath zu ertheilen, der seine Absichten durchkreuzen oder gar vereiteln könnte. Er ist mein Herr; ich bin —“

„Nein,“ rief das Mädchen in heftigster Erregung, „So dürfen Sie mir nicht antworten! Wie? Weil Sie in Diensten meines Vaters stehen, weil er, wie Sie sagen, Ihr Herr ist, wollten Sie, der so viel Kenntnisse besitzt, daß er jeden Augenblick einen andern Herrn, einen andern Dienst finden könnte, einem armen rathlosen Geschöpf Ihren Rath verweigern? Sie wollten mich, ohne nur zu wissen, um was es sich handelt, aus so — verzeihen Sie — so eigensüchtigen Rücksichten elend werden lassen?“

„Sie verkennen sehr meine Beweggründe, Miß,“ sprach William mit Wärme, „wenn Sie meinen, daß die Furcht, meinen Dienst auf's Spiel zu setzen, mich abhalten könnte, Ihnen meine Ansichten mitzutheilen. — Jetzt bitte ich Sie, mir zu sagen, von was die Rede ist, zugleich aber auch zu entschuldigen, wenn ich mich genöthigt sehe, den Befehlen Ihres Vaters das Wort zu reden.“

„Dies würden Sie?“ rief Clotilde, ihn fest, aber schmerzlich anblickend. — „Wohlan, thun Sie es! Dennoch muß ich reden. Ich bin mütterlos, bin ohne eine Seele, die mich schützt und versteht, und darum sehe ich mich gezwungen zu reden, wo ich — ich fühle es nur zu wohl — schweigen, wo ich dulden, anstatt handeln sollte. Aber kann ich denn anders? Soll ich schweigen und grenzenlos elend werden? Jetzt ist es noch Zeit, in wenig Stunden vielleicht nicht mehr. O großer Gott! Sie sind ja gut und klug und ein Ehrenmann; könnten Sie einem hilflosen Geschöpf, wie ich bin, ein armes Wörtchen guten Rathes weigern?“

Die Stimme Clotildens zitterte so, es war ein Ton, der aus einer hart geängstigten Seele kam, William hätte ein Herz von Stein haben müssen, wenn er ihm hätte widerstehen sollen.

„Sprechen Sie, Miß!“ sagte William mit Wärme. „Gott möge geben, daß ich im Stande bin, Ihnen Gutes zu rathen.“

„Vor einer Stunde,“ sagte das Mädchen, „ließ mich der Vater rufen. Er sprach von seinem Tode. Dies pflegte er auch sonst zu thun, aber dies Mal redete er von Bestimmungen, die er getroffen habe. Für meine Zukunft, für mein Glück! sagte er. Gott im Himmel! Ein Glück nennt er es, wenn er befehlt, daß ich mich vermählen, einen Mann heirathen soll, der mir von jeher widerwärtig war, den ich aber jetzt, da ich dies weiß, hasse und verabscheue!“

„Und dieser Mann?“ sprach William unwillkürlich zusammenschreckend. „Es ist doch nicht —“

„Thomas Burnes,“ fiel Clotilde ein. — „Nein! Nein!“ setzte sie heftig hinzu. „Ich wollte Alles, Alles thun, was der Vater befiehlt, aber diesen Menschen heirathen — nimmermehr! — Ja,“ fuhr sie nach einer Pause, mehr wie zu sich selbst wie zu William sprechend, fort, „sonst wäre es vielleicht möglich gewesen. Vielleicht hätte ich ihn lieben lernen! Doch jetzt — es ist unmöglich! Nein unmöglich. Lieber todt, als so grenzenlos elend.“

„Dennoch,“ stammelte William, von den eigenen Empfindungen wie von der sichtbaren Seelenqual Clotildens erschüttert, „will Ihr Vater nur Ihr Bestes, Sie sind ihm Gehorsam schuldig —“

„Und dies sagen Sie? — Sie? — Dies ist Ihre Meinung?“ sprach Clotilde, beide Hände faltend und den jungen Mann mit einem unaussprechlich traurigen Ausdruck anblickend.

„Glauben Sie mir, Miß,“ sagte William und seine Lippen bebten, „ich spreche mit zerrissenem Herzen diese Meinung aus, dennoch glaube ich, daß ich ein Verbrechen beginge, wenn ich Ihnen etwas Anderes riethe. Was ich sage, ist der Widerhall der Stimme der Geseze und des Verstandes, die freilich oft mit der des Herzens im Streite liegt. Es mag Ihnen jetzt schwer, ja vielleicht unmöglich scheinen, einen Mann, der Ihnen nicht liebenswürdig scheint, der aber — die Wahl Ihres Vaters bürgt dafür — gewiß manche gute Eigenschaften hat, zu heirathen, dennoch werden Sie später anders denken und dieser Wahl Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ueberdies bedenken Sie, wie viele Ehen — besonders in dem Stande, dem Sie angehören — ohne frühere Neigung, bloß nach Convenienz geschlossen werden und die späterhin sich wenigstens als nicht unglückliche erweisen. Lernen Sie Thomas Burnes näher kennen, vielleicht werden Sie dann anders empfinden, und das Bestreben, einen Wunsch Ihres Vaters zu erfüllen, wird dann das Uebrige thun.“

„Und dies ist Alles, was Sie mir rathen können?“ sagte Clotilde, den jungen Mann mit einem so durchdringenden als schmerzlichen Blicke ansehend.

„Alles, Miß, wenn — wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will!“ versetzte William, indem er alle Kräfte der Seele zusammenraffte. — „Kennen Sie einen jungen Mann Ihres Standes, liebten Sie, so würde ich sagen: gehen Sie, entdecken Sie Ihrem Vater diese Liebe. Billigt er sie nicht, muß er vielleicht aus Rücksichten seine Einwilligung in eine Verbindung mit dem Manne, den ihr Herz gewählt, verweigern, so wird er Sie doch nicht zwingen, eine Ehe einzugehen, die Ihnen verhaßt ist, jedenfalls Ihnen aber Zeit lassen, sich ruhig die Sache zu überlegen.“

„Meinen Sie, daß er dies thun würde?“ fragte Clotilde etwas gefasster.

„Ganz gewiß! Ich würde nicht einen Augenblick daran zweifeln,“ erwiderte der Jüngling. „Ein Vaterherz ist nachsichtig. Es muß oft mit Widerstreben die liebsten Wünsche seiner Kinder unerfüllt lassen, aber es wird unter solchen Umständen, selbst wenn er auf's Stärkste seine Mißbilligung aussprechen sollte, Sie nicht zum Gegentheile drängen.“

Clotilde ging einige Zeit schweigend und dem Anscheine nach in tiefes Nachdenken versunken an Williams Seite.

„Ich danke Ihnen, mein Freund!“ sagte sie endlich mit gefassterem Tone. „Sie haben da, wahrscheinlich ohne es selbst zu wollen, einen Gedanken in meiner Seele geweckt, der geeignet sein könnte, mir ein Mittel an die Hand zu geben, welches, wenigstens für den Augenblick, mir Hilfe bringen könnte, und — Zeit gewonnen, ist Alles gewonnen, sagt ja immer Sie Nicholas Reid, wenn der Vater ihm über sein langjames Verfahren in Prozeßsachen Vorwürfe macht.“

Die letzten Worte sollten, wie es schien, dem Gespräch eine munterere Wendung geben, indes leuchtete es aus dem gezwungenen Tone, in welchem sie gesprochen wurden, nur allzusehr vor, wie schwer es dem Mädchen ward, ihn anzunehmen. William fiel indes eine Centnerlast vom Herzen. Er nahm an, daß Clotilde ein Gespräch abbrechen wollte, das für ihn äußerst viel Beängstigendes hatte. Er fürchtete Erklärungen herbeigeführt zu sehen, die ihn in eine Lage bringen mußten, in der er seiner selbst nicht mehr gewiß war, und die eine Lage herbeiführen konnten, in der sich für ihn und das Mädchen ein Labyrinth ohne Ausgang eröffnete. Zum ersten Male war er froh, als der Spaziergang geendigt war, und wenn die Eröffnungen Clotildens ihm auch ungemein schmerzhaft gewesen waren, da sein Interesse an dem Mädchen in der letzten Zeit sich nur immer noch gesteigert hatte, so sagte er sich doch auch, daß nur auf die Art, wie geschehen, er Ehre und Gewissen bewahren könne. Zugleich faßte er den festen Vorsatz, in drei Monaten, wo sein Contract zu Ende war, einen Dienst zu verlassen, den er sich sonst nicht besser wünschen konnte, und in dem er sich überaus glücklich und zufrieden gefühlt hatte. —

Clotilde hatte eben den Park verlassen und war in das Schloß zurückgekehrt, als sich William in den verwilderten Theil des Erstern begab, um den durch einen Sturm niedergeworfenen Schuppen, unter welchem das Wild während des Winters seine Nahrung zu finden pflegte, durch zwei Arbeiter wieder aufzurichten zu lassen. Ein ziemlich verwachsener Fahrweg schlängelte sich durch diesen Theil des Parkes, den außer Thomas Burnes und dem Gärtner Niemand betreten durfte. Jener Weg führte in ziemlich gerader Linie nach dem Landsitze des Squire, während die gewöhnliche Straße einen ungeheuern Bogen machte, und dies war der Grund, weshalb Lord T. dem Nachbar ausnahmsweise gestattet hatte, sich des Erstern zu bedienen. Auf ausdrücklichen Befehl des Lords

durfte in diesem Theile des Parks nicht die geringste Veränderung oder Wiederherstellung vorgenommen werden, und nur der dringendsten Nothwendigkeit halber und nach langem Widerstreben hatte er die Reparatur des Wildschuppens erlaubt. Die meisten Wege waren deshalb mit Strauchwerk bewachsen, manche gänzlich durch dasselbe oder durch umgestürzte und, da wo sie gefallen waren, verfaulende Bäume gesperrt. Diesen Umstand hatten sich dann und wann die Wilddiebe der Gegend zu Ruhe gemacht, und da sie dies hier mehr als irgendwo ungestört zu thun im Stande waren, ein oder ein Paar Stück Dammwild von Zeit zu Zeit gestohlen, ja selbst schlechtes, von der Sicherheitsbehörde verfolgtes Gesindel war über die Mauer gestiegen und hatte auf ein Paar Tage darin einen sichern Versteck gefunden.

William und die beiden Arbeiter waren eben in bester Beschäftigung, als sich auf dem vorbeisührenden einsamen Waldwege Hufschlag hören ließ und bald darauf der Squire Thomas Burnes erschien. Er war ein Mann von mittlen Jahren und von gekniffenen unangenehmen Gesichtszügen. So wie er näher kam, hielt er an und betrachtete mit spöttischem Acheln die Arbeiter. William und die Andern grüßten ihn achtungsvoll; der Squire dankte kaum mit leichtem Kopfnicken.

„Ihr richtet den alten großen Schuppen wieder auf?“ sagte er dann. „Ein leichter Schirm hätte es auch gethan! Ich denke, das Futter, das das Wild empfängt, wird keinen großen Raum einnehmen und wandert wohl meist als klingende Münze in Eure Taschen.“

Sollte dies auch nur ein Scherz sein, so war es doch eben kein höflicher. William ward dadurch ganz empört und antwortete deshalb ziemlich barsch.

„Ich muß Ihnen bemerken, Sir,“ sagte er, „daß ich dafür verantwortlich bin, daß das Wild das Futter, das Mylord ihm bestimmt, auch richtig erhält, und bis jetzt hat Niemand noch an meiner Redlichkeit gezweifelt.“

„Wirklich?“ rief der Squire. „Nun so will ich mit Shakespeare sagen: „Gott erhalte Euch bei Eurer Ehrlichkeit!“

Laut und verächtlich lachend, trabte er weiter.

„Der schäbige Kerl!“ sagte William ärgerlich, als er fort war. „Er will von der Fütterung des Wildes reden und das Seinige verhungert fast! Es ist ihm sogar zu viel, einen Reitknecht zu halten, der ihn

beim Ausreiten begleitet. Wie ein Dorfchirurg reitet er auf seiner schlechten Währe allein daher. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn ihm einmal etwas begegnete. Es giebt Leute, die ihn von Grund der Seele hassen und ihm mit Vergnügen etwas anthun würden.“

„Wie es scheint, seid Ihr ihm eben nicht besonders gewogen,“ sagte lachend Einer der Arbeiter.

„Ich? Der Mensch ist mir in der Seele zuwider!“ versetzte William. „Er benimmt sich immer so brutal und tadelt Alles, obwohl er nichts von der Sache versteht. Erst neulich war dies bei der Einrichtung des neuen Treibhauses der Fall. Ich lachte dazu und schwieg. Kommt er mir aber noch ein Mal in die Quere, so soll er an mich denken!“

„Ei, Sir,“ sagte scherzend der zweite Arbeiter. „Er kann noch einmal unser Herr werden! — Die Leute sagen, er freie um Miß Slotilde.“

„Mein Herr wird er nicht!“ rief William lebhaft. „Und ob er die Miß zur Frau bekommen wird, ist wohl auch noch nicht so gewiß, als er glauben mag. — Aber hört, John Ford! Wie mir es scheint, ist die Raufe für das Heu des Wildes nicht fest genug. Die Hirsche werden sie mit den Geweihen herunterreißen. Schneidet deshalb einige Weidenzweige und drehet ein Paar Seile daraus, um sie fester anzubinden.“

„In der That, Sir,“ entgegnete der Angeredete, indem er in allen Taschen suchte, „ich habe mein Messer vergessen.“

„Da habt Ihr eins!“ sagte William, ein dolchartiges, etwa eine Spanne langes Messer mit grünem hübsch verziertem Hest, das er in einer Scheide im Gurt stecken hatte, herausziehend und es dem Vorigen reichend.

„Der Tausend!“ rief der Arbeiter, indem er es längere Zeit betrachtete. „Das ist ein schönes Messer.“

„Mein Lehrherr schenkte es mir zum Abschied,“ versetzte William. „Es ist ein sogenannter Genickfänger und auf der Jagd, wie als Vertheidigungswaffe auf Reisen zu gebrauchen. — Seit die Wilddiebe wieder ihr Wesen treiben, streiche ich jede Nacht ein wenig im Park umher und da ist es immer gut, wenn man eine Waffe bei sich hat.“

Lange unterhielt sich der junge Mann noch mit beiden Arbeitern und ging, als die Arbeit beendigt war, mit ihnen seiner Wohnung zu. Eben hatten sich die Leute entfernt und William wollte in ein zur Seite des Schlosses, dicht an einigen Ställen gelege-

nes Haus treten, als Thomas Burnes eilig und anscheinend in gewisser Aufregung aus dem Schlosse kam. Er blickte nach der Stallthüre und klatschte zwei Mal mit der Reitpeitsche, die er in der Hand trug. Jetzt erblickte er William.

„Heda!“ rief er. „Es ist kein Stallknecht da. Bringt mir einmal mein Pferd.“

Die Zumuthung empörte William auf's Aeußerste. „Wenn kein Stallknecht da ist, so warten Sie bis einer erscheint,“ sagte er barsch.

„Dho, Bursche! Ich glaube, Ihr dünkt Euch zu vornehm dazu,“ rief der Squire auf William zuschreitend.

„Ihnen einen Dienst zu leisten? — Ganz gewiß!“ versetzte Jener kalt.

„Was? Ihr untersteht Euch, mir Grobheiten zu sagen?“ schrie Burnes, firschbraun vor Zorn. „Ihr seid ein Domestik des Lords, ich bin ein Freund Eures Herrn —“

„Wenn ich ein Domestik des Lords bin, so bin ich wenigstens nicht der Ihrige, und sind Sie ein Freund des Lords, so ist dies um so schlimmer für meinen Herrn,“ versetzte William kock.

„Wie? — Elender Schuft, was untersteht Ihr Euch?“ schrie Burnes, indem er die Reitpeitsche erhob.

„Nehmen Sie sich in Acht, Sir!“ erwiderte mit furchtbarem Blicke William, indem er nach dem Messer griff und es in der Scheide emporrückte. „Berühren Sie mich, so sind Sie verloren. Ich könnte thun, was mich reuen würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine lange Prüfungszeit.) Der Engländer Howe war ein Sonderling gleich manchen seiner Landsleute, und erfreute sich eines jährlichen Einkommens von 10,000 Pfd. St. Auch war er sonst ein gutmüthiger Mensch, ja er galt sogar für geistreich. Eines Tages fiel es ihm plötzlich ein sich zu verheirathen und er wählte ein junges schönes Mädchen, Miss Males, die ihm nur ihre Reize und ihre Jugend zubrachte. Am Hochzeitstage selbst, beim Frühstück, kam das Gespräch auf die Treue und Untreue der Frauen und Howe, der sonst nichts weniger als streitsüchtig war, behauptete hartnäckig, alle Frauen wären untreu und es sei thöricht, auf ihre Liebe zu bauen. Er sprach so überzeugend über diesen Gegenstand, und brachte so viele Gründe vor, daß alle anwesenden Herren auf seine Seite traten. Nach Beendigung des Frühstückes sagte er seiner jungen Frau, er müsse wegen wichtiger Geschäfte ausgehen.

Abends empfing die bereits ängstlich gewordene Frau ein Briefchen von ihm, das nur die Worte enthielt: „Liebe Frau, unvorhergesehene Umstände nöthigen mich, sogleich nach Holland zu reisen, und ich habe nicht einmal so viel Zeit, von Dir Abschied zu nehmen. Ich hoffe indeß, daß meine Abwesenheit nicht lange dauern werde, kann aber die Zeit meiner Rückkehr nicht mit Bestimmtheit angeben.“ — Die junge Frau hoffte denn, daß ihr Mann bald zurückkommen würde, aber — fünfzehn Jahre lang hoffte sie vergebens auf Nachrichten von ihm. Was war aus ihm geworden? Statt nach Holland zu reisen, hatte Howe einen andern Namen angenommen und sich eine kleine Wohnung in der Straße gemiethet, in welcher seine Frau wohnte und da er erst seit kurzer Zeit in London war, so konnte er recht wohl, ohne erkannt zu werden, ein kleines Kaffeehaus in der Nähe seiner Frau besuchen. Hier erfuhr er denn eines Tages aus den Zeitungen, daß seine Frau bei dem Gerichte auf Ordnung der Angelegenheiten ihres Mannes angetragen habe, dessen Existenz mindestens sehr zweifelhaft sei. Er verfolgte die Verhandlungen mit großer Theilnahme und sie wurden bald nach dem Wunsche der Frau beendet. Zehn Jahre vergingen und Madame Howe nahm eine Wohnung in dem Hause eines gewissen Salt, den Howe häufig in dem Kaffeehause traf und mit dem er Freundschaft schloß. Er miethete sogar selbst ein Zimmer in Salt's Hause dicht neben der Wohnung seiner Frau, so daß er alles hören konnte, was bei dieser gesprochen wurde, die weit entfernt war zu ahnen, daß sie von ihrem Manne so aufmerksam beobachtet werde, welchen sie lange für todt hielt. Endlich nahm Salt ihn bei Seite und sagte geheimnißvoll zu ihm:

„Sie müssen sich doch recht langweilen, da Sie so allein sind.“

„D, es ist nicht so bedeutend.“

„Wenn ich wie Sie wäre, heirathete ich.“

„Ich heirathen?“

„Gewiß. In meinem Hause wohnt eine Wittwe in mittleren Jahren, Mad. Howe, die eine ganz tugendhafte Frau ist. Sie wäre eine Frau für Sie.“

„Ich werde mir die Sache überlegen,“ antwortete der Mann und damit hatte das Gespräch ein Ende.

Einige Tage nachher, am funfzehnten Jahrestage der Abreise ihres Mannes, erhielt Mad. Howe ein Billet ohne Unterschrift, in dem die tugendhafte Wittwe ersucht wurde, am nächsten Tage früh um zehn Uhr im St. James-Park bei dem Vogelhause sich einzufinden.

„Da sieh,“ sagte die Frau zu ihrer Schwester, „so alt ich bin, finde ich doch noch Liebhaber.“

„Aber . . diese Handschrift kommt mir bekannt vor,“ entgegnete die Schwester, welche das Briefchen aufmerksam betrachtete. „Sieh nur selbst her; ist der Brief nicht von Deinem Manne geschrieben?“

„Von meinem Manne!“ rief die tugendhafte treue Frau aus, welche die Schwachheit gehabt hatte, ihren sonderbaren

Mann zu lieben und zu betrauern, und dann wurde sie fast ohnmächtig.

Am andern Tage machte sie glänzende Toilette und begab sich mit ihrer Schwester und ihrem Schwager in den St. James-Park. Kaum waren sie an der bezeichneten Stelle angekommen, als Howe ganz freundlich zu ihr trat, sie umarmte und mit ihr sprach, als habe er sie erst am Tage vorher verlassen. Er war nun endlich von der Treue seiner Frau überzeugt und lebte noch viele Jahre glücklich mit ihr.

(Ein leichter Stoff.) Der leichteste lustigste Stoff, der in der Welt gewebt wird, wird in Manilla verfertigt und heißt Pina. Die feinsten Arten dieser Pina sind dabei außerordentlich schön und übertreffen auch darin alle übrigen Gewebe. Die Farbe ist gelblich und die Stickereien lassen sich nicht beschreiben. Alle Fremde kaufen ihn begierig, denn er gilt für eine große Merkwürdigkeit. Ueber die Art der Verfertigung sind bisher sehr seltsame Angaben verbreitet worden, namentlich behauptete man, er würde in Wasser gewebt. Dies ist nun allerdings irrig, aber so viel ist gewiß, daß jeder Luftzug in dem Raume vermieden werden muß, in welchem man ihn webt, weshalb rund um die Webstühle Schirme gestellt und alle Fenster geschlossen werden. Eben so vorsichtig muß man verfahren, wenn der Stoff gestickt wird. Diese Stickereien sind so fein, daß eine Stickerin an mancher Scharpe ein halbes Jahr ununterbrochen arbeitet. Es ist merkwürdig, daß dieser schönste Stoff, den die Damen zur Toilette verwenden können, in Europa noch nicht mobil geworden, ja daß er hier so gut als unbekannt ist.

(Seltsame Brautwerbung.) Unter den Dyaks, einem Volke im Innern von Borneo, üben die Frauen einen großen Einfluß auf die Männer aus, während doch sonst das Weib unter den wilden Völkern nur Selavin ist. Diese Merkwürdigkeit ist indess nicht das einzige, was jenes Volk auszeichnet; es hat noch eine weit seltsamere Eigenthümlichkeit, nämlich eine unbegreifliche Wortliebe für — Menschenköpfe. Diese Köpfe spielen eine große Rolle bei allen ihren Geschäften, namentlich bei den Heirathen, denn kein Mann darf eine Frau nehmen, wenn er nicht eine gewisse Anzahl Köpfe besitzt und diejenigen, welche keine Köpfe zusammenzubringen vermögen, werden von allen Mädchen und Frauen tief verachtet. Will ein junger Mann sich eine Frau nehmen, so begiebt er sich mit dem Vater des Mädchens zu dem Häuptlinge, der vor allen Dingen fragt, wie viele Köpfe er gesammelt habe und meist den Ausspruch thut, er müsse noch einen oder zwei — je nach seinem Alter und nach der Zahl derer in Besitz des Vaters der Braut — erlangen, ehe er heirathen dürfe. Gleich nach diesem Ausspruche begiebt er sich mit einigen Freunden fort, um auf Reisende zu lauern, denen er den Kopf abschneidet und dann mit der Beute zurückeilt, um der Braut Nachricht zu geben. Erscheint er selbst, so wird er festlich von den Frauen und Mädchen empfangen, die freudig die gräßliche Gabe annehmen,

die er bringt. Ist die gehörige Anzahl von Köpfen beisammen, so ist die Ehre der Braut befriediget und das Mädchen darf dem Bewerber ihre Hand nicht verweigern. Die Trauungszeremonie besteht darin, daß der Bräutigam mit dem Blute eines Hahnes, die Braut mit dem einer Henne bespritzt wird. Ist dies geschehen, so gilt die Ehe für untödtlich geschlossen.

(Ein Lustspiel hinter den Coullissen.) Vor einigen Tagen meldeten Pariser Blätter, eine junge schöne Schauspielerin vom Variétés-Theater werde sich mit einem reichen jungen Baron verheirathen und die Bühne verlassen. Der Director des Theaters erschrak gewaltig, als er dies las, denn er konnte keine seiner Künstlerinnen entbehren und es hatte ihm auch keine gekündigt. Er berief sofort alle seine jungen Künstlerinnen zusammen und fragte sie, welche von ihnen sich mit einem Baron verheirathe, ohne ihm Anzeige gemacht zu haben. Diese Worte brachten die größte Bestürzung hervor; die eine Liebhaberin erboste, eine andere suchte zu erröthen, eine dritte zitterte, und nur eine lächelte bescheiden. Der Zeitungsartikel wurde vorgelesen und die drei ersten Liebhaberinnen ereiferten sich gewaltig über die freche Presse, der selbst Familienangelegenheiten nicht mehr heilig wären &c. Der Director wußte nicht was er thun und sagen sollte und schlug endlich vor, eine Widerlegung an das Journal zu senden, zum Schutze der unglücklich verfolgten Tugend. Dabei blieb es vor der Hand und man trennte sich. Der Director befand sich kaum fünf Minuten in seinem Zimmer, so wurde an die Thüre geklopft und es trat eine hübsche Brünnette ein, die sogleich auf die besprochene Widerlegung kam und meinte, der Director solle erklären, sie heirathe den Baron R. nicht, weil er schon verheirathet sei. — Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden. Die Brünnette war kaum fort, so fand sich eine andere Liebhaberin, eine Blondine, ein, die dem Director eröffnete, sie hatte viel auf ihren guten Ruf — er möge dem Journale schreiben, der Baron v. B. sei ihr Pathe, weiter nichts als ihr Pathe, der als solcher Antheil an ihr nehme und nicht verdiene, daß man ihn durch das Gerücht, sie würde ihn heirathen, in's Gerede bringe. Der Director war so überrascht, daß er kaum bemerkte, daß die Blondine sich entfernte und die dritte Liebhaberin erschien, die sich höchst dramatisch vor ihm auf die Knie warf und ausrief: „Liebster Director, ich bin es, ich will Alles gestehen, aber retten Sie mich . . ., man will mich unglücklich machen. Jener Artikel ist eine Schändlichkeit. Wenn der Marquis ihn liest, erfährt er, daß der Baron P. zurückgekommen ist . . . Aber er läßt sich wirklich nirgends sehen, und wenn Sie nicht wollen, daß der Marquis mich ermordet, so schreiben Sie dem erbärmlichen Redacteur, der Baron besinde sich noch immer in Africa.“

„Hm!“ dachte der Director, als er wieder allein war, „da haben wir drei Barone und das Journal spricht nur von einem. Aber gleichviel, mir wird die Heirath nichts schaden, ich bin jetzt besser unterrichtet als die Zeitung. Deshalb wird

es aber auch gut sein, wenn ich schweige.“ Er schwieg; keiner der Barone der drei Damen dachte daran, den Journalartikel wörtlich zu nehmen, man lachte über den angeführten Journalisten, bis endlich die unbeachtetste, aber hübscheste Schauspielerin am Theater, die, welche bei der ersten Berufung aller Künstlerinnen zu dem Director bescheiden gelächelt und der Niemand eine solche Hinterlist zugetraut hatte, plötzlich ihre Verheirathung mit einem jungen reichen Baron anzeigte und gegen den Director ihr Schweigen mit den Worten entschuldigte: „da ich meinen Bräutigam hatte, konnte ich wohl meinen Colleginnen das unschuldige Vergnügen gönnen, den Artikel auf sich zu beziehen.“

Generalcorrespondenz.

Die wohlfeilste Beleuchtung und zwar durch Gas hat Freedomia in Nordamerica, eine Stadt von etwa 1200 Einwohnern, netten weißen Häusern und sechs Kirchen. Sie wird nämlich durch natürliches Gas beleuchtet, das aus dem Boden aufsteigt und in einem Gasometer gesammelt wird. —

Als vor zwei Wochen ein gewaltiger Sturm in Antwerpen und der Umgegend wüthete, stand auf dem Fischmarke der Stadt eine Bude, die immer sehr zahlreich besucht wurde, denn man zeigte darin einen „ächten“ Wilden, der stets von vier Mann mit geladenen Gewehren bewacht wurde. Der Inhaber der Bude beschrieb eben, mit welcher Lebensgefahr man den Wilden gefangen habe und wie unbändig er noch immer sei, als der Sturm die Bude so gewaltig erschütterte, daß an ihrem baldigen Einsturze nicht zu zweifeln war. Die vier Wächter des Wilden warfen die Gewehre weg und flohen, die anwesenden Neugierigen drängten sich mit Lebensgefahr nach den Thüren, denn sie fürchteten nicht bloß von der Bude erschlagen, sondern von dem nicht mehr bewachten Wilden gepackt und verzehrt zu werden; aber Niemand jammerte lauter und verzweiflungsvoller über die Störung und Zerstörung als der Wilde und zwar in — flämischer Sprache, denn es ergab sich nun, daß er ein ganz zahmer flämischer Bauerbursche und gar nicht weit her war. —

Die neueste amerikanische Münchhausenade, welche die Kunde durch die Zeitungen macht, berichtet, der Sohn eines Mannes, der mit Guano Handel treibe, ein Knabe von zehn Jahren, habe sich kürzlich in der Niederlage auf Guano-Säcke gelegt und sei da eingeschlafen. Als er herausgekommen, habe ihn sein Vater nicht wieder erkannt und der Junge selbst die bittersten Thränen vergossen, denn er sei während des Schlafens, in Folge der gewaltigen Treibkraft des Guano, zur Größe eines zwanzigjährigen Menschen emporgeschossen. —

Wenn man die sämmtlichen Strafen, Gassen, Gäßchen und Plätze von Paris aneinanderreihen könnte, so würden sie eine

Länge von 200 Stunden haben. Der Werth des Straßenspalters dieser Stadt beläuft sich auf 45 Mill. Frs. —

Der bekannte Schriftsteller Balzac soll den Antrag angenommen haben, ein Werk über Homburg zu schreiben, und zwar einen Roman, in welchem das dortige Bad, natürlich mit den grünen Tischen, mit allen Mitteln, die einem geistreichen Schriftsteller zu Gebote stehen, angepriesen werden soll, um neue Besucher anzulocken. Die Brüder Blanc, die Spielpächter von Homburg, sollen ihm dafür ein Honorar von 30,000 Frs. zahlen. —

Den Damen werden bald noch schönere Spiegel als bisher zu Gebote stehen. Es ist einem englischen Chemiker, Drayton, gelungen, die Glasplatten mit einer ganz dünnen Silberschicht zu überziehen und auf diese Weise erhält man die reinsten, glänzendsten Spiegel, die man gesehen hat. —

Die Königin von England wohnte während ihres Aufenthaltes in Coburg auch einer Jagd auf Hirsche und Rehe bei. Die Nachricht davon hat die ganze englische Presse in Aufruhr gebracht und die englische Pruderie zeigt sich da wieder einmal in ihrem ganzen Glanze. Die Zeitungen sprechen sich mit dem bittersten Tadel darüber aus, daß die Königin diesem blutigen Schauspiel beizuhohnen und warnen sie ernstlich, in England gleiche Vergnügungen zu suchen; keine aber denkt an die noch weit grausameren Fuchsjagden, welche die Freude aller ächten Engländer sind. —

Ein Pariser Blatt erzählt eine höchst seltsame Diebesgeschichte. Eine Dame traf, als sie sich Abends zur Ruhe begeben wollte, einen Diener ihres Hauses, der eben einen Secretair in dem Schlafzimmer erbrochen hatte und sich die darin befindlichen Juwelen zuignete. Der Dieb stürzte bei dem Anblicke der Dame zerknirscht auf seine Knie nieder und bat flehentlich um Vergebung; die Dame aber, die an demselben Abende 10,000 Francs auf ihr Ehrenwort im Spiele verloren hatte und nicht wußte, wie sie diese Schuld bezahlen sollte, wollte dem Diener das Verbrechen nur unter einer Bedingung verzeihen, wenn er nämlich ein anderes Verbrechen begehe. Sie forderte ihn auf, die Kasse ihres Mannes zu bestehlen, wozu sie ihm Nachschlüssel zu liefern versprach. Der Diener ging in seiner Todesangst auf den Antrag ein und unternahm auch die Ausführung. Das Schloß an der Kasse war aber nach einer neuen Einrichtung mit einer Art Pistol versehen, das sich entladet, wenn es nicht in einer besondern Art geöffnet wird. Der Diener öffnete das Schloß, der Schuß ging los und verwundete den Dieb gefährlich, der so abermals bei der That ergriffen wurde. Man brachte ihn ins Hospital und gleich im ersten Verhöre gestand er Alles, auch daß er auf die Aufforderung der Frau vom Hause die Kasse erbrochen habe. Die Dame läugnet natürlich und man ist auf den Ausgang der Sache sehr gespannt. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 40.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der öde Park.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Stellung, Blick und Wort des jungen Mannes war so drohend, es war so augenscheinlich, daß er im Stande sein könnte, die ausgestoßene Drohung auszuführen, daß Burnes wie unwillkürlich zurücktrat und augenblicklich die Peitsche sinken ließ. Ein Reitknecht, durch den Lärm aufmerksam geworden, war in den Stall geeilt, brachte eben das Pferd des Squire und hatte die letzten Worte Williams mit angehört.

„Wie es scheint, kennt Ihr Euren Herrn noch nicht hinlänglich, um zu wissen, wie er will, daß seine Untergebenen ihr Benehmen gegen seine Freunde einrichten sollen,“ sagte der Squire, indem er sich gefaßt zeigen wollte, obgleich, trotz seiner verächtlich lächelnden Miene, alle seine Züge krampfhaft zuckten. „Ich denke, daß Ihr heute noch seine Meinung in dieser Hinsicht erfahren werdet.“

Rasch stieg er jetzt auf's Pferd, hieb dieses ein Paar Mal, daß es sich hoch aufbäumte, und jagte wie ein Sturmwind von dannen.

„Er wird Euch einen schönen Verweis vom Lord zuziehen, wo nicht gar um den Dienst bringen, der giftige Mensch,“ bemerkte der Reitknecht, als Jener fort war.

„Immerhin!“ versetzte William, noch ganz blaß vor Zorn. „Ich würde ohnehin nicht lange mehr hier

geblieben sein. — Hätte ich nur,“ setzte er heftig hinzu, „als er die Peitsche erhob, sie ihm aus der Hand gerissen und ihn selbst damit bedient! — Vielleicht ereignet sich indeß noch eine Gelegenheit, um mit ihm dafür Abrechnung zu halten.“ —

Es war am Abende desselben Tages, als William Befehl erhielt, vor seinem Herrn zu erscheinen. Der Lord saß auf seinem Lehnstuhl in dem bekannten kleinen Zimmer. Er hielt einen offenen Brief in der Hand.

„Tretet näher!“ sagte der Lord mit rauhem Tone, als William an der Thüre stehen blieb.

Der junge Mann trat mit einer Verbeugung und auf eine Weise, die eben so viel Achtungsvolles als Ungezwungenes hatte, vor seinen Herrn, und besterter richtete schweigend einige Momente seine Blicke auf William.

„Ihr habt meine Tochter oft gesehen und Euch mit ihr über allerlei Angelegenheiten unterhalten,“ sagte der Lord, den Jüngling genau beobachtend. „Ich wünschte zu wissen, von was gewöhnlich die Rede gewesen.“

„Meistens von Blumenzucht und Gartenkunst, jedoch auch sonst von den verschiedensten Gegenständen,“ versetzte William mit Freimuth.

„Hat Euch Clotilde gesagt, daß ich beabsichtigte, sie zu verheirathen?“

„Allerdings, Mylord! Die Miß würdigte mich, davon zu mir zu sprechen.“

„Und was sagte sie Euch?“ fragte scharf der Lord.

„Daß sie den Mann, den sie heirathen solle, nicht liebe,“ erwiderte der Jüngling ruhig.

„Was habt Ihr darauf geantwortet, Sir?“ sprach der Lord, die Stirne runzelnd.

„Ich erwiderte, daß, wenn nicht bereits ein anderer Mann ihre Neigung besitze, sie am besten thun würde, ihren Widerwillen zu besiegen, in jenem erstern Fall aber ihr Herz Eurer Lordschaft zu öffnen, da es sich nicht denken lasse, daß ein Vater seine Tochter zu einer ihr verhassten Verbindung zwingen werde.“

Mit düsterm Blicke hörte Lord T. die Rede des jungen Mannes an.

„Und wißt Ihr, Sir,“ sagte er hart, „was Ihr Eurer Pflicht nach meiner Tochter hättet antworten sollen? — Ihr hättet ihr sagen müssen: Ihr seiet mein Gärtner, mein bezahlter Diener, und hättet keine Meinung in Angelegenheiten Eures Herrn und seiner Tochter. — Ich liebe es nicht, daß sich meine Untergebenen in Dinge mischen, die sie nichts angehen.“

„Verzeihung, Mylord, wenn ich gefehlt,“ versetzte William etwas verwirrt. „Ich meinte, es würde Miß Glotilde schmerzen, wenn ich meine Meinung zu sagen verweigert hätte. Die Miß war stets so gütig gegen mich —“

„Das scheint so,“ sagte trocken der Lord. „Solche Güte gegen Leute Euresgleichen wird aber oft gemißbraucht; dies hätte meine Tochter bedenken sollen. Ihr scheint mir überhaupt ein sehr anmaßender junger Mensch. Leset diesen Brief! Mein Nachbar Thomas Burnes beschwert sich über Euch und fordert Genugthuung.“

William durchslog das Schreiben. Es war voller Unwahrheiten, schilderte das Benehmen des jungen Mannes als grob und roh, und endete damit, daß Burnes zu verstehen gab, daß er den Umgang mit dem Lord aus verschiedenen Gründen, besonders aber wegen der durch William erlittenen Insulten, werde aufgeben müssen.

Der Jüngling erzählte seinem Herrn nun den ganzen Vorgang der Wahrheit gemäß und berief sich auf die Arbeiter, wie auf den Reitknecht, die Zeugen gewesen, daß Burnes ihn gereizt und verächtlich behandelt habe. Der Lord hörte ihn aufmerksam an, dann sagte er kalt:

„Wenn jedes Wort, was Ihr da gesagt habt, volle Wahrheit wäre, so würde dennoch daraus her-

vorgehen, daß es nicht angemessen sei, einen Menschen in meinem Dienst zu behalten, der, wenn auch vom Unverstand meiner Tochter dazu veranlaßt, sich erlaubt, in meinen Angelegenheiten Gutachten abzugeben und mich mit meinen Nachbarn in Verdrüßlichkeiten zu verwickeln. Hier —“ er nahm ein Paar Banknoten aus einem Portefeuille und gab William eine davon — „ist der Betrag dessen, was Ihr bis Ablauf des Contracts zu fordern habt. Binnen acht Tagen könnt Ihr abreisen; bis dahin werdet Ihr einen Nachfolger haben, dem Ihr Alles übergeben könnt.“ —

William war empört über die Art und Weise der Ablohnung, doch verbiß er seinen Unmuth, verbeugte sich und nahm die Banknote. Eben wollte er sich entfernen, als der Lord ihn noch ein Mal zurückrief; es war, als ob ihm plötzlich etwas befiel.

„Irrt ich nicht,“ sagte er mit anscheinend gleichgiltigem Tone, „so äußertet Ihr einst, als Ihr Euch bei mir meldetet, daß Ihr zur Vervollkommnung in Eurer Kunst eine Reise nach dem Continent machen wolltet. Ich glaube indeß, daß Ihr besser thätet, noch zwei Jahre in England zu bleiben und die Fortschritte derselben zu studiren. Unter der Bedingung, daß Ihr auf diese Zeit unsere Insel nicht verlasset und mit Euren Studien in Schottland beginnet, gebe ich Euch hundert Pfund zur Unterstützung Eures Vorhabens.“

William stugte. Der Lord reichte ihm die Banknote hin; dies geschah indeß auf eine auffallend verdrüßliche, fast verächtliche Weise, wenigstens war in der Art, wie es geschah, nicht die geringste Spur von Theilnahme an seinem Geschick. Ruhig trat der Jüngling deshalb einen Schritt zurück.

„Ich halte mich,“ sagte er ruhig und in achtungsvollem Tone, „noch nicht für reif genug, um mit Nutzen zu reisen, und werde daher in einem Dienste meine Kenntnisse erst noch zu vermehren suchen. England verlasse ich unter einigen Jahren auf keinen Fall. Erlauben Euere Herrlichkeit mir daher die Unterstützung mit Dank abzulehnen.“

Verdrüßlich warf der Lord das Portefeuille, das er in der Hand hielt, auf den Tisch und winkte William zum Fortgehen.

Der Jüngling war ungemein verwundert über das Benehmen seines Herrn. Erst verabschiedete ihn dieser mit Unwillen, und dann wollte er ihm hundert Pfund zu seiner fernern Ausbildung schenken. Der erste Umstand wäre ihm wegen des Briefes des Squire,

so wie wegen der Fragen des Lords, aus denen hervorging, daß Clotilde von ihm gesprochen haben müsse, erklärlich gewesen, aber was sollte die Bedingung, daß er England binnen zwei Jahren nicht verlassen dürfe? — Es war fast Mitternacht als William sich immer noch erfolglos mit der Beantwortung dieser Frage abquälte. —

Drei Tage vergingen. — William war unausgesetzt beschäftigt, Alles zur Uebergabe an seinen Nachfolger vorzubereiten, und es fiel ihm deshalb weniger auf, als es wohl sonst der Fall gewesen sein würde, daß Clotilde gegen ihre Gewohnheit seit jener Zeit nicht einen Fuß in den Garten gesetzt hatte. Ganz entschieden lag diesem Umstande ein Befehl von dem Lord zu Grunde. So schmerzlich auch dem jungen Manne der Gedanke war, daß er das Mädchen, über dessen Zuneigung ihm kaum noch ein Zweifel bleiben konnte, vor seiner Abreise nicht wiedersehen sollte, so tröstete ihn doch der Umstand, daß er auf diese Weise der höchst peinigenden Augenblicke des Abschieds von einem Wesen, das ihm nach und nach unendlich theuer geworden, an dessen Besitz indeß von seiner Seite nie zu denken war, überhoben wurde. Gegen Abend des vierten Tages, als die gewöhnlichen Arbeiten verrichtet worden waren, entließ William seine Leute, indem er sie nach verschiedenen Besprechungen für den andern Morgen nach einem gewissen Punkt des verwilderten Parktheils bestellte, wo, wie er sagte, ein Theil des Wildzauns zusammengebrochen sei und schleunig wieder hergestellt werden müsse. Er selbst, fügte er hinzu, würde sich noch an demselben Abende an Ort und Stelle begeben, um Alles zu besehen und beurtheilen zu können, welches Material an Ort und Stelle zu schaffen sei. In dem Momente, wo die Arbeiter auseinandergehen wollten, kam Thomas Burnes und zwar, wie immer, unbegleitet angeritten. So wie er William erblickte, hielt er sein Pferd an.

„Uebermorgen,“ sagte er hohnlächelnd zu dem jungen Manne, „wird Euer Nachfolger, den ich den Wünschen Eures Herrn zufolge besorgt habe, anlangen. Den Tag darauf werdet Ihr ihm das Inventarium, das Ihr übernommen, übergeben, und ich werde, da Lord E. dies haben will, dabei dessen Stelle vertreten. — Adieu!“

„Seht Euch ja vor, Sir,“ sagte ein alter Gartengehilfe, „daß dieser Mensch nicht das Geringste findet, was Euch Verdruß zuziehen könnte. Beim Abgange des vorigen Gutsverwalters war der Squire

auch der Vertreter des Lords, und Ihr glaubt nicht, wie er ihn hicanirt hat.“

„D,“ sagte William lächelnd, „meine Maßregeln sind bereits genommen. Der wird mir nicht viel zu schaffen machen; eher möchte das Gegentheil stattfinden. Er hat einen Auftrag übernommen, von dem er einen kuriosen Lohn davontragen dürfte.“

„Ei,“ sagte der Vorige, „laßt Euch nicht etwa von der Hitze fortreißen, um Euch an ihm zu vergreifen.“

„Das wird sich finden,“ versetzte William. „So viel ist gewiß, daß er keinen ähnlichen Auftrag je wieder übernehmen wird.“ —

Es fing bereits an zu dunkeln, als die alte Ausgeberin des Lords in Williams Zimmer trat. Es war eine fast achtzigjährige, halb taube, halb blinde Greisin, und nur weil der Lord sehr an sie gewöhnt war und nur wenige Bedürfnisse hatte, war es möglich gewesen, die fast stumpf und kindisch gewordene Alte noch im Dienste zu behalten.

„Ach, Mr. William,“ sagte sie, sich gleich beim Eintritte auf einen Stuhl niederlassend, „das ist eine traurige, eine erschreckliche Geschichte! Ich meine die mit Miß Clotilde und Mylord.“

„Um Gotteswillen! Was giebt's denn?“ rief der junge Mann erschrocken. „Was ist denn vorgegangen?“

„Gehangen? Ei wo denkt Ihr hin! Gehangen hat er sich nicht und Miß Clotilde eben so wenig, aber böse war er, fürchterlich; und die Miß kommt gar nicht aus dem Weinen und Lamentiren.“

„Warum denn? — Mutter Elisabeth, warum denn?“ schrie William ihr ins Ohr.

„Ja warum! — Wer das wüßte!“ sagte die Alte. „Ich war im Nebenzimmer als der Herr die Miß erschrecklich auszankte. Von „niedriger Gesinnung“ schrie er, von „Kindereien und Albernheiten!“ Er schrie, daß die Fensterscheiben zitterten und ich glaube, wenn ich im Zimmer gewesen wäre, ich würde jedes Wort verstanden haben.“

„Hat Euch Miß Clotilde nichts über den Gegenstand seines Bornes gesagt?“ fragte der Jüngling.

„Gewagt? — Freilich hat sie gewagt, ihm zu widersprechen. Darum war er vielleicht so aufgebracht. — Sie soll nämlich den Squire da drüben — wie heißt er doch? nun den, der immer das dürre braune Pferd reitet! — heirathen, und da sie nicht will, so

muß sie fort. Morgen mit dem Frühesten muß sie reisen, weit nach einer Stadt im Franzosenlande.“

„Nach Paris vielleicht?“ fragte William betroffen.

„Ganz recht, nach Paris! — Von dort war auch der Franzose, der Jean, der mit Mylady davon ging, und auf den Ihr Euch noch recht gut besinnen werdet.“

„Ich, Mutter Elisabeth?“ erwiderte William lächelnd. „Die Sache ist über zwanzig Jahre her und ich war damals kaum geboren.“

„Ja, ja, Ihr mögt Recht haben!“ erwiderte die Alte sinnend. „Ich verwechselte Euch mit Eurem Vorgänger, was leicht stattfinden konnte, denn er war auch ein junger Mensch und trug einen grünen Rock mit gelben Knöpfen. — Aber warum bin ich denn eigentlich hergekommen? — Miß Clotilde hatte mir doch etwas aufgetragen und seht, ich habe es rein vergessen. — Es ist recht fatal, wenn man alt wird. Ich sehe und höre nicht mehr ganz gut — vielleicht habt Ihr dies auch schon bemerkt — und jetzt werde ich noch dazu vergesslich! Ich vergesse Alles, was nicht vor zwanzig bis dreißig Jahren passiert ist. Geht's Euch etwa auch schon so?“

„Nein, Mutter,“ versetzte der Jüngling lachend, „mein Gedächtniß ist noch ganz gut. — Aber könnt Ihr Euch nicht besinnen, was die Miß Euch gesagt hat?“

„Gefragt? — Nein, sie hat mich nichts gefragt. Es ist mir eher, als ob ich Euch etwas hätte fragen sollen.“

„O mein Gott!“ rief William unwillig. — „Hätet Ihr der Miß doch gesagt, sie solle es aufschreiben, da Ihr so vergesslich seid!“ schrie der junge Mann ihr sodann mit Donnerstimme in die Ohren.

„Herr Gott! Ihr habt Recht; freilich hat sie geschrieben,“ versetzte plötzlich die Alte, emsig an sich heruntertappend. — „Wenn ich das Zettelchen nur nicht verloren habe!“

Nach langem Suchen und Auskramen brachte sie ein versiegeltes Briefchen zum Vorschein.

„Ich glaube, dies wird es sein!“ sagte sie. „Aber wie wußtet Ihr denn, daß die Miß geschrieben hat?“

„Durch meine Prophetengabe!“ schrie William lachend. Rasch erbrach er den Zettel, trat an das Fenster, um ihn im Zwiellicht zu lesen, dann ging er lange Zeit im Zimmer auf und ab. Dem Anscheine nach dachte William lange über den Inhalt des Briefes nach; er schien mit sich selbst nicht einig werden zu können. Die Alte sah während der Zeit stumpf

vor sich hin. Plötzlich blieb der Jüngling vor ihr stehen.

„Mutter Elisabeth,“ sagte er, „ich bitte Euch, falls Ihr es nicht vergessen solltet, der Miß zu sagen, daß ich zu rechter Zeit antworten würde.“

Ohne zu fragen, wie dies möglich sei, da Clotilde mit dem Frühesten abreisen sollte, beruhigte die Greisin sich mit der Antwort und ging mit einem: „Gute Nacht!“ zur Thüre hinaus. —

Der junge Mann schien äußerst bewegt als er allein war. Er zündete ein Licht an und überlas bei dessen Schein den Zettel wohl zehn Mal. Es war jetzt dunkel geworden. Die Schloßuhr schlug zehn Uhr. Die Unruhe Williams schien auf's Höchste zu steigen. Hektischer noch wie früher lief er in dem Zimmer auf und ab, endlich blieb er stehen und setzte die brennende Kerze auf das Fensterbret. Sogleich erschien eine ähnliche an einem entfernten Fenster des Schlosses. — —

Am folgenden Tage war die halbe Grafschaft Lancaster in Alarm. Reitende Boten kreuzten sich in der Nähe des Landsitzes des Lord E. Bald kamen auch ein Paar Wagen mit Gerichtspersonen und Ärzten angefahren. Der Squire Thomas Burnes war in dem verödeten Theile des Parkes des Lord E. durch zwei Messerstiche getödtet gefunden worden. — So wie die Leiche nach dem Schlosse gebracht und der Thatbestand erhoben worden war, strömte Alles nach dem Schauplatz der Gräueltthat. Dies war ein kleiner Platz unweit des Thores des den Park einschließenden Wildzaunes, wozu der Squire einen Schlüssel hatte, um sich auf geradem Wege nach dem Schlosse des Lords begeben zu können. Obgleich der Boden hart war, sah man doch die Eindrücke der Hufe des Pferdes. Diefen zufolge war der Squire von dem Mörder hier vom Pferde geworfen worden, und letzteres war durch eine breite Lücke, wo der Zaun zusammengestürzt war, nach Hause geeilt. Das Thor war nicht geöffnet, denn der Schlüssel steckte in der Rocktasche des Ermordeten, und der Hufschlag des Pferdes wies nach der Zaunlücke. Durch das allein rückkehrende Pferd waren die Leute des Squire hinsichtlich ihres Herrn besorgt geworden, hatten ihn mit Anbruch des Tages zu suchen begonnen und endlich auf jenem Platze gefunden. Die Gewaltthat machte ein um so größeres Aufsehen, als der Ermordete nicht beraubt war. Eine Uhr und eine Börse, worin außer mehrerem Silbergeld sich auch einige Goldstücke befanden, traf man

in den Taschen, einen Brillantring an dem Finger des Todten. Muthmaßlich war dem Squire ein Hinterhalt gelegt und derselbe, ehe er etwas dergleichen vermuthen konnte, vom Pferde gerissen worden, denn man fand keine Spuren eines Bertheidigungskampfes. Dies schien darauf zu deuten, daß der Mörder mit dem Wege seines Opfers, so wie mit dem Umstande, daß der Schlüssel zu dem Thorwege sich in der Hand des Squire befand, und er, um ihn zu öffnen, vom Pferde steigen müsse, bekannt, und der Platz der Gräueltthat mit Bedacht und von einem Ortskundigen gewählt sei. Der erste der beiden Messerstücke war auf einer Rippe der linken Seite abgeglitten, der zweite aber unmittelbar ins Herz gedrungen und mußte augenblicklichen Tod herbeigeführt haben.

Clotilde war während es noch dunkelte abgereist. Mr. Nicholas Reid hatte sie im nächsten Städtchen erwarten sollen. Der Advokat war dort auch richtig mit ihr zusammengetroffen und Beide hatten bereits ein Anzahl Meilen hinter sich, ehe die Nachricht von dem Tode des Squire den Ort erreichte.

William befand sich an demselben Vormittage, als die Aufnahme des Thatsbestandes und die Sektion der Leiche in dem Schlosse stattfanden, eben auf einer Bank in dem dichtbebuschten Theile des Parkes unweit der Treibhäuser sitzend, als einer seiner Arbeiter zu ihm trat und er von dessen Anrede heftig zusammenschreckte, da er ihn nicht eher bemerkt hatte, bis er neben ihm stand.

„Sir,“ sagte der Gartenarbeiter, „wie Ihr bereits wißt, soll der Wildzaun in der Nähe des Ortes, wo der Mord geschehen, nicht eher als bis nach Austrag der ganzen Sache wiederhergestellt werden. Womit soll ich mich also diesen Vormittag beschäftigen?“

William schien äußerst zerstreut und Jener mußte die Frage noch ein Mal wiederholen.

„Ihr könnt,“ antwortete jetzt der junge Mann, „die Pflanzfreier schneiden, von denen ich Euch bereits gesagt.“

„Dazu ist mein Messer nicht scharf genug und ich möchte nicht gern erst nach Hause laufen, um es zu schärfen,“ erwiderte Jener. „Seid daher so gut, Sir, und leih mir ein wenig das Eure; ich meine das scharfe Dolchmesser, das Ihr mir gestern liehet, es paßt ganz besonders zu dieser Arbeit.“

„Ich habe,“ sagte William, „es gestern verloren, und will es erst suchen. Es muß mir beim Nachhause-

gehen drüben beim Wildschuppen aus der Scheide gefallen sein.“

„Ei, Sir,“ sagte der Arbeiter, indem er auf Williams Aermel zeigte, „Ihr habt da Blutsflecke auf dem Kleide. Habt Ihr Euch verwundet?“

„Blutsflecke? — Sollten dies Blutsflecke sein?“ erwiderte William verwirrt. „Ja wahrhaftig! — Mir hat heute Nacht die Nase geblutet.“

„Im Bett? — Habt Ihr Euch in vollen Kleidern ins Bett gelegt?“ sprach verwundert der Arbeiter.

„Das nicht,“ versetzte Jener verwirrt. „Warum sollte ich in Kleidern schlafen? — Ich war im Parke, um frische Luft zu schöpfen. — Ich war unwohl. Endlich bekam ich Nasenbluten. Davon müssen die Flecke herrühren.“

„Ihr waret unwohl?“ sprach der Andere. „Wie es scheint, seid Ihr es noch. Ihr seid ganz blaß und kommt mir so verstört vor, als ob Ihr die Nacht nicht geschlafen hättet oder Euch sonst etwas begegnet wäre. — Aber da fällt mir ein, daß Ihr Euch die Leiche des ermordeten Squire werdet angesehen haben und dies hat auf Euch einen solchen Eindruck gemacht. Ja, der Thomas Burnes sah beim Leben nicht besonders freundlich aus und als Todter vollends ganz entsetzlich, indeß krank bin ich nicht davon geworden. Wenn der Anblick schon auf Euch so gewirkt hat, welche Empfindungen mußte erst der Mörder haben, wenn er die zähnefletschende, blutige Leiche sähe! — Ich möchte eine solche Blutschuld nicht auf der Seele haben. — Dazu kommt noch, daß eine solche Unthat selten verborgen bleibt. Dst bringt sie irgend ein Zufall an's Licht und wenn der Mörder Alles noch so genau berechnet hätte.“

„Meint Ihr, daß der Thäter entdeckt werden wird?“ fragte William zerstreut.

„Ja, wer kann dies wissen!“ versetzte der Arbeiter sichtlich frappirt. „Hoffen wir, daß der Verbrecher den Lohn seiner Missethat erhalte. — Da Ihr,“ setzte er hinzu, „Euer Messer nicht bei Euch habt, so will ich geschwind nach Hause gehen, um das meinige zu schleifen und dann mein Tagewerk beginnen.“

So wie sich der Arbeiter entfernt hatte, ging William eiligen Schrittes und ohne auf gebahnte Wege Rücksicht zu nehmen, nach dem verwilderten Theil des Parkes und zwar in einer Richtung, die der Gegend, wo die Mordthat vorgefallen war, entsprach. —

William mochte ungefähr eine Stunde auf seiner Wanderung zugebracht haben und er ging, dem An-

scheine nach sehr erhist, seiner Wohnung zu, als er an der Thüre derselben einen Mann in bürgerlicher Kleidung lehnen sah. Eben wollte er den Fremden fragen, ob dieser ihn zu sprechen begehre, als Tene ihn mit der Frage: ob er der Gärtner William Todd sei? anredete. So wie der Jüngling dies bejahete, zog der Unbekannte mit der linken Hand einen kleinen weißen Stab, der mit einer Krone und dem königlichen Namenszuge verziert war, aus dem Busen, legte ihm die Rechte auf die Schulter und sagte mit ernstem Tone:

„Im Namen des Königs verhafte ich Euch, William Todd, wegen dringenden Verdachts, einen vorsätzlichen Mord an Thomas Burnes Esquire auf — House begangen zu haben.“

Wie ein Donnerschlag wirkten diese Worte auf William. Er ward blaß wie eine Leiche. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesichte gewichen. Dann stammelte er kaum seiner Worte mächtig:

„Was? — Ich? — Ich ein Mörder? — Gerechter Gott!“

Am ganzen Leibe zitternd folgte er dem Constabler, der ihn sogleich nach einem Wagen führte, welcher wenige Minuten später mit Beiden davonrollte. —

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Die Jungfrau mit dem Krüge.) In dem berühmtesten Kloster St. Just in einem kleinen Thale Spaniens in der Nähe der portugiesischen Grenze, in welches sich bekanntlich der große Kaiser Karl V. nach seiner Thronentsagung zurückzog, befindet sich eine Statue „der Jungfrau mit dem Krüge,“ an welche sich ein kleines unbekanntes Drama knüpft.

Im Jahre 1780 oder noch etwas später standen in der Nähe des Klosters ein prächtiges Schloß und ein hübsches Bauernhaus. In dem Schlosse lebte ein schöner junger Mann, Don Manuel und in dem Bauernhause ein schönes Mädchen, Marica mit Namen. Don Manuel war zu gleicher Zeit Edelmann, Künstler und Gelehrter, was in Spanien, und auch an andern Orten, selten ist; namentlich zeichnete er sich durch die Gewandtheit aus, mit der er den Meißel führte. Eines Abends nun hatte Marica das Unglück, sich am Ufer des kleinen Flusses zu verspätigen, aus welchem sie jeden Tag Wasser holte; sie nahm den Krug, den sie langsam gefüllt hatte, hob ihn mit zitternder Hand auf ihr schönes Köpfchen und trat dann den Rückweg an, wobei sie ein Liedchen leise vor sich hinsang. Nun sagt ein spanisches Sprichwort, wo ein junges Mädchen seufze,

erscheine stets auch ein junger Mann, sie zu trösten. Das Sprichwort traf auch hier ein; Marica seufzte und plötzlich stand Don Manuel vor ihr. Aber das arme Mädchen erschrak so sehr, daß sie ihren Krug fallen ließ, der in Stücken zerbrach.

Drei Monate nach dieser ersten Begegnung wagte Manuel die schöne Marica seinem Vater und seiner ganzen Familie mit der Bitte vorzustellen, sie ihm zur Frau zu geben; aber sein stolzer Vater lachte ihn aus. Da drohete Manuel, seine Ehre, seinen Stand und seine Zukunft dem Bauernmädchen zu opfern, aber sein Vater befahl den Dienern, das Mädchen mit Gewalt aus dem Schlosse zu bringen. Manuel folgte der Geliebten und sie nahmen sich vor, an einer andern Thüre anzuklopfen, an der Thüre des Hauses des Bauern. Der alte Vater Maricas sprang auf wie ein Tiger und antwortete: „der Reichtum vermählt sich nicht mit der Armut, die spanische Granzbezza nicht mit dem Bauernstande... Der junge Herr will Dich verführen, mein Kind; gehen Sie, Don Manuel, und bleiben Sie was Sie sind, ein Edelmann, Du aber, meine Tochter, bleibe was Deine Mutter war, die brave Frau eines Landmannes.“

Die väterliche Gewalt ist in Spanien unbeschränkt; der Bauer verurtheilte also seine Tochter, in dem engen Raume der Hütte zu klagen und zu weinen, während der stolze Herr des Dorfes seinen Sohn in den Prunkgemächern seines Schlosses einsperrte. Die Folgen dieser Grausamkeit ließen nicht lange auf sich warten; eines Tages sah Manuel um sich, ohne etwas zu erkennen und begann unzusammenhängend zu sprechen; er hatte gleichzeitig das Licht seiner Augen und seinen Verstand verloren. Von diesem Augenblicke an erlaubte der stolze Schlossherr der verschmäheten Marica in der Nähe des Geliebten zu bleiben, dessen unzertrennliche Gefährtin, dessen Pflegerin, Führerin und Schutzengel sie wurde. Der Unglückliche sprach nichts mehr als „mein Vater! — Marica!“ — Alles übrige hatte er vergessen. So lebte er über ein Jahr lang hin, dann fand er allmählig sein Gesicht und seine Liebe zur Kunst wieder. Er schloß sich in sein Zimmer ein und arbeitete unablässig. Mit Mühe gelang es einst Marica und dem alten Vater Manuels sich in dem Arbeitszimmer zu verstecken. Der Irre setzte sich vor eine Statue nieder, von der er eine grobe Hülle abzog und die er mit begeisterter Liebe betrachtete. Die versteckten Zuschauer erkannten in derselben ein Wunder von Anmuth und künstlerischer Vollendung. Die Statue stellte ein Mädchen dar und dieses Mädchen glich täuschend der schönen Marica. Sie trug einen Krug auf dem Kopfe wie Marica, als Manuel die Geliebte zum ersten Male gesehen. Marica konnte nicht länger an sich halten; sie trat vor, klopfte den armen Irren sanft auf die Achsel und fragte weinend, was er mit dem Meißel an der Statue thue. — „Ich arbeite.“ — „Wer ist das Mädchen?“ — „Die Jungfrau mit dem Krüge.“ — „Ist es nicht Deine Geliebte.. in Marmor?“ — „In Marmor?“ antwortete der Künstler, „sie hat Leben in ihrem Auge und Blut in ihren Adern. Aber ich bin noch nicht zufrieden;

wie fleißig ich auch arbeite, sie bleibt noch immer unbeweglich ... sie lebt noch nicht. Ich muß noch immer warten."

Am andern Tage begab sich Marica allein in das Zimmer Manuels, ließ die Statue wegbringen und stellte sich ganz in der Stellung, welche das Bild hatte, an der Stelle desselben auf. Bald erschien denn Manuel und trat an das Wunderwerk, dem er Leben und Bewegung geben wollte. Dann nahm er einen Meißel, um an seinem Werke noch zu bessern, schon hob er das Werkzeug, um den Busen der Jungfrau damit zu berühren, als Marica erschrocken nach der Hand des Künstlers griff.

„Welches Glück!" rief Manuel aus; „sie hat sich bewegt, — sie ist vollendet."

Die Statue stieg von dem Piedestal herunter.

„Sie geht!" rief der Ueberglückliche aus.

Sie sah ihn lächelnd an.

„Sie sieht mich! Sie lächelt mich an! Sie erkennt mich! jubelte der Irre.

Marica sagte leise zu ihm: „Manuel!"

„Mein Gott," murmelte dieser; „sie spricht, sie ruft, sie liebt mich."

Die Statue schritt auf ihn zu und er wich vor ihr zurück bis in die fernste Ecke des Zimmers; dann fiel er auf seine Kniee nieder, aus Angst und Entsetzen; seine Zähne wurden fürchterlich; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, seine Augen schlossen und öffneten sich unaufhörlich, seine Lippen zuckten gräßlich. Da neigte die lebendige Statue das schöne Haupt nach ihm und drückte ihre Lippen auf die Stirn des Geliebten und plötzlich, nach dem Feuer dieses Kusses, rief Manuel, außer sich vor Freude und Angst mit starker Stimme: „Marica! Marica!" und er stürzte sich auf sie, schloß sie in seine Arme, gleich als fürchte er, daß sein Schatz ihm entrisen werden könnte und sank endlich ohnmächtig nieder.

Einen Augenblick fürchtete man, Manuel sei dieser gewaltigen Erschütterung erlegen, aber noch an demselben Tage erwachte er aus der Ohnmacht ruhig, verständlich und verliebt wie sonst. Er erkannte seinen Vater und küßte ihm die Hand; er erkannte Marica und drückte sie an sein Herz.

Diese wunderbare Heilung machte in ganz Spanien das größte Aufsehen, die Frommen schrieben das Wunder der heiligen Jungfrau selbst zu.

Einige Jahre darauf kam Manuels Statue in das Kloster St. Just. Marica war nämlich gestorben und Manuel zog sich, um die Geliebte zu beweinen, in das berühmte Kloster zurück. Er ließ das Meisterwerk dahin bringen, und erhielt so das Recht, jeden Tag zu den Füßen einer Statue zu knien, die für ihn das heiligste und göttlichste Bild war.

(Eine Pferde-Besprechung.) Ich befand mich mit einem alten Dragoner-Rittmeister zum Besuche auf einem Gute in Lithauen. Der Gutsherr ließ uns seine Rosse vorführen,

Alle von Trakehner Race. Eins derselben war dem Anscheine nach das vortrefflichste Thier, hatte jedoch einen Fehler und zwar den sehr widrigen: — Niemand konnte es reiten. Der Gutsherr war deshalb bereits entschlossen, es dem Dorfsoutkan zu übergeben, der neben seiner Schmiedeprofession die eines Viehärztes betrieb und auch die seltene Kunst verstand, mittels bloßen Einflüsterns Pferde zu bannen. Diese Fähigkeit ist in Lithauen vielen Landleuten eigen und erinnert an die Lappländer, die in ähnlicher Weise ihre Rennthiere behandeln. Nachdem der Rittmeister wohl eine Stunde lang sich vergebens abgemüht hatte, die Widerspenstigkeit des Thieres zu brechen, gab er es an den Hausherrn und dessen Reitknecht zurück.

„Es bleibt denn nichts übrig," sagte Letzterer, als es zum Zauberschmied zu führen." Auf unsern Wunsch, Augenzeugen der Wunderthat zu sein, erbot sich der Gutsherr uns ins Dorf zu geleiten. Der Stallknecht führte das störrige Thier, wir folgten. Bei unserer Ankunft im Dorfe mußte der Knecht anhalten. Der Gutsherr bestieg zu unserer Verwunderung das schnaubende Thier und sagte: „Nun geben Sie Acht, meine Herren!" Das Pferd ertaubte ihm, sich bügelsest zu machen. So wie er aber anfing, es vorwärts zu treiben, schien jeder Muskel vor Wuth anzuschwellen. Das Pferd bäumte, schlug hinten aus, bockte und ließ mit einem Worte nichts unversucht, seinen Reiter abzuwerfen. Dieser, ein ausgezeichnete Reiter, saß zwar fest, fand aber seinen Sitz nicht besonders angenehm und wollte absteigen. Das erlaubte jedoch das Pferd nicht; es bäumte noch höher als früher und verrieth starke Lust, sich überzuwerfen. In diesem Momente trat ein untersehter, kräftiger Mann aus der Schmiede, auf die wir zugegangen waren, näherte sich dreißig und blieb, weiter nichts sagend als: „I, du Bestie!" dem Schauspieler ruhig zusehend stehen. Der Stallknecht, böse über diese Saumseligkeit, schrie endlich: „Nun, Bälkaus, wie lange wird's? zischle schnell! er überschlägt sich sonst, sag' ich Dir." — „Will der Herr es haben?" fragte der Schmied. „Nun denn freilich!" versetzte der Andere: und kaum war's gesagt, so sprang der kleine Wulkan zu und hielt den Hals des widerspenstigen Thieres mit beiden Armen umfaßt. Das Pferd, solcher Liebkosungen nicht gewöhnt, stieg auf und hob den kleinen stämmigen Mann in die Höhe. Dieser ließ sich nicht schrecken, hielt fest und brachte trotz seiner unbescheidenen Stellung den Mund an die Oeffnung von des Pferdes linkem Ohr. Seine Hände klammerten sich fest an des Thieres Halse und was ich außerdem zu bemerken vermochte, war, daß er den Mund ebenso fest auf's Ohr andrückte. Ohne Weiteres wurde das Pferd weniger störrig. Es stand still, zitterte ein wenig, als wenn es friere und — sein eigensinniger Muth war gebrochen. — Diese Thatsache wird Jedem seltsam erscheinen, aber ich verbürge dieselbe als wahr, ohne jedoch die Erklärung des Wie und Wodurch angeben zu können. Das Pferd wurde durchaus fügsam. Ich habe später zu wiederholten Malen es reiten gesehen und wünsche mir kein frommeres Thier, als dies geworden war.

Generalcorrespondenz.

Von Berlin aus wird nächstens die Aufforderung zur Zeichnung von Actien für eine der großartigsten Unternehmungen unserer Zeit ergehen, denn die Berliner sind neidisch auf die Engländer wegen der englisch-ostindischen Compagnie, welche bekanntlich einen großen Theil von Asien erobert hat und besitzt, sie wollen deshalb eine berlinisch-afrikanische Compagnie gründen, in Afrika, wo möglich da, wohin noch nie ein Schimmer von Cultur gedrungen ist, eine Landstrecke von 3 bis 4000 M. ankaufen und deutsche Auswanderer dahin schaffen, damit diese dort ein deutschafrikanisches Reich gründen. Um nun aber auch die Mittel zu haben, eine fortwährende Verbindung zwischen Berlin und Afrika zu unterhalten, sollen fünf bis sechs große Kriegsschiffe gebaut oder gekauft werden, welche die Handelsflotten der berlinisch-afrikanischen Compagnie begleiten, der Flagge derselben Achtung verschaffen und etwaige Seeräuber züchtigen sollen. Man glaube nicht, daß dies ein Scherz sei; die Sache wird von einigen ausgezeichneten Planmachern in Berlin ernstlich betrieben und man hat bereits vorbereitende Versammlungen zur Gründung des erwähnten Actienvereins gehalten. Die Zeit ist vielleicht nicht fern, daß Berlin einen Hafen erhält zur Aufnahme der Kriegsschiffe der berlinisch-afrikanischen Compagnie. —

In Amsterdam ist kürzlich unter großen Festlichkeiten die neue schöne Börse eröffnet worden, welcher der König von Holland eine Statue Mercur's aus Bronze schenkte, die in der Mitte des Prachtbaues aufgestellt werden soll. —

Das von uns bereits erwähnte neue Lustspiel von Laube, „Gottsched und Gellert“, ist in dieser Woche in Leipzig zum ersten Male zur Aufführung gekommen und mit Beifall aufgenommen worden. Es ist ein Stück, das gewiß bald die Kunde über alle deutsche Bühnen machen wird, da es sehr wirksam ist und überall Beifall finden muß. Wie die meisten neuen dramatischen Werke enthält es zahlreiche Bezüge auf die Gegenwart. —

Dieselben englischen Blätter, namentlich die Times, die sich so stark mißbilligend darüber ausgesprochen hatten, daß die Königin Victoria bei Gotha einer Jagd beigewohnt und die die Jagd für ein rohes Vergnügen erklärten, enthalten jetzt ausführliche theilnehmende Beschreibungen eines gewaltigen Wettkampfes zwischen zwei Boxern, der in London unter dem Andrang von Tausenden stattfand und wobei der eine Kämpfer, wenn nicht ganz, so doch beinahe todt geschlagen wurde. Das halten die Engländer keineswegs für ein „rohes Vergnügen“. —

Der ärgste Theaterlärm, von dem man seit langer Zeit gehört hat, kam vor einigen Tagen in Dijon bei der Aufführung der bekannten Oper „die Favoritin“ vor. Es trat ein Sänger Assemat darin auf, der vollständig ausgepiffen wurde.

Um das Publikum zu beschwichtigen, trat endlich der Regisseur vor und erklärte, Herr Assemat werde nicht engagirt werden, man möge aber die Oper zu Ende spielen lassen, damit die Sängerin, die auch zum ersten Male auftrat, sich vollständig hören lassen könne. Damit war das Publikum einverstanden, aber nun trat der ausgepiffene Sänger, als er in seiner Rolle wieder auf der Bühne erschien, bis vor an die Rampe und sagte ganz laut und vernehmlich: „nach dem Empfange, der mir hier geworden ist, erkläre ich Alle die, welche gepiffen haben, für Esel.“ — Nun entstand ein Aufruhr, wie er vielleicht noch nie in einem Theater vorgekommen ist und der Lärm hörte nicht eher auf, bis der grobe Sänger von der Polizei zur Haft abgeführt wurde. —

Einer der ausgezeichnetsten unter den lebenden Künstlern in Belgien ist der Bildhauer Fraikin, der bereits mehrere vortreffliche Statuen und Gruppen geliefert. Er ist noch sehr jung, denn im Jahre 1836 kam er als Lehrling in eine Apotheke in Brüssel. Schon hier copirte er in jeder freien Minute, die ihm übrig blieb, irgend ein altes Bild, so daß ihm sein Lehrherr fortwährend Vorwürfe machte und ihn endlich gar fortjagte. Nach einiger Zeit nahm ihn ein anderer Apotheker in Brüssel auf, der ihm erlaubte, seine freie Zeit nach eigener Neigung zu benutzen. Das that denn der junge Fraikin, der alle Nächte in seinem Dachstübchen saß und zeichnete und Figuren aus Thon formte. Der Lichtschimmer in der Dachkammer alle Nächte hindurch machte sogar die Nachbarn aufmerksam und die Polizei fand sich eines Tages ein, um die Kammer zu durchsuchen, weil man wohl glauben mochte, es werde Polizeiwidriges da getrieben. Im Jahre 1840 endlich wandte er sich der Kunst ausschließlich zu und schon 1842 stellte er öffentlich zwei reizende Gruppen aus, die der Grund zu seinem Ruhme wurden und jetzt ist bereits sein Vaterland stolz auf ihn. —

In Leipzig ist gegenwärtig eine Ausstellung von Gemälden in dem schönen Saale der Buchhändlerbörse eröffnet, welche ungefähr 250 Nummern zeigt. Die Sammlung ist reich an schönen Bildern, wenn sie auch keines enthält, das allgemeines Aufsehen erregt. Die holländische Schule ist besonders reich und glänzend vertreten. — Die in der ganzen musikalischen Welt berühmten Abonnementsconcerte, deren in jedem Winter 20 veranstaltet werden, sollen im nächsten Winter mit neuem Glanze auftreten. Mendelssohn steht nebst Gade wieder an der Spitze; als Sängerin ist eine Engländerin engagirt, die zwar noch unbekannt ist, aber vortrefflich sein soll, und Jenny Lind hat ihre Mitwirkung zugesagt. —

Die Beleuchtung des riesenhaften Domes zu Köln zur Feier der Anwesenheit der Königin von England soll gegen 20,000 Thlr. gekostet haben, aber auch von unbeschreiblich großartiger Wirkung gewesen sein. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 41.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Nützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 6 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der öde Park.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Selten hatte eine Mordthat in jenem Theile von England ein solches Aufsehen gemacht als die gegenwärtige. Kam man auch ziemlich allgemein dahin überein, daß Thomas Burnes keinesweges ein Mann von untadeligem Rufe gewesen sei und viele Feinde gehabt habe, so hatte er dennoch wegen seines Vermögens und der Verwandtschaft mit vornehmen Familien ein gewisses Ansehen in der Grafschaft genossen und war früher einmal Friedensrichter gewesen. Noch mehr Aufsehen erregte der in den öffentlichen Blättern sich erhebende Streit über den muthmaßlichen Mörder. Die Einen behaupteten durchaus, daß dieser Niemand als William Todd sein könne, da er heftigen jähzornigen Gemüths sei, notorisch mit Thomas Burnes in Unfrieden gelebt und mehrmals dunkle Drohungen gegen ihn ausgestoßen habe. Die Andern schilderten ihn zwar als lebhaft und im Punkte der Ehre leicht reizbar, dagegen behaupteten sie, daß seine Rechtlichkeit und Sittlichkeit über jeden Zweifel erhaben und über diese nur eine Stimme, daher ihm eine Gräueltat wie diese nicht zuzutrauen sei.

Das größte Aufsehen erregte die in den Zeitungen veröffentlichte Erklärung von Williams früherem Lehrherrn, so wie des greisen Vaters des Angeschuldigten. Beide stimmten darin überein, daß sie einen

vorbedachten Muehlmord von Seiten Williams, zufolge seines Characters und seiner Denkungsweise für eine Sache der Unmöglichkeit erklärten, und das Publikum baten, kein vorschnelles Urtheil zu fällen, da sich die Unschuld Williams ganz unfehlbar herausstellen werde. Der Erstere hatte in seiner Erklärung noch hinzugefügt, daß, falls sich Spuren eines von Thätlichkeiten begleiteten Rencontres vorgefunden hätten, er vielleicht hätte auf die Meinung kommen können, daß William aus Nothwehr oder durch Zufall den Squire getödtet haben könne, da aber der Ausspruch des Coroners nicht auf Todtschlag (Manslaughter), sondern auf Ermordung (Murder) laute, so sei er von der Unmöglichkeit der That von Seiten Williams vollkommen überzeugt. — Nachdem ein großer Theil des Publikums durch diese Erklärungen und viele für den jungen Mann äußerst vortheilhaft lautende Schilderungen günstig gestimmt worden war, machte es das größte Aufsehen, als es plötzlich bekannt ward, daß die sogenannte große Jury, welche in England der entscheidenden oder kleinen Jury vorhergeht, gleich nach ihrem Zusammentreten erklärt habe, daß Grund zur Anklage des William Todd wegen eines an Thomas Burnes begangenen Mordes vorhanden sei. — Jetzt begannen auf ein Mal die dem Angeschuldigten günstigen Blätter etwas kleinlaut zu werden, während die andern ziemlich offen zu verstehen gaben, daß an der Schuld des jungen Mannes nicht der geringste Zweifel sein könne, indem ganz unwiderlegliche Beweise der

durch ihn vollbrachten That, ja selbst das Mordinstrument, womit er sie vollführt, vorhanden sei. Obwohl der Lehrherr des Jünglings noch eine zweite Erklärung folgen ließ, in der er sich so entschieden und bestimmt wie in der ersten ausdrückte, so machte diese doch keine andere Wirkung auf das Publikum, als daß ganz England auf die sich in einiger Zeit eröffnenden Assisen von Lancashire nur um so begieriger ward. Diese hatten sich indeß verzögert und es trat ein Umstand ein, von dem man annahm, daß er der Erhellung des Dunkels, das über der Sache schwebte, nachtheilig sein könne. Lord T. und die alte Haushälterin desselben waren kurz nach einander gestorben. Beide würden als Zeugen vorgefordert worden sein, denn es schien nicht nur von Wichtigkeit, zu wissen, zu welcher Zeit an dem verhängnißvollen Abende der Squire den Lord verlassen habe, sondern auch, ob nicht von Seiten Jenes irgend eine Aeußerung über sein Verhältniß zu William und den Weg, den er nach Hause einzuschlagen gedente, gefallen, desgleichen, ob der Lord auf die Beschwerden des Squire seinen Gärtner ihm gegenübergestellt. Ueberhaupt nahm man an, daß Lord T. über das Verhältniß zwischen dem Ermordeten und dem muthmaßlichen Mörder Details anzugeben wissen würde, die geeignet sein könnten, Licht in die Sache zu bringen. Alle diese Voraussetzungen waren indeß durch den Tod des Lords unerledigt gelassen worden.

So wie der Tag der eröffneten Assisen erschien, war ganz Lancaster in Bewegung. Die Tribünen des Gerichtsorts waren so gedrängt voll Zuschauer, wie nur selten bei einem Criminalprozeß in dortiger Gegend vorgekommen war. Durch die Länge der Zeit, da zwischen dem Tage der That bereits einige Monate verflossen waren, noch mehr durch die Berichte in den öffentlichen Blättern, war die zu verhandelnde Sache so sehr der Gegenstand öffentlicher Gespräche, das Für und Wider so vielfach abgehandelt worden, daß es nicht zu verwundern war, daß sich selbst aus den entferntesten Provinzen Englands Leute eingefunden hatten, welche an dem merkwürdigen Criminalfalle Interesse nahmen.

So wie William in den Saal trat, waren alle Augen auf ihn gerichtet. Er war blaß und schien niedergeschlagen, doch waren seine Antworten ruhig, der Ton seiner Stimme fest. Als er, wie herkömmlich, gefragt wurde, ob er sich schuldig oder unschuldig an der That bekenne, rief er mit lautem, auch in

den fernsten Winkeln des Saales widerhallendem Tone: „Nicht schuldig!“

Die Anklage, die gelesen wurde, war lang und umständlich, und aus dem Tone, in dem sie verfaßt war, ging hervor, daß der öffentliche Ankläger die feste Ueberzeugung hege, daß William der Mörder sei. Konnten die Umstände, auf die sie sich stützte, erwiesen werden, so blieb darüber noch kaum ein Zweifel. Es hieß darin, daß William mit dem Ermordeten seit längerer Zeit in Zwist gelebt, einige Tage vor der That einen Wortwechsel, wegen dessen ihm von seinem Herrn der Dienst gekündigt, mit ihm gehabt, daß er Drohungen dabei gegen ihn ausgestoßen und was mehr als Alles sagen wolle, ein Dolchmesser, das erwiesenermaßen William angehöre, mit Blut bedeckt bei dem Leichnam gefunden worden und genau in die Wunden passe. Die Zeugen wurden nun aufgerufen. Zuerst erschienen die beiden Leute, welche mit William an Errichtung des Wildschuppens gearbeitet hatten. Sie erzählten den Wortwechsel, der sich zwischen Thomas Burnes und William wegen der spöttischen Bemerkungen des Ersteren erhoben.

„Der Angeklagte soll bei dieser Gelegenheit Schimpfreden und Drohungen ausgestoßen haben,“ sagte der Vorsitzende zu dem Einen der beiden Zeugen. „Erinnert Ihr Euch der Worte, die er gebraucht?“

„So gut als ich mich erinnere, daß ich meiner Mutter Sohn bin, wenn Euer Ehren erlauben wollen!“ fiel der Gefragte mit Redelust ein. „Mr. William nannte den Squire einen schäbigen Kerl — nun man soll von Todten nichts Uebles reden, aber so ganz Unrecht hatte er nicht. — Er sagte, er sei zu geizig, um einen Reitknecht zu halten, und es solle ihn nicht wundern, wenn Jenem bei seinem Herumreiten etwas begegne, da es Leute gäbe, die ihn aus Grund der Seele haßten und gern etwas anthun würden.“

„Sagte er, daß er selbst ihn haße? — Besinnt Euch wohl, John Ford, ob er dies ausdrücklich gesagt,“ sprach der Präsident.

„Er sagte dies ausdrücklich,“ versetzte der Arbeiter mit entschiedenem Tone. „Er setzte hinzu: daß, wenn er ihm einmal in die Quere käme, der Squire sich vor ihm in Acht nehmen möge.“

„Ihr liehet Euch bei dieser Gelegenheit ein Messer von dem Angeklagten,“ fuhr der Worige fort. „Ist es dies?“

merksam zu machen, daß von diesem Punkte Alles, vielleicht sein Leben abhängt."

Der Vorsitzende ermahnte den jungen Mann, Altes, es möge sein was es immer wolle, das ihn in den Park geführt, oder wo er sich sonst befunden habe, zu bekennen. Bis jetzt seien, wie er selbst sich überzeugen werde, alle Aussagen gegen ihn gewesen, eine Verweigerung der Beantwortung dieser Frage könne ihm nur höchst nachtheilig sein, während eine Angabe, warum William sich zur Nachtzeit in dem andern Theile des Parkes aufgehalten, Licht in die Sache bringen müsse. Könne sein Aufenthalt an einem andern Orte, während der Zeit des vorgefallenen Mordes, vollends durch einen glaubwürdigen Zeugen erwiesen werden, so sei an vollkommener Freilassung gar kein Zweifel.

William hörte die Rede des Vorsitzenden mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit an, dann sagte er:

„Ich danke Ihnen, Sir, für die Menschenfreundlichkeit, mit der Sie mich aufmerksam machen, daß, wenn ich ein Alibi erweisen könne, ich gerettet wäre. In der That wäre ich im Stande es zu thun. Es existirten zwei Zeugen, aus deren Gegenwart ich mich von dem Augenblicke an, wo der Squire das Schloß verließ, bis zur Tagesdämmerung nicht entfernte. Der eine dieser Zeugen ist inzwischen gestorben, aber der zweite lebt und wüßte dieser, in welcher Gefahr ich bin, so zweifle ich nicht, daß seine edle Seele, nichts als diese berücksichtigend, ihn sogleich hereilen und, was auch für ihn selbst daraus entstehen möge, meine Freiheit bewirken lassen werde. Diesen Zeugen indes zu nennen, wohl gar ihn zur Aussage aufzurufen, ist unmöglich. Thäte ich es, so müßte ich mich zeitlebens verachten und — so will ich lieber mein Haupt, wenn auch unschuldig, zum Schaffotte tragen.“

Auf einen großen Theil der Zuhörer und der Geschworenen machten die Worte des Jünglings sichtlich einen günstigen Eindruck, doch zeigten die kalt lächelnden Mienen Anderer, daß diese sie nur für eine leere Ausflucht hielten.

Die Entlastungszeugen — unter diesen der Lehrherr Williams — gaben zwar über die frühern Lebensverhältnisse des Angeklagten wie über seinen Character ein sehr vortheilhaftes Zeugniß ab, über die That selbst aber wußte keiner irgend etwas zu sagen, und der Stand der Sache blieb deshalb unverändert. Der gleiche Fall war es mit der Bertheidigungsrede des Advokaten des Angeklagten. Auch dieser nahm alle

Gründe gegen die Möglichkeit der Mordthat aus Williams früherer Aufführung her, doch schloß er damit, daß, obwohl er moralisch von der Unschuld des Angeklagten überzeugt wäre, es ihm trotz alles Zuredens nicht habe gelingen können, diesen zu einem Geständniß, weshalb er sich zur Nachtzeit im Park befunden, und zur Nennung eines Zeugen dieses Aufenthalts, zu bewegen.

Die nun erfolgende Rede des öffentlichen Anwalts glich der, welche die Anklage enthielt. Er hob alle Gründe, welche dafür sprachen, daß die That durch William begangen worden, auf's Stärkste hervor und schloß damit, daß, wenn, was Gott verhüten möge, ein ungerechtes Urtheil von Seiten der Geschworenen gefällt werden sollte, William dies allein seiner Hartnäckigkeit im Schweigen über den entscheidenden Punkt beizulegen habe. Ein Lügner der That und die Versicherung, daß man ein Alibi zu erweisen im Stande sei, es aber nicht thun dürfe oder wolle, könne unmöglich ein Argument für die Unschuld des Angeklagten abgeben.

Der Präsident ging nun in einer ausführlichen Rede nochmals die ganze Sache durch, er ließ nichts aus, was zum Vortheil Williams gesagt worden war, eben so wenig aber vergaß er irgend etwas, was ihn graviren mußte. Leider war des Letzteren so viel. Seine Aeußerungen, sein eingestandener Haß gegen den Ermordeten, das blutige Messer, sein blutbestecktes Kleid waren eben so viele Argumente seiner Schuld. Das Mitgefühl, das sich während der Rede in den Gesichtern der Geschworenen, der Richter und der Zuhörer zeigte, galt augenscheinlich mehr der Theilnahme an einem sonst wohlgesitteten jungen Mann, der sich von einer augenblicklichen Regung zu einer Unthat hinreißen lassen, als einem Zweifel an der Schuld des Angeklagten.

Jetzt war die Verhandlung so weit gediehen, daß die Geschworenen abtreten sollten, um sich über ihren Ausspruch zu berathen. Wie dieser nach Lage der Sache ausfallen mußte, war nicht schwer zu errathen. William schien tief von dem Moment ergriffen.

„Gentlemen!“ rief er mit erhobener Stimme. „Ich betheuere nochmals vor Gott und ganz England meine Unschuld! — Wie aber auch Ihr Spruch ausfalle, nie soll mein Blut über Ihr Haupt kommen! Ich könnte meine Unschuld erweisen und unterlasse es aus freiem eignen Willen.“

Eine ungeheurere Bewegung gab sich in diesem Moment unter der Menge der Anwesenden kund. Die Einen hatte der Ton der Wahrheit in den Worten des Angeklagten ungemein erregt, die Andern bemerkten, daß eine Gerichtsperson eilig ins Zimmer getreten war und dem Präsidenten einige Worte zugeflüstert hatte.

„Gentlemen!“ sagte dieser jetzt. „Ein Umstand ist eingetreten, der die Verhandlungen fortzusetzen gebietet. — Es ist ein Zeuge erschienen, der für den Angeklagten auftreten und dessen Alibi zur Zeit des Mordes erweisen will.“

Aller Augen richteten sich nach der Thüre, durch welche eine schwarzgekleidete, verschleierte Dame am Arme eines Herrn eintrat.

„Meine Herren!“ sagte der Letztere in gebrochenem Englisch. „Ich bin der Advokat Etienne Dumont aus Paris und erscheine als Beistand der hier gegenwärtigen Miß Clotilde L., Tochter des verstorbenen Lords L. auf N., welche ein Zeugniß in Sachen des William Todd abzulegen gedenkt.“

Während der Advokat sprach, schlug Clotilde den Schleier zurück und ihr schönes Gesicht schien mit einer Röthe, die sich bis ins Haar hinauf erstreckte, überglänzt.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Leinwand aus Maschinengarn oder aus Handgespinnst?) Bekanntlich ist man bisher nicht einig darüber gewesen, ob der Leinwand aus Maschinengarn oder jener aus Handgespinnst der Vorzug zu geben sei, abgesehen davon, daß durch Einführung von Flachspinnmaschinen einem großen Theile von Armen, der sich namentlich im Winter durch Flachspinnen nährt, ein Erwerbszweig entzogen wird. Der bekannte Ed. Pelz (Treu und Welp) hat neuerdings darüber eine kleine Schrift („Noch ein Wort über die deutsche Leinwandfrage“) erscheinen lassen und darin nicht nur die Wichtigkeit der deutschen Leinwandfabrication überhaupt dargethan, sondern auch berechtigt das Wort für die armen Spinner geführt und nachgewiesen, daß die Leinwand aus Maschinengarn — nichts taue. „Ein und derselbe Diensthote trug Hemden von gutem Handgespinnstgarn, die Elle zu 5 Sgr., in der Regel 7 bis 8 Monate oder eigentlich zwei Hemden $\frac{1}{2}$ Jahre, wenn sie fortwährend eine Woche um die andere im Gebrauche waren und dann konnten die am wenigsten angegriffenen Theile noch füglich zu Ausbesserungen benutzt werden, während zwei Hemden aus

Maschinengarn, die Elle ebenfalls zu 5 Sgr., unter ganz gleichen Verhältnissen des Tragens und der Behandlung schon nach dreizehn Wochen so zerrissen, daß an kein Ausbessern zu denken war. — Der Versuch wurde mehrfach anderwärts gemacht und führte immer zu ähnlichen Erfahrungen. Die haltbarsten zwei Hemden dauerten zusammen fünf Monate. Nach meinen sorgfältigen und anhaltenden Beobachtungen zeigten sich die Hemden aus Maschinengespinntsteinen stets schon nach der ersten Wäsche rauh und baumwollenartig und ihre ursprüngliche Weiche nahm immer mehr ab, ob ich gleich stets reines Leinen wählte, worin kein Faden Baumwolle befindlich war. Bei Versuchen, die ich mit Hemden von Baumwollgewebe machte, ergab sich, daß sogar diese länger hielten als jene aus Maschinenschlaggespinnst. — Genaue Erkundigungen haben ferner ergeben, daß schwerlich ein Leinweber sich des Maschinengarnes bedient zur Herstellung der Leinwand, die er für den eigenen Hausbedarf anfertigt, sondern dazu stets Handgespinnst nimmt. Ich hatte Gelegenheit, mit mehr als tausend Webern zu sprechen, die beiderlei Garne verweben, aber alle behaupteten einstimmig, das Maschinengarn arbeite sich wegen seiner Gleichmäßigkeit weit leichter, allein es sei keine Haltbarkeit darin. — Fast überall auf dem Lande (in Schlessien) ist es Sitte, dem Gesinde zu Weihnachten zwei Hemden von Hausleinwand zu verabreichen, womit sie sonst recht wohl auskamen; seitdem aber die Leinwand aus Maschinengespinnst eingerissen ist, verlangt das Gesinde überall die doppelte Anzahl der früheren Weihnachtshemden. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß jetzt vier Hemden kaum so lange halten als früher zwei.“ — Der Grund davon liegt hauptsächlich darin, daß die Flachspinnmaschine die Flachsfaser in zu kleine Theile zerbricht, so daß das Flachsgarn Ähnlichkeit mit Baumwollengarn erhält, während bei dem Handspinnen die Flachsfaser länger bleibt. Die übrigen Gründe, welche gegen die Maschinenspinnerei sprechen, mögen die Hausfrauen in dem angeführten Schriftchen von Pelz selbst nachlesen; es betrifft ja eine für sie, wie für eine große Anzahl unserer armen Landleute so wichtige Angelegenheit.

(Der Graf Kesselrode und der Fürst Wolchonski.) Ein vornehmer Russe, Iwan Solowin, hat soeben in Paris ein in vielfacher Hinsicht merkwürdiges und pikantes Werk unter dem Titel: „Rußland unter Nicolaus I.“ herausgegeben. Darin schildert er auch die russischen Minister und über Kesselrode sagt er: wie sieben Städte Griechenlands um die Ehre stritten, Homers Geburtsort zu sein, so könnten vier Mächte den Ruhm in Anspruch nehmen, den Grafen Kesselrode zu ihren Unterthanen zu zählen. Er wurde nämlich vor Vissabon auf einem englischen Schiffe von deutschen Keltern in russischem Dienste geboren. Da sich übrigens kein lutherischer Geistlicher auf dem Schiffe befand, das den künftigen Diplomaten zur Welt kommen sah, so wurde derselbe nach englischem Ritus getauft. Er könnte demnach wohl von Großbritannien

„Ganz gewiß, Euer Ehren!“ sprach der Zeuge, ein Dolchmesser mit grünem Hest, das ein Gerichtsbeamter ihm hinreichte, aufmerksam betrachtend.

„Erkennt Ihr dies für das Eurige, Sir?“ fragte der Präsident, sich zu William wendend.

„Es ist allerdings das Meinige,“ antwortete der Jüngling. „Ich muß es bei irgend einer spätern Gelegenheit verloren haben.“

„John Ford, habt Ihr dies Messer später noch bei dem Angeklagten erblickt?“ fragte der Vorsitzende.

„Nein, Euer Ehren! — Als ich am Morgen nach der Mordthat es mir von Mr. William leihen wollte, um Pfropfreiser zu schneiden, sagte er, daß er es verloren habe, und bald darauf sah ich ihn auch außerhalb Weges und Steges, durch Dick und Dünn nach jenem Theil des Parkes eilen.“

„Bemerket Ihr den Verlust nicht früher, Sir?“ fragte der Präsident den Angeklagten.

„Allerdings bemerkte ich ihn, aber ich dachte an andere Dinge als an das verlorene Messer,“ erwiderte schmerzlich der junge Mensch.

„Und doch eiltet Ihr nun so hastig und suchtet so ängstlich darnach,“ bemerkte Jener.

„In der That, Sir, mir fiel ein, es sei wohl möglich, daß, wenn man ein Messer in jenem Theile des Parkes fände und dieses Messer mir gehöre, man mich für den Mörder halten könne. Ergriffen von dem entsetzlichen Gedanken, eilte ich, es zu suchen.“

„Und dies Messer war es, mit dem die That vollführt wurde,“ versetzte Jener.

„Dennoch bin ich nicht der Mörder! Ein unglücklicher Zufall muß es diesen haben finden lassen,“ erwiderte William.

Die Advokaten, welche an der Gerichtsstelle waren, flüsterten leise zusammen, die Zuhörer murmelten und machten ungläubige Gesichter.

„Ihr hattet an demselben Abende noch einen zweiten Wortwechsel mit Thomas Burnes?“ fragte der Präsident weiter.

„Dies war allerdings der Fall,“ erwiderte William. „Er forderte mich mit Unbescheidenheit auf, ihm sein Pferd aus dem Stalle zu holen. Da ich dies verweigerte, bedrohte er mich mit der Reitpeitsche.“

„Patrick o Neil,“ sagte der Vorsitzende zu einem andern Zeugen, „Ihr habt den Bank mit angehört. Sagt, was sich zugetragen hat.“

„Mit Verlaub, Sir, ich kam erst dazu als die Sache zu Ende ging,“ versetzte der Gefragte mit auf-

fallend irländischem Accent. Ich saß mit einem Landmann, dem Fergus Fitzpatrick aus Drogheda, bei einem Fläschchen Whisky in der Satteltammer und hörte nicht, daß der Squire nach dem Pferde rief. — Der Fergus kam geradewegs von unserer grünen Insel und erzählte allerlei Neuigkeiten aus der Heimath, zum Beispiel, daß bei dem letzten Jahrmarkt zu Killarney fünf Männer mit dem Schieleila todtgeschlagen worden, daß die Bandmänner sich wieder gezeigt und einen Gutsherrn bei den Beinen aufgehängt hätten, und was dergleichen mehr war. — Wie wir im besten Gespräche sind, höre ich die Stimme des Squire. Mir fällt ein, daß ich ihm das Pferd herauszuführen habe, ich stürze in den Stall und als ich das Roß herausbringe, sehe ich, daß Mr. William nach einem Messer, das er im Gürtel stecken hatte, greift und dem Squire zornig zuruft: „Ich könnte thun, was mich reuen würde!“

„Sprach der Angeklagte mit Euch über den Gegenstand des Bankes?“ fragte der Vorige.

„Nur ein Paar Worte sagte er,“ versetzte der Reitknecht. „Er meinte, daß er bedauere, die Peitsche dem Squire nicht aus der Hand gerissen und ihn selbst damit bedient zu haben; es würde sich wohl noch eine Gelegenheit zur Abrechnung finden.“

„Ihr habt,“ sagte der Präsident zu William, „zu wiederholten Malen Euern Vorsatz, Euch an dem Squire zu rächen, ausgesprochen.“

„Allerdings, Sir!“ versetzte William mit Fassung. „Es wäre auch wohl möglich gewesen, daß, wenn mich Thomas Burnes thätlich angegriffen, ich ihn gemißhandelt hätte; aber ihn ermorden! — Gott sei mein Zeuge! Dieser Gedanke wäre mir auch im heftigsten Zorne nicht in die Seele gekommen.“

William sprach die letzten Worte im Affect. Sein schönes jugendliches Gesicht röthete sich vom Feuer der Erregung. Dieser Moment schien Eindruck auf die Versammlung zu machen.

„Der Lord entließ Euch aus dem Dienste wegen Eures Benehmens gegen Thomas Burnes?“ fuhr der Präsident in dem Verhöre fort.

„So ist es, Sir,“ erwiderte William.

„Ihr solltet das Inventarium dem Squire übergeben, der dabei die Stelle Eures Herrn vertreten sollte, und er kündigte dies selbst Euch an?“

„Dies ist gleichfalls wahr,“ erwiderte Jener.

„Als Thomas Burnes mit Euch darüber sprach, waren mehrere Personen gegenwärtig; unter diesen der

Gartengehülfe Stephan Tyler. — Tretet hervor, Stephan Tyler, und sagt auf Gewissen, was der Angeklagte geäußert, als der Squire sich entfernt hatte."

"Sir," sagte der Aufgerufene, ein alter Mann mit weißem Haar, „ich bin ein Greis, der bald vor Gott, seinem höchsten Richter, stehen und deshalb nicht lügen wird. Mr. William ist immer ein gütiger und freundlicher Vorgesetzter gegen mich gewesen und es sollte mir leid thun, wenn er durch meine Aussage in Schaden käme, aber — ich habe einen Eid geleistet und ich muß die Wahrheit sagen. Als der Squire fort war, sagte Mr. William: „Jener habe einen Auftrag übernommen, der ihm einen kuriosen Lohn eintragen könne.“ Als ich ihn warnte, sich nicht vom Zorne fortreißen zu lassen, meinte er, daß so viel gewiß sei, daß der Squire keinen ähnlichen Auftrag je wieder übernehmen werde. Was er damit meinte, hat er aber nicht gesagt."

"Ich meinte," fiel William ein, „daß ich, wenn Thomas Burnes mich bei der Uebergabe chicanire, ihm sein Betragen vorhalten, und wenn er sich dabei einfallen ließe, mich zu mißhandeln, ich ihm mit gleichem Maße messen würde."

"Ihr sehet, Sir," sprach der Präsident zu William, „daß alle Zeugenaussagen gegen Euch sind. Ihr selbst gebt zu, daß sie der Wahrheit gemäß, und legt Euren Worten bloß eine andere Bedeutung unter. Das Messer, das man mit Blut besleckt bei der Leiche fand, erkennt Ihr gleichfalls als das Eure. Noch aber sind andere wichtige Punkte zu erörtern, die Euch noch mehr graviren. Besinnt Euch daher genau auf jeden Umstand. Jetzt frage ich Euch: welches Kleid trugt Ihr am Tage vor, und welches am Tage nach der That?"

"Es war," sagte William, „eins und dasselbe. Der grüne Ueberrock, der dort auf dem Tische liegt."

"Ihr seht, es sind Blutflecke auf dem Kleide. — Wie sind sie hineingekommen?"

"Ich hatte Nasenbluten in der Nacht, die dem Morde vorherging," versetzte der Angeklagte.

"Ihr habt mithin die Nacht in Kleidern zugebracht. Aus welchem Grunde?"

"Ich hatte einen Gang in den Park gemacht, wie ich es auch sonst manchmal zu thun pflege," versetzte William mit sichtbarer Befangenheit. „Ich durchstreife manchmal zur Nachtzeit den Park, um den Holz- und Wilddieben aufzulauern. — Diese Nacht war ich

jedoch nicht in dem Theile des Parkes, wo die That geschah, sondern in einem andern."

"Stephan Tyler," sagte der Vorsitzende zu dem Zeugen, „Ihr habt früherer Aussage nach am Morgen der That die Blutflecke auf dem Kleide des Angeklagten bemerkt und ihn deshalb befragt. Wiederholt, was er Euch sagte und wie er sich dabei benahm."

"Er sagte gleichfalls, daß sie vom Nasenbluten herrührten und sah so blaß und verstört aus, daß ich ihn fragte, ob er krank sei."

"Ihr spracht mit ihm auch über den vorgefallenen Mord und über die Möglichkeit einer Entdeckung. Was sagte er darauf?"

"Er frug mich ganz verstört, ob ich glaube, daß der Thäter entdeckt werden würde. — Ihr müßt selbst sagen, Mr. William, daß Ihr mich dies gefragt habt," setzte der Alte mit Gutmüthigkeit hinzu.

"Dies ist allerdings der Fall," versetzte William. „Ich that indeß diese Frage, ohne irgend etwas Besonderes dabei zu denken."

"Wie Ihr vorhin bemerktet," sagte der Vorsitzende zu William, „befandet Ihr Euch in der Nacht, in der die That geschah, im Park. Ihr sagtet ferner, daß Ihr oft in demselben herumstrichet, um den Holz- und Wilddieben aufzulauern, doch wäret Ihr in dieser Nacht nicht in dem Theile des Parkes gewesen, wo die That stattfand."

"So ist es, Sir, und ich wollte dies mit den heiligsten Eiden bekräftigen!" rief William lebhaft erregt.

"Wohlan," sprach der Präsident, indem er Jenen genau firirte, „so sagt uns, was Ihr diese Nacht in dem andern Theile des Parkes zu schaffen hattet. Dort giebt es kein Wild, die Anlagen bestehen aus Strauchholz und Zierpflanzen und sind folglich für Holzdiebe nicht anlockend."

"Dennoch," sprach William verwirrt, „war ich in diesem."

"Und weshalb?" fragte Jener mit Nachdruck.

"Sir," versetzte der Jüngling stockend, „ich kann es nicht sagen."

Ein lautes Gemurmel lief durch die ganze Versammlung. Die Worte Williams schienen ein sicheres Zeichen seiner Schuld. Die Geschworenen zischelten leise.

"Sir," sagte einer der Letztern zu dem Präsidenten, „ich ersuche Sie, den Angeklagten darauf auf-

reclamirt werden, aber England ist reich genug an Staatsmännern. Die Familie des Grafen Nesselrode stammt aus Westphalen und die Nesselrode sind Reichsgrafen, weshalb der russische Kanzler stets den Titel eines russischen Grafen zurückgewiesen hat, den ihm der Kaiser mehrmals anbot. Der Graf Nesselrode war anfangs Seemann, dann Cuirassier und Officier der Garde zu Pferde. Da der Kaiser Paul der Ansicht war, derselbe habe etwas von einem Diplomaten an sich, so versetzte er ihn in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, dem er bekanntlich noch immer vorsteht.

Von dem Fürsten Wolchonski, dem Hauptminister, der der Freund des Kaisers Alexander war und von demselben nicht immer sehr freundschaftlich behandelt wurde, erzählt Solowin folgende charakteristische Anekdote. Aus dem Juwelenkranke verschwand ein Ring und man fragte die Schildwache, ob sie Jemanden habe in das Zimmer gehen sehen, in welchem der Diebstahl geschehen war und ob sie die Person wohl wiedererkennen würde. Als der Soldat diese ihm vorgelegten Fragen bejahete, so führte man ihn im Ministerium umher und er erkannte da bald den Beamten, den er hatte in das Zimmer gehen sehen. Der Fürst Wolchonski schlug diesen Unglücklichen und jagte ihn aus dem Dienste mit einem Zeugnisse, in welchem die Worte vorkamen: wegen Diebstahlsverdacht entlassen. Die Laufbahn des jungen Mannes war dadurch für immer gestört und er sowie seine Familie entehrt. Zum Glück war sein Vater ein charakterfester pensionirter General. Dieser schrieb sofort einen Brief an den Kaiser, in welchem er sagte, da er keine Beweise von dem Verbrechen seines Sohnes habe, so wisse er nicht, ob er ihn aus seinen Augen verbannen oder an sein Herz drücken solle. Er bat deshalb den Kaiser, eine Untersuchung anstellen zu lassen. Dann legte der alte Mann seine Uniform an und machte sich auf den Weg, um dem Kaiser Nicolaus bei der Parade das Schreiben zu überreichen. Die Untersuchung ergab sogleich, daß der Dieb einer der Diensthofen war. Der Kaiser nahm den ungerecht angeklagten jungen Mann in seine Kanzlei, der Fürst Wolchonski aber blieb unangefochten auf seinem Posten.

(Ringe und Handschuhe in England.) Bei uns wechseln in der Trauung beide Personen die Ringe und so bildet sich der Anfang zu einer Kette. In England giebt der Mann der Frau den Ring und macht sie sich dadurch gleichsam zu eigen; sie trägt ihn an der linken Hand, vielleicht weit vom Herzen aus ein Nerv mit dieser in Verbindung steht, und sie wird mit diesem Ringe begraben. — Das Tragen von Ringen gilt unter den Engländern nicht für anständig; der einzige Schmuck, den ein Engländer an seinem Finger trägt, ist die Weiße der Nägel und ihre runde Form. Daraus verwendet er die größte Sorgfalt. — Bei Gelegenheit einer Hochzeit schickt man nicht bloß Karten an seine Freunde, sondern auch ein Paar weiße Glacehandschuhe und die beiden Karten sind mit Silberfäden verbunden (— was auch in Deutschland Mode wird —). Sogar wenn eine Familie einen Todesfall ihren

Verwandten meldet, schickt neben der schwarzeränderten Karte ein Paar Handschuhe.

(Eine Tänzerin im Kloster.) Man fürchte nicht, daß Fanny Eißler, die Taglioni oder Cerito in's Kloster gegangen; wir wollen nur erzählen, wie vor einiger Zeit eine spanische Tänzerin, Mata Florida, ganz Madrid nicht bloß, sondern fast das ganze Land in ein Entzückungsieber versetzte und daß dieses sogar die Mönche von St. Just ergriff. Diese frommen Brüder sehnten sich weniger nach dem Himmel als die berühmte Mata Florida tanzen zu sehen. Eines Tages erfuhren sie, die Erschente werde nächstens in der Nähe des Klosters vorüberkommen, um nach Eissabon zu reisen und zwei der entschlossensten nahmen sich sogleich vor, die Tänzerin in das Kloster zu bringen. Sie erbaten sich und erhielten die Erlaubniß, nur einen Tag ihre früheren Kleidungsstücke anlegen zu dürfen und legten sich unweit der Straße in Hinterhalt. Sobald der Wagen erschien, hielten sie ihm wie Räuber die Büchsen entgegen; der Postillon, die Tänzerin und deren Dienerin dachten nicht an Widerstand und wurden in das Kloster gebracht. Sie glaubten, in eine Räuberhöhle geführt zu werden und sahen sich plötzlich von Mönchen umringt. Da endlich sagte einer zu der Tänzerin: die Mönche von St. Just dürfen Sie nicht in Madrid tanzen sehen und haben deshalb eine List erfunden, Sie doch zu sehen und zu bewundern; man set Sie auf der Straße an, um Ihnen einige Stunden Ihrer Zeit, ein Paar Ihrer Füßchen und einige Blicke Ihrer schönen Augen zu stehlen.

Die Tänzerin lachte und antwortete: ja, ich will für Euch tanzen und Ihr betet für mich.

Die Zelle des Superiors wurde der Tänzerin angewiesen, damit sie da ausruhe und sich zu dem Tanze vorbereite.

Am andern Tage sollte der Tanz im — Refectorium vor sich gehen. Die sämmtlichen Mönche saßen schweigend, in gespannter Erwartung rund in dem Saale umher, endlich klangen Castagnetten, die Flügelthüren öffneten sich und Mata Florida erschien im reizendsten Anzuge, schöner und koketter als je auf einer Bühne. Sie ließ die funkelnden Augen über die Reihe der Mönche hingleiten und begann den feuerigen Fandango und andere leidenschaftliche Tänze Spaniens zu tanzen, so daß die Zuschauer vor Entzücken fast außer sich geriethen.

Als Mata Florida wieder in ihren Wagen stieg, fand sie in demselben kostbare Stoffe und reiche Juwelen, die vielleicht im Kloster sonst eine ganz andere Bestimmung gehabt hatten.

Generalcorrespondenz.

Die deutschen Wandergesellschaften, welche im Herbst sich zu versammeln pflegen, haben sich diesmal in Halberstadt, Breslau und Nürnberg gut unterhalten und die Versamm-

lungsorter für das nächste Jahr gewählt. Die Naturforscher gehen im Jahre 1846 nach Kiel, die Landwirthe nach Graz in Steiermark und die Architekten nach Gotha. —

Selten ist wohl Jemandem die galante Artigkeit so theuer zu stehen gekommen als dem vornehmen Manne, der vor einiger Zeit im Thiergarten zu Berlin mit zwei Damen spazieren ging, denen eine Blumenart sehr gefiel. Er pflückte aus Geslanterie ein solches Blümchen ab und überreichte es den Damen, der Wächter aber zeigte ihn an und er ist des Diebstahls an königl. Gut schuldig zu einem Jahre Festungsstrafe verurtheilt worden. So erzählten die Zeitungen; wir können es aber nicht glauben. —

Noch nie hatte die württembergische Diplomatie so schwere Hindernisse zu beseitigen, wie gerade jetzt. Der Bildhauer Hofler in Stuttgart soll für den dortigen Schloßgarten colossale Pferdegruppen liefern und man wollte die dazu bestimmten Blöcke Marmor aus Carrara kommen lassen. Diese Blöcke sind nun aber so groß, daß man sie in Carrara nicht durch das Stadthor bringen konnte. Die Stadtbehörde wollte weder das Thor erweitern, noch ein Stück des Weges abtragen lassen und so liegen die Marmorblöcke vor der Stadt. Man hat nun diplomatische Verhandlungen angeknüpft und es fragt sich eben, ob es diesen gelingt, die Marmorblöcke weiter zu schaffen. —

Die belgischen Reichen und Vornehmen haben sich vorgenommen, nach dem Vorgange des Hofes, sich für den nächsten Winter eine große Entbehrung aufzulegen, nämlich — keine Kartoffeln zu essen, um dieses „Brod der Armen“, das bekanntlich dieses Jahr in Belgien und andern Gegenden gänzlich mißrathen ist, nicht zu vertheuern. —

In Paris erscheinen binnen Kurzem auf einmal vierzehn neue politische Zeitungen, sämmtlich Actienunternehmungen, darunter 4 Wochenblätter im größten Style, und neun Tagesblätter, darunter zwei (l'Époque und le Soleil) in unerhört großem Formate, nämlich in doppelt so großem als das der größten französischen und englischen Blätter. Womit diese Riesenzeitungen ihre Spalten füllen wollen, ist nicht wohl abzusehen, da die jetzt bestehenden bereits alle Schriftsteller von Ruf gänzlich in Anspruch nehmen, so daß die gesammte Literatur in den Zeitungen untergehen zu müssen scheint. Um die nach Neuigkeiten hungernden Leser fortwährend zu befriedigen, scheuen sich die Journale schon jetzt nicht, die unverschämtesten und sinnlosesten Lügen zu erfinden, welche in der Kunstsprache canards (Enten) heißen, durch das ganze Journalmeer, sogar über den Rhein hinüber schwimmen und in den sämmtlichen leichtgläubigen deutschen Zeitungen zum Vorschein kommen. Wir erinnern nur an einige der neuesten dieser Zeitungsenten, mit denen unsere Leser gewiß schon hier und da Bekanntschaft gemacht haben: man berichtete von einem ungeheuern bei Bayeux gefangenen Stör, der eine prächtige Elie auf dem Rücken ha-

ben sollte; von einem an der englischen Küste aufgefangenen Kal, der mit dem Kopfe durch einen feinen Kastorhut gefahren und sich aus demselben nicht hätte wieder losmachen können, so daß sich in dem Hute endlich eine Krabbenfamilie angesiedelt; von einem in der Bai von St. Malo auf den Sand getriebenen Wallfisch, um dessen Thran sich die Matrosen und Fischer zankten; von einer diebischen Spinne, welche einem Manne in der Provinz zwei goldene Hemdknöpfe mit emailirten Fliegen gestohlen und in ihr Netz geschleppt; von einer colossalen Spinne, die an den Küsten von Spanien im Meeresgrunde niste und anstatt Fliegen Schiffe fange, um der Mannschaft das Blut auszusaugen; von einer Blindschleiche, die sich in dem Magen eines neugeborenen amerikanischen Kindes gefunden; von einer Riesenwasserschlange, die, mehrere hundert Fuß lang, im indischen Oceane sich habe sehen lassen &c. &c. — Die Leser lassen sich geduldig alle diese Lügen aufbinden, ohne etwas davon zu merken und — die deutschen Zeitungen erzählten dergleichen merkwürdige Ereignisse getreulich und ernsthaft nach. —

So schnell und leichtfertig man auch in Deutschland zu bauen versteht, so sind wir doch auch darin Stümper gegen die Amerikaner. Kaum hat man die Nachricht von dem fürchterlichen Brande in Newyork erhalten, so lesen wir, daß ein Kaufmann dort sein neu aufgebautes Haus von 40 F. Breite und 160 F. Tiefe bereits wieder fertig und auch schon wieder bezogen habe. —

In Berlin hat ein geschickter Musikfreund einen höchst einfachen und zweckmäßigen Notenumwender erfunden und darauf ein Patent erhalten. — Der Spieler, der vor dem Instrumente sitzt, braucht, wenn er ein Blatt umgewendet haben will, nur einen leisen Druck mit dem Fuße zu geben und die Vorrichtung legt das Blatt sofort zierlich um. —

Nächst der Mutter Napoleons hat wohl selten eine Mutter sich so vieler berühmter Söhne zu erfreuen gehabt als die alte Frau Arago, die kürzlich 92 Jahre alt starb, die Mutter des großen Astronomen, des (jetzt blinden) Reisenden, des Schriftstellers, des Ingenieurs und des Generals Arago. —

In einer kleinen Stadt, deren Namen wir nicht nennen, gab kürzlich der Todtengräber bei dem Rathe ein Schreiben folgenden Inhalts ein: Da in unserer Stadt Niemand, oder so gut wie Niemand stirbt, so kann ich nicht mehr leben. Ich habe eine zahlreiche Familie zu ernähren und bitte deshalb, daß ich wenigstens für jedes Grab, das ich zu machen habe, einen Thaler mehr erhalte. Wenn mir meine Bitte abgeschlagen wird, muß ich in eine glücklichere Gegend ziehen, wo so viele Leute sterben, daß der Todtengräber anständig leben kann.“ —

Hat ein deutscher Arzt bereits von der Cochenille Gebrauch gemacht, die als unfehlbar heilsam in einer der qualendsten und lästigsten Krankheiten der Kinder, dem Keuchhusten, empfohlen wird? —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 42.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der öde Park.

Erzählung von **E. v. Wachsmann.**

(Beschluß.)

So wie William das Mädchen erblickte, hob er beide Hände gen Himmel, er that einen unwillkürlichen Ausruf und ein Thränenstrom stürzte ihm über die Wangen.

„Gentlemen!“ sagte Clotilde, nachdem sie zufolge der Forderung des Präsidenten den Zeugeneid abgelegt hatte. „Ich lebte zu Paris in dem Hause einer mir befreundeten Familie, und las zufällig ein Zeitungsblatt, in dem von einem Prozeß die Rede war, in welchem William Todd des Mordes an Thomas Burnes, Esquire, angeklagt wird. Mein Entsetzen war grenzenlos, denn Niemand weiß besser als ich, daß er das Verbrechen in der Zeit, in welcher es stattfand, nicht begangen haben kann. Lebte mein Vater, so würde ich mich ihm entdeckt haben, und er würde hergeeilt sein, einem Unschuldigen das Leben zu retten; er ist aber todt und todt ist auch noch eine zweite Person, die alte Haushälterin Elisabeth Fuller, welche gleich mir hätte ein Zeugniß ablegen können. Nun blieb mir nichts übrig, als mich diesem Herrn, meinem Begleiter, zu entdecken und augenblicklich selbst herzu-eilen.“

„Gentlemen!“ fuhr sie, nachdem sie einige Momente wie erschöpft geschwiegen, mit neuer Kraft, aber mit zitterndem Tone der Stimme fort. „Ich glaube,

ich zerstöre meinen Ruf, wie meine auf diesen gegründete Zukunft, aber es gilt ein Menschenleben und darum muß ich Alles, muß ich die volle Wahrheit sagen. Ich lebte in großer Einsamkeit, meine Erziehung war mangelhaft, ich war mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen unbekannt. In das Haus meines Vaters kam fast Niemand als Thomas Burnes. Da ward William Todd als Gärtner angestellt. Vermöge meiner Liebe zu Blumen gestattete mir mein Vater den Besuch des Gartens; ich sah William täglich. Noch nie hatte ich einen jungen Mann kennen lernen. Er war stets so artig, so bescheiden, er lebte so ganz seiner Kunst. Ich gestehe, daß ich ein Interesse an seiner Person nahm, ehe es mir selbst klar ward, daß ich ein solches empfand. Erst in dem Augenblicke, als mein Vater mir sagte, daß er mich mit Thomas Burnes verheirathen wolle, wußte ich, was ich empfand; vermöge meiner Unerfahrenheit machte ich meinem Vater kein Hehl daraus und erklärte, daß ich den Squire niemals heirathen könne. Mein Vater, über die geschehene Erklärung heftig erzürnt, sagte mir, daß ich am folgenden Morgen in Begleitung eines alten Freundes von ihm nach Frankreich abreisen und unter mehreren Jahren nicht wiederkehren werde. Zur Stunde mußte ich mich reisefertig machen. Erst jetzt, nachdem ich mich gegen meinen Vater ausgesprochen, war ich mir meiner Empfindungen klar bewußt geworden. Ich sollte abreisen, ohne William noch einmal zu sehen; es schien mir unmöglich. In einer Stimmung, einer

Aufregung, die mir fast die Sinne raubte, schrieb ich an ihn und bat ihn, mit mir, sobald es dunkel sein würde, im Parke zusammenzutreffen, wo ich von ihm Abschied nehmen wollte. Elisabeth Fooler wußte um mein Vorhaben, sie begleitete mich in den Park und blieb in unserer Nähe. Sie war fast taub und halb blind, ihre Gegenwart konnte uns nicht abhalten, uns auszusprechen.

„Ich muß, in welches Licht es mich auch stellen möge, bekennen, daß William Todd vernünftiger war als ich; er machte mich auf alle Folgen dieses Schrittes aufmerksam und setzte mir klar auseinander, daß zu einer Verbindung zwischen uns nicht die geringste Aussicht sei. Wir blieben von dem Augenblicke an, wo Thomas Burnes fortsprengte, bis nach Mitternacht zusammen. In dieser Zeit muß die That geschehen sein, denn wie ich gelesen habe, war das Pferd des Squire schon vor zwölf Uhr zu Hause angekommen. — Als wir uns trennten, war William Todd so heftig erregt, daß, als er sich bückte, um mir zum Abschiede die Hand zu küssen, ihm das Blut aus der Nase stürzte. Mein Kleid ward davon besleckt, wie ich erst bemerkte, als ich in meinem Zimmer ankam.“ —

Clotildens schönes Gesicht glühete wie Purpur, als sie diese Erklärung abgelegt hatte; dann erbleichte sie.

„Gentlemen!“ sagte sie bewegt. „Harte Menschen werden mein Benehmen verdammen, und der stärkste Tadler lebt in meiner eignen Brust. — Demungeachtet,“ setzte sie mit erhöhter Stimme hinzu, „fühle ich, ich würde nicht anders handeln können als ich gethan. Ich bin schwach gewesen, aber meine Ehre und mein Gewissen sind unverletzt geblieben, und daß sie dies sind, verdanke ich der Rechtlichkeit, der Ehrenhaftigkeit dieses jungen Mannes allein.“

Erschöpft ließ Clotilde sich auf einem Stuhle nieder und schlug den Schleier über das Gesicht.

Der Eindruck, den die Rede des Mädchens auf die Versammlung hervorbrachte, war ungeheuer. Der öffentliche Anwalt erklärte, daß er zwar auf der Anklage beharre, aber das Gewicht des abgelegten Zeugnisses nicht in Zweifel stelle. Der Verteidiger Williams sagte, daß das Letztere besser für seinen Klienten spräche, als irgend etwas, was er beifügen könne; er verzichtete deshalb auf alles Weitere. Der Präsident forderte die Geschworenen auf, sich in das Beratungszimmer zu begeben und sodann wieder zu erscheinen, um die Frage: „Ist William Todd schuldig des Mordes an Thomas Burnes?“ zu beantworten.

Nur eine halbe Stunde waren diese abwesend, dann traten sie wieder in den Saal. Eine tiefe Stille entstand. Dann trat einer der Geschworenen vor den Sitz des Präsidenten, legte die Hand auf die Brust und sagte: „Bei meiner Ehre! Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig.“ —

William konnte sich vor innerer Bewegung kaum aufrecht halten und es brach bei diesem Ausspruch die Menge der anwesenden Zuschauer in lauten Jubel aus. Im Triumph ward der junge Mann nach seiner Wohnung begleitet. Auch der schönen Clotilde ertönten Freudenrufe, als sie den Saal verließ. —

Kaum sah sich der junge Mann in Freiheit, als er sogleich zu Clotilden eilte. Er sank vor ihr auf die Knie und drückte ihre Hände hundert Mal an die Lippen.

„Ich habe, mein theurer Freund,“ sagte sie tief bewegt, „die Gefinnungen meines Herzens vor Hunderten fremder Menschen, die mich zum Theil mißverstanden haben werden, offen ausgesprochen; könnte ich jetzt weniger thun gegen einen Mann, der meine Gefühle nicht mißdeuten kann? Ich liebe Sie, William! Ich werde Sie immer lieben! Nichts stände mir jetzt im Wege, Ihnen meine Hand anzubieten, und kein Verede von Rang noch Stand sollte mich abhalten. Dennoch thue ich es nicht, und wäre ich schwach genug es zu thun, müßte die Ehre Sie abhalten, meine Hand anzunehmen. Es könnte elende Menschen geben, die in dem Ganzen ein abgekartetes Spiel sähen, die uns für Verbrecher hielten. — Was könnten wir sagen, wenn man sich ins Dör zischelte: Sie könnten den Squire dennoch ermordet und ich darum gewußt, ja Sie vielleicht dazu beredet haben, um einer verhaßten Heirath zu entgehen und später dann die Ihrige zu werden?“

„Sie haben Recht, meine Freundin,“ sagte William nach kurzem Nachdenken. „Nein, wir können uns nicht, wir können uns niemals angehören!“

„Niemals?“ sprach Clotilde erröthend. „Dicitirte Ihr Herz Ihnen dieses Wort?“

„O mein Gott! Verstehst du mich Sie recht?“ rief William ergriffen. „Wenn der wirkliche Mörder entdeckt würde? — Dann? —“

„Dann!“ sagte das Mädchen, ihm die Hand reichend. „Kommt die Unthat vollständig an's Licht, so bin ich die Ihrige; sonst heirathe ich niemals. — Sie waren und Sie sind der einzige Mann, den ich näher kennen und lieben gelernt habe.“ —

Drei Jahre vergingen seit diesem Tage. — William benutzte diese Zeit, um seine Kenntnisse in der Botanik im Allgemeinen, wie in der Gärtnerei insbesondere zu vermehren. Oft schrieb er an Clotilden. Seine Briefe wie ihre Antworten athmeten die innigsten Gefühle; Beide schienen indeß eine directe Anspielung auf eine künftige Verbindung vorsätzlich zu vermeiden. Eines Tages hörte William, daß der königliche Garten von Kew durch eine neue Sammlung außerordentlich merkwürdiger Pflanzen bereichert worden sei. Er befand sich gerade zu Edinburg, aber dies hielt ihn nicht ab, sich auf den Weg zu machen, um sich nach Kew zu begeben. Am Abende vorher, ehe er dort ankam, ritt er in den Gasthof eines kleinen Städtchens ein. Es war bereits spät, das Wirthshaus eine elende Kneipe. Kaum hatte er einige Bissen zu Abend gegessen, als er sein Lager suchte. Dieses fand er in einem Zimmer, das mehr den Namen einer Dachkammer verdient hätte, denn die Wände, die es von einem andern Gemache trennten, waren von dünnen Brettern, zwischen denen beträchtliche Spalten sich befanden. Auf sein Befragen vernahm er, daß man kein besseres Gemach habe, ja ein anderes dicht darneben, wo ein Gentleman, der gleichfalls spät gekommen sei, sich befinde, noch schlechter wäre.

William, von dem Ritte ermüdet, löschte sogleich die Kerze aus und warf sich unausgekleidet auf sein Lager, willens, die Reise sobald der Tag grauete weiter fortzusetzen. Zu seinem Befremden sah er, sobald er das Licht ausgelöscht hatte, den Schein eines andern durch die Spalten der Bretter aus dem Nebengemache schimmern. Neugierig legte er sein Auge an ein Astloch, das ihm einen Blick in jenes verstattete. Er konnte das Gemach ziemlich überblicken; es war eng und erbärmlich wie das seinige. Ein Reisender, ein Mann von etwa funfzig Jahren, lag entkleidet in einem Bett an der gegenüberstehenden Wand. Sonderbarerweise hatte derselbe ein Nachtlicht in ein Waschbecken und dieses mitten in das Zimmer auf den Boden gestellt. Der Fremde schien ein starker Mann, von dunkelm Haar und Bart und blasser Farbe. Sein Schlaf war unruhig, er warf sich hin und her und murmelte dann und wann etwas zwischen den Zähnen. William betrachtete ihn eine lange Zeit, da er nicht einzuschlafen im Stande war. Immer unruhiger ward der Schlaf des Fremden, er schlug mit den Armen um sich her; es war, als ob er träumte, einen Gegner zu haben, den er sich vom Leibe halten wolle. Plötzlich

schrie er laut auf und richtete sich mit halbem Leibe im Bette empor.

„Ha!“ schrie er mit Donnerstimme. „Das ist der Waldplag. — Bleib mir vom Leibe, Ermordeter! — Bleib mir vom Leibe, Thomas Burnes! Du hast Dein Schicksal verdient.“ —

Sein Ausschreien schien ihn erweckt und zur Besinnung gebracht zu haben. Er hatte die Augen weit offen und blickte wild im Gemache umher. Seine Brust arbeitete heftig.

„Es ist nichts!“ sagte er nach einer Weile mit matter Stimme. — „Muß mich der verfluchte Anblick doch schlafend und wachend verfolgen! Tausend Mal besser wäre das Schaffot.“ —

Dann legte er sich wieder nieder, aber William bemerkte, daß er nicht schlief. Der Fremde seufzte fortwährend und warf sich auf seinem Lager herum.

Tausend Gedanken schossen William inzwischen durch den Kopf. Sollte Jener etwas von der Ermordung des Squire wissen, vielleicht gar der Mörder sein? —

„Herr Gott!“ sagte er endlich. „Lebt nicht gegenwärtig Mr. Nicholas Reid in diesem Städtchen, und ist er nicht Friedensrichter? — Zu ihm will ich gehen und ihn um Rath fragen, was zu thun. Zudem kennt er ja die ganzen Verhältnisse des verstorbenen Lord X., so wie die des Squire. Er muß wissen, was geschehen kann.“

So wie nur der Tag ein wenig dämmerte, schlich sich William aus seiner Kammer und zum Hause hinaus. Noch waren nur wenig Menschen auf der Straße, doch erfragte er bald von ihnen die Wohnung des Rechtsgelehrten. Brummend erhob sich dieser von seinem Lager, als ihm gemeldet wurde, daß ihn Jemand dringend zu sprechen verlange. Er empfing William freundlicher, als es sonst in seiner Art war. Er hatte ihm früher immer viel Theilnahme erwiesen und auch während des Prozesses oft gesagt, er wolle den Ertrag eines zehnjährigen Rechtshandels für die Unschuld des jungen Mannes verwetten. Kaum hatte er gehört, wovon die Rede sei, als er sogleich erklärte, William nach dem Wirthshause begleiten und dort in seiner Eigenschaft als Friedensrichter von dem Fremden Aufschlüsse zu erlangen suchen zu wollen. Letzterer befand sich eben im Wirthszimmer, um seine Beche zu berichtigen. Beim Eintritte Reids schrak er heftig zusammen und dieser schien ebenso von dem Anblick des Fremden überrascht.

„Ihr seid es, Jean Verrier?“ rief Nicholas Reid. „Ihr, der Entführer der Lady L. und der muthmaßliche Mörder des Thomas Burnes? — Wohlan, ich verhafte Euch im Namen des Königs und des Gesetzes!“

„O mein Gott!“ rief der Fremde wie vom Fieberfrost geschüttelt. — „Aber immerhin!“ setzte er gefasster hinzu. „Besser der Tod, als solch ein Leben!“

Ruhig und ohne weiter von Jemand als dem Friedensrichter begleitet zu sein, ging er nach dem Gefängnisse.

Schon in einer Stunde verlangte er verhört zu werden, da er, wie er sagte, ein Geständniß abzulegen habe.

„Ich war,“ erklärte er im Verhör, „Kammerdiener des Lord L., eines Mannes voll wunderlicher Launen und von düstrier Gemüthsart. Mein Herr heirathete in Frankreich ein Mädchen niederen Standes, leichten Sinnes, ohne Erziehung, aber von großer Schönheit. Die Ehe war unglücklich vom Tage der Hochzeit an. Der Leichtsinns der Frau, die düstere Gemüthsart des Mannes, der übrigens seine Gattin liebte, so sehr er sie auch quälte, machte ihnen das Leben zur Hölle. Die Lady gebar dem Lord eine Tochter, demungeachtet faßte sie den Entschluß, ihn zu verlassen. Ich hatte die Frau schon vor ihrer Verheirathung gekannt, sie machte mich zum Vertrauten ihrer Pläne, mein Herr merkte unser Einverständnis, wir entflohen nach Frankreich. Unter ihrem Geburtsnamen ward sie meine Frau. Mit dem Gelde, was sie mitgenommen hatte, etablirte ich mich als Kaffetier in meiner Vaterstadt, einem kleinen Orte in den Pyrenäen. Unsere Ehe war keineswegs eine glückliche zu nennen. Meine Frau starb nach Jahresfrist, nachdem sie mir eine Tochter geboren hatte. Ich erzog das Kind, das endlich zu einem sechszehnjährigen Mädchen heranwuchs. Ich galt in meiner Heimath als ein rechtlicher Mann und ich hielt treu meinen Entschluß, mein Leben zu bessern. Es sind ungefähr fünf Jahre her, als ein Mann von reiferem Alter, Namens Brown, ein Engländer, sich — wie er sagte, seines Vergnügens und seiner Gesundheit wegen — in unserm Städtchen einige Monate aufhielt. Ich nahm ihn in Kost und Wohnung, meine Tochter besorgte seine Bedienung. Wer hätte meinen sollen, daß er, der ernste, vierzigjährige Mann, die Gelegenheit benutzen würde, die Unerfahrene, dem Geiste nach fast noch den Kinderjahren Angehörnde zu verführen? — Die Aermste bezahlte ihren Fehltritt mit dem Tode. Brown war mit dem Versprechen

wiederzukehren seit einigen Monaten abgereist, als eine frühzeitige Entbindung die Unglückliche ins Grab stürzte. Von Vorwürfen des Gewissens gefoltert, von unverschuldetem Unglück gleichfalls verfolgt, verkaufte ich mein Eigenthum, verließ Frankreich, ging nach England und trat in London als Hausmeister in einer Taverne in Dienst. Hier sehe ich eines Tages einen Fremden, der nach einem Freunde fragt; ich glaube Brown in ihm zu erkennen, doch war ich meiner Sache nicht gewiß, ja ich zweifelte, ob ich recht gesehen, als ich vernahm, daß der Fremde ein Country-Gentleman aus Lancashire sei und Thomas Burnes heiße. Obgleich ich mir die Sache aus dem Sinne schlagen wollte, wurden doch alle Geister des Abgrundes in meiner Seele wach. Ich wollte wissen, ob Burnes jener Brown sei; war er es, so wollte ich mich rächen. Das Wie? sollte die Gelegenheit bestimmen. Ich eilte unter angenommenem Namen — denn Lord L. lebte ja noch und ich konnte erkannt werden — nach der Grafschaft Lancaster. Hier in einem Wirthshause höre ich, daß Thomas Burnes der Besitzer des Gutes sei und daß er nächstens, wie es heiße, die Tochter des Lords L. heirathen werde. — Wie? sagte ich empört zu mir selbst; eine Tochter derselben Mutter hat er ins Grab gestürzt und jetzt sollte er die andere heirathen? Nimmermehr darf dies geschehen! — Wie ich dies bedachte, kommt Burnes eben vor dem Hause vorbeigeritten. Ich hatte mich nicht geirrt, es war derselbe Mann, den ich unter dem Namen Brown kennen gelernt, der Verführer meines Kindes. — Burnes war bei seinen Untersassen verhaft, mehrere Dorfbewohner waren anwesend. Einer bemerkte, daß, wenn er der Squire wäre, er nicht allein zur Abendzeit durch den Park reiten würde. — Ich betheure bei Gott, daß ich bis diesen Augenblick keinen bestimmten Plan gefaßt hatte, auf welche Weise ich mich an ihm rächen wollte! Jetzt schoß ein solcher mir mit Blüheschnelle und wie durch eine Eingebung durch den Kopf. Ich beschloß, in den Park zu eilen, durch den von jener Gegend aus nur ein einziger Weg nach dem Schlosse des Lords führte. Ich kannte hier jeden Fußbreit Boden; er konnte mir nicht entinnen. Wie die Leute sagten, kam er jedes Mal mit Anbruch der Nacht zurück, der Park war einsam, eine Entdeckung war nicht zu besorgen. Ob ich ihn tödten, ob ich ihn bloß mißhandeln wollte, dieß war mir selbst nicht klar. Es war eben Sonnenuntergang. Wie ich an der mir bekannten Parkthüre ankam, sah ich, daß ein Theil des

Wildzauns eingestürzt sei, daß Burnes indeß nicht über die Trümmer hinwegreiten könne und vom Pferde steigen müsse, die Thüre zu öffnen. Dies stimmte ganz zu meinem Plan; er konnte mir hier nicht entkommen. Jetzt besann ich mich erst, was ich mit Burnes beginnen wollte. Es sollte, so sagte ich mir, auf sein Benehmen ankommen. Bezeugte er Reue, so wollte ich ihm das Leben schenken, wo nicht, ihn auf der Stelle tödten. Ich hatte keine Waffe bei mir, ich brach deshalb eine Zaunstange in Stücke und griff eben nach einem derselben, als ich ein hübsches Messer mit grünem Hest, wie die Jäger wohl zu führen pflegen, vor mir liegen sehe. Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck der Anblick auf mich machte! Dieser Moment entschied über das Leben jenes Mannes. Ich betrachtete den Zufall als einen Wink des Schicksals. „Der Elende muß sterben,“ sagte ich; „gleichviel, ob er be-reuet oder nicht!“ Mit Hast ergreife ich das dolch-artige Messer und stelle mich hinter einen Baum. Es war inzwischen dunkler geworden und ich mochte mich fünf Minuten auf dem Plage befunden haben, als der Mann, den ich erwartete, ankam. Er wollte eben anhalten, um abzustiegen und das Parkthor zu öffnen, als ich vortrat, ihn packte und vom Pferde riß. „Kennst Du mich, Elender?“ rief ich. „Ich bin Terrier, der Vater der unglücklichen Marie.“ — Burnes war, als ich ihn vom Pferde warf, der Länge nach zu Boden gefallen. Ich hielt ihn an der Erde fest, er suchte sich von mir loszureißen und rief aus vollem Halse um Hilfe. In diesem Augenblicke setzte das Pferd durch die Zauntrümmer. Ich glaubte bei dem Krachen der Stangen, daß Menschen meinem Gegner zu Hilfe eilen wollten und ohne mich weiter zu besinnen, stieß ich Burnes zwei Mal das Messer in die Seite, warf es dann auf den am Boden sich in seinem Blute Wälzenden und sprang ins Dickicht. —

„Die Sinne vergingen mir fast,“ sagte Terrier, indem er den in großen Tropfen von der Stirn herabrinneuden Schweiß sich abwischte und Lust zu schöpfen schien, „als die That geschehen war. Niemand kam, Niemand verfolgte mich, dennoch stieg ich mit Lebensgefahr auf einer schwierigen Stelle über den hohen Zaun und lief, so lange ich Athem holen konnte, querfeldein, dem nächsten Städtchen zu. Der Morgen war eben angebrochen, die Postkutsche kam durch den Ort, ich stieg ein und fuhr nach London, nach meiner Wohnung, wo ich vorgab, einen Freund in der Nähe besucht zu haben. Nach und nach fand ich wieder

Ruhe. Niemand hatte einen Verdacht auf mich. Dies war auch bei der Unbekanntschaft mit meinen Verhältnissen fast unmöglich. So wie indeß die Furcht vor der Entdeckung vorüber war, begann mein Gewissen sich zu regen. Ueberall, wo ich ging und stand, sah ich den Ermordeten vor mir. Diese Seelenangst wuchs von Tage zu Tage. Als der Prozeß William Todd's anging, war ich mehrmals auf dem Punkte, mich selbst als den Mörder des Squire anzugeben. Ich war im Saale bei den Verhandlungen der Assisen von Lancashire. Wäre Miß Clotilde nicht erschienen, so trat ich auf und bekannte mich zu der That. Schon drängte ich mich nach der Barre, als sie eintrat.

„Daß dies stattfand sah ich als einen neuen Wink des Geschicks an, daß ich mein Leben nicht zur Sühne darbringen sollte. Der Gedanke flößte mir eine Art Ruhe ein; sie dauerte indeß nur kurze Zeit. Meine Seelenangst erhob sich von Neuem und wuchs zu immer größerer Höhe. Wo ich ging, wo ich stand, im Wachen wie im Schlaf, sah ich den sich vor mir in seinem Blute Krümmenden. Ich war zuletzt kaum im Stande, eine Viertelstunde allein im Zimmer zu bleiben. Es war, als müßte Burnes zur Thüre, und verschloß ich diese, aus der Wand zu mir treten. In der Nacht hatte ich nur bei großer Ermattung und selbst dann nur auf Viertelstunden Ruhe. Böse Träume rissen mich fortwährend aus dem Schlafe empor. Um mich zu ermüden, machte ich anstrengende Reisen. Auf diesen besand ich mich noch am Erträglichsten. Eben kehrte ich von einer solchen zurück. Das Schicksal will, daß meine That jetzt auf eine wunderbare Weise entdeckt werden soll, und die Entdeckung ist mir willkommen, ich habe sie oft gewünscht, wenn meine Angst bis zur Verzweiflung stieg.“

Es darf wohl kaum gesagt werden, welches Aufsehen es in England machte, als die Entdeckung des wirklichen Mörders des Squire auf einmal nach so langer Zeit bekannt ward.

Terrier ward durch die Geschworenen zum Strange verurtheilt, jedoch von dem Könige wegen der Umstände, die ihn zu der That veranlaßt hatten, begnadigt und nach Botanybay gesendet. Dort verhielt er sich so, daß ihm eine kleine Aufseherstelle anvertraut werden konnte. Er bekleidete diese auf eine Weise, daß er sich die Achtung derer, mit denen er in Berührung kam, erwarb, doch starb er in wenigen Jahren nach seiner Deportation. —

William hatte seit längerer Zeit sich befließigt, seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf's Ausgezeichnetste zu vermehren. Er erhielt jetzt einen Ruf als Professor der Botanik an ein College in Montreal in Canada. Ehe er dahin abging, begab er sich nach Paris, um Clotilde noch ein Mal zu sehen; er hatte nicht gewagt, selbst jetzt, als seine Unschuld aller Welt offen vor Augen lag, um ihre Hand anzuhalten. Das Wiedersehen entschied indeß über die Zukunft Beider. Clotilde war bald seine Verlobte. Sie erklärte, ihr Eigenthum in England veräußern und ihn über den Ocean begleiten zu wollen. Wenige Monate später flogen sie als ein junges Ehepaar zu Duebeck an's Land.

M i s c e l l e n .

(Der beste Minister.) Es giebt in der Welt sehr viele Minister; welcher ist der beste? Dies ist jedenfalls der jetzige Premierminister in Persien. Seine Popularität ist grenzenlos und zwar weil er Jedermann freundlich behandelt und auch keine Bitte abschlägt, die an ihn gebracht wird. Wie er das möglich macht, ist ein Geheimniß, das wir indeß mittheilen können. Kommt z. B. Jemand zu ihm und bittet ihn um eine Pension, so bewilliget sie der Minister sofort in der schmeichelhaftesten Weise und stellt dem Bittenden auch sogleich eine Anweisung aus. Der Bittsteller geht hocherfreut von dannen, aber der Minister schreibt nun sofort an den Zahlmeister, die Anweisung nicht zu honoriren. Kommt der mit der Pension Beglückte, um das Geld zu erheben, so wird er freilich abgewiesen, aber er wirft die Schuld auf die untern Beamten und so macht es der Minister möglich, die ganze Popularität für sich zu gewinnen, die ganze Unpopularität aber seinen Untergebenen aufzubürden.

(Krähengang auf der Kurischen Nering.) Obgleich jene schmale Landzunge, welche das Spaff von der Ostsee scheidet, einer wahren Sandwüste gleicht, wird sie dennoch von Menschen bewohnt, die sich in zerstreuten Hütten hier angesiedelt haben und ihr mühseliges Leben größtentheils nur durch den Fischfang erhalten. Da Fische nun ihre gewöhnliche Nahrung sind und es ihnen in dieser Abgeschiedenheit ganz an Fleischkost fehlt, so verschmähen sie auch den harten Braten der Krähe nicht, die von Vögeln fast allein hier — dafür aber auch um so zahlreicher und unverschämter — anzutreffen ist. Es giebt daher denn auch einen eigenen Krähengang unter den Fischern der Nering in folgender Weise: Längs der Küste sind in gewissen Entfernungen einige Sträucher in den Sand gesteckt, in Form einer Bude, und oben mit den Wurzeln von Sandgräsern bedeckt. Nicht weit davon ist das Netz ausgespannt und mit Sand so leicht beschüttet, daß es, sowie auch

die Zugleine, nicht sichtbar ist. In der Mitte gegen das Netz wird sodann die Lockkrähe besetzt und einige Fische zur Gangspeise hingelegt. Der Fänger sitzt nun harrend in seiner kleinen Bude auf die ankommendenzüge von Krähen, welche sich neben der Lockkrähe zum Froße niederlassen. Hierauf zieht der lauerrnde Fischer die Zugleine an und die Krähengesellschaft ist gefangen, wird getödtet und zwar dadurch, daß der Fänger jeder Krähe mit den Zähnen den Kopf einbeißt. Die Beute ist oft so ergiebig, daß der Jäger schwer beladen nach seiner Wohnung heimkehrt. Die Federn der Krähen werden zu Betten benützt, das Fleisch dient zur Nahrung und wird meistens geräuchert oder eingesalzen.

(Kaiserlich-russische Rechnungen!) Der Kaiser reiste mit Extrapost und nach seiner Gewohnheit incognito. Er hatte nur einen General bei sich, welcher ihn gewöhnlich zu begleiten pflegte. Als man an eine gewisse Stelle kam, bemerkte der Postillon, daß der Weg bis zur Station nunmehr so äufferst schlecht werde, daß zu Wagen vor anderthalb Stunden nicht hinzukommen sei. Es ginge jedoch ein fester und angenehmer Weg durch den Wald, welchen die Reisenden gewöhnlich einschlugen, und welchen zu benutzen er den Passagieren ebenfalls rathe. Der große Kaiser war es zufrieden, der General nicht minder. So wurde denn unter den Buchen fortspaziert, bis man an ein Gewässer kam, über welchem die Brücke fehlte. Das Wasser schien sumpfig, falsch, gefährlich, gleichwohl mußte zu einem Uebergange Rath werden. Da kam ein Bauer des Weges, der Kaiser beklagte das Fehlen der Brücke, der Bauer auch. „Ob man denn gar nicht hinüberkommen könne?“ — „Nein.“ — „Ob er nicht zuweilen hinüber käme?“ — „D ja, er ginge durch's Wasser.“ — „Auch wohl beladen?“ — „Wie's kommt.“ — „Zehn Rubel denn, wenn er ihn hinübertragen wollte.“ — Der Bauer schlug ein. Man arrangirte die Partie Hucklepack, und der Kaiser befand sich bald am andern Ufer. „Nun holst Du auch meinen Kameraden, ebenfalls für zehn Rubel.“ — Der Bauer war folgiam. Er belud sich auch mit dem General, hatte jedoch das Wasser nicht bis zur Hälfte durchschritten, als der Kaiser „50 Rubel, und Du läßt ihn fallen!“ ihm zurief. Der Bauer stand, küßte den Arm, — „100 Rubel, und Du trägt mich weiter!“ — der Bauer that einige Schritte und von jenseits sprach die Stimme: „200 Rubel und Du wirfst ihn ab!“ — Neue Bedenklichkeiten des Bauern, „500 Rubel, und Du bringst mich hinüber!“ — „500 Rubel!“ erscholl es von drüben, „und Du trägt ihn nicht weiter!“ — Der Bauer ließ beide Arme fallen, — der General umklammerte ihm Hals und Hüfte, „1000 Rubel, und weiter keine Umstände! Fort an's Ufer!“ — Der General war denn nun auch hinüber; der Bauer begleitete die Herrschaften bis zur Station und empfing seine Belohnung. Als man den Kaffee genommen hatte, notirte der General in's kaiserliche Ausgabebuch, wie folgt: Für zwei Portionen Kaffee 10 Rubel; für Sr. Majestät Ueberschaffung über ein Waldge-

Passer 10 Rubel; für ditto des Generals X. unter allerhöchster Scherzhast vertheuertem Umständen — 1000 Rubel.

(Frau und Geliebte.) Es ist in dem großen Babel, Paris, heute noch wie sonst nicht selten, daß reiche Männer den muselmännischen Sitten sich zuneigen und neben ihrer Frau noch eine Geliebte haben. Diese Geliebte gehört meist dem Theater an. Zu diesen christlichen Muselmännern gehörte auch der Marquis L., dessen Frau und Geliebte beide Zepherine hießen und der gegen beide sehr freundlich und freigebig war, um sich ihre Zuneigung zu erhalten. Am freigebigsten war er aber doch, aus Gründen, gegen die Geliebte, der er nichts abschlagen konnte und die deshalb auch immer eine Bitte an ihn hatte. Eines Tages erzählte sie ihm, sie habe bei einem Juwelenhändler, den sie ihm nannte, sehr schöne Diamantohrhänge gesehen und ihr Namenstag, St. Zepherine, sei bald. Der Marquis ließ sich diese Andeutung gesagt sein. Am Abend desselben Tages ging die hübsche Tänzerin bei dem Juwelier vorüber, sah aber an dessen Schaufenster die Ohrgehänge noch immer funkeln. Sie konnte nicht widerstehen, ging hinein und fragte nach dem Preise des Schmucks. — „Tausend Thaler,“ antwortete der Juwelier. Der Marquis von L. hat mir heute 100 Louisd'or dafür geboten, ich konnte sie ihm aber dafür nicht lassen.“ — Ach, dachte die Tänzerin, der gute Marquis ist doch schon da gewesen. Für mich wollte er sie kaufen, setzte sie laut hinzu. Sie können die Diamanten wirklich nicht unter 1000 Thlr verkaufen? Nun, .. ich will und muß sie haben .. Schicken Sie dem Marquis das Kästchen für die 100 Louisd'or, die er Ihnen geboten hat, ich zahle die fehlenden 1000 Fres. nach. — Der Juwelier fand dieses Auskunftsmittel vortrefflich und schickte das Schmuckkästchen sofort für 100 Louisd'or an den Marquis, der meinte, ein vortreffliches Geschäft gemacht zu haben. Drei Tage später war St. Zepherine und die Tänzerin brannte vor Ungeduld. Endlich kam der Marquis und brachte einen Strauß nebst noch etwas. Er zog ein Etui aus der Tasche und reichte es der Geliebten, die es sogleich öffnete, um sich an dem Anblicke der Diamanten zu weiden; aber in dem Etui befand sich ein Armband für etwa 100 Thlr. Der Marquis hatte die Ohrgehänge, weil sie sehr schön und sehr wohlfeil waren, seiner Frau geschenkt, natürlich ohne zu ahnen, daß die Geliebte einen Theil des Preises dafür bezahlt hatte. Die Tänzerin schämte sich, etwas von der Sache zu erzählen, soll aber ihr Herz sofort einem Andern geschenkt haben.

Generalcorrespondenz.

In England, das bekanntlich ein sehr niedriges und gleichmäßiges Briefporto hat, verkauft die Post kleine viereckige Papierstückchen, auf denen der Kopf der Königin abgebildet ist und die man auf den Brief klebt, den man frei machen will. Auf diese einfache Weise bezahlt man das Postgeld. Damit

ein solcher Stempel nicht noch ein Mal benützt werde, macht die Post auf diese Stempel der ihr übergebenen Briefe mit schwarzer Farbe ein Kreuz. Die kleinen Königinköpfe sehen recht niedlich aus und die Engländer zeigen ihre Selttsamkeit auch darin, daß sie diese Briefstempel sammeln. Kaum war diese neue Einrichtung ins Leben getreten, so wetteten zwei Officiere, welcher von ihnen in einer bestimmten Zeit so viele gebrauchte Briefstempel zusammenbringe, daß damit ein gewöhnliches Zimmer beklebt werden könne. Sofort fand diese Nachahmung; selbst Damen wetteten und Schulkinder wetteten. Die Schwestern sammelten für die Brüder, Freunde für Freunde und alle Bekanntschaften wurden in Bewegung gesetzt, um Poststempel zu erhalten; namentlich bestürmte man diejenigen, bei welchen Briefe in Masse zusammenströmen, wie die Directoren der Bank, große Kaufleute &c. In den Zeitungen lieferte man nicht selten Aufforderungen; so stand in einer die folgende: „ein Herr hat versprochen, die Summe von 2000 Pf. Sterl. für den Bau einer Kirche zu geben, wenn ihm eine gewisse Dame so viele gebrauchte Poststempel bringt, als zusammen jene Summe ausmachen. Wir sind im Stande, Personen, welche für einen wohlthätigen Zweck dergleichen sammeln wollen, die Adresse der Dame nachzuweisen.“ — Ein Vater versprach seinem Sohne 10,000 Pfd. St. sobald er ihm Poststempel in dem Werthe von 5000 Pfd. bringe, — eine bedeutende Aufgabe, denn da ein solcher Stempel 1 Penny werth ist, so gehören 1,200,000 Stück zu 5000 Pfd. St. Ein noch interessanterer Fall, der, wenn wir uns nicht irren, jetzt noch schwebt, ist folgender: ein junges Paar ohne Vermögen wünschte sich zu vermählen und ein sehr reicher Oheim versprach der liebenden Jungfrau, ihr eine hinreichende Aussteuer zu geben unter der Bedingung, daß sie ihm in einer gewissen Zeit eine bestimmte Anzahl von gebrauchten Poststempeln bringe. Die Zahl derselben war groß und man kann sich denken, mit welchem Eifer das arme verliebte junge Paar nach solchen Stempeln suchte, da sie das künftige Glück begründen sollten. — Auch Kaufleute giebt es in England, die von der Sucht, solche Königinköpfe zu sammeln, angesteckt sind. Sie benutzen dieselben, ihre Comptoirs damit zu bekleben, und man hat in London bereits große Comptoirs gesehen, die mit solchen Stempeln an allen Seiten völlig tapezirt sind. —

Ein Professor Pronson in Newyork will eine seltsame Entdeckung gemacht haben, die er vor einiger Zeit in einer öffentlichen Vorlesung mittheilte: „Wenn man einen Tropfen Menschenblut mit dem Dryhydrogen-Mikroskop, das ihn 20 Millionen Mal vergrößert, untersucht, wird man darin alle Arten der Thiere finden, welche jetzt auf der Erde existiren oder jemals existirt haben. In dem Blute eines gesunden Menschen sind alle diese Thierchen ruhig und friedlich, in dem eines Kranken aber unruhig, wie wüthig.“ Der Mensch enthält also nach dieser Lehre alle Geschöpfe der Welt in den kleinsten Formen in seinem Blute. Selttsam ist dies gewiß, ob wahr, lassen wir dahingestellt sein. Unbestreitbare Thatsachen sind aber folgende

Merkwürdigkeiten aus der Natur. In Südamerica giebt es einen Baum, dessen Frucht wie Roastbeef schmeckt; ein Butterbaum wächst bekanntlich in Africa und der Brodbaum auf den Südseeinseln ist bekannt genug. Ob sich die beiden letztern nicht aufeinander propfen ließen, so daß sie am Ende „Butterbrod“ trügen? Es giebt aber auch eine — Austerpflanze, welche die Botaniker lithospermum oder steenhammera nennen; sie wächst an den Küsten von Northumberland und ihre Blätter schmecken genau wie die vortrefflichsten frischen Austern. —

Die größte Fabrik in der Welt hat Petersburg. Die Amerikaner Eastwick und Harrison bauen die Dampfwagen zc., die man auf den russischen Eisenbahnen brauchen wird und haben in Petersburg eine Fabrik angelegt, in welcher 3500 Menschen beschäftigt sind. Um Ordnung unter diesen zahlreichen Arbeitern — Engländern, Amerikanern, Schotten, Irländern, Deutschen und Russen — zu erhalten, steht eine Compagnie Soldaten in der Fabrik, die auch eine eigene Polizeimannschaft hat. Diejenigen, welche sich etwas zu Schulden kommen lassen, werden entlassen, nur die Russen nicht; diese werden, wenn sie gesündigt, an einen Pfahl gebunden, ausgepeitscht und dann wieder an die Arbeit geschickt. —

In Polen soll es Gutsbesitzer geben, die bis zehntausend (?) Bienenstöcke habe. —

Das herrliche Schauspiel des Niagarafalles hat schon manches Menschenleben gekostet, aber keines hat in der Umgegend eine lebhaftere und allgemeinere Theilnahme erweckt, als das eines reizenden Mädchens, welches im Monat Juni hier verunglückte. Maria Ruck, seit wenigen Tagen die Braut eines geachteten jungen Mannes, besuchte in Gesellschaft ihrer Aeltern, ihres Verlobten und mehrerer Freunde beider Familien den Niagarafall; auf der Spitze des sogenannten Teufelsfelsens erzählte der Führer, daß einige Tage zuvor ein junger Mann, der sich zu weit an den Rand des Abgrundes gewagt habe, vom Schwindel erfaßt und hinuntergestürzt sei. Die Braut fragte ergriffen: „hat er ein Herz hinterlassen, das ihn beweint?“ Aber noch ehe der Führer diese Frage beantworten konnte, rief sie voller Freude: „Ach, welch eine herrliche Blume, die muß ich haben.“ Zugleich eilte sie an den Rand des Abgrundes, den Gegenstand ihres Entzückens zu pflücken; aber als sie sich bückte, die Blume zu fassen, wurde auch sie, wie schon Mancher vor ihr, vom Schwindel erfaßt; ein gellender Angstschrei und sie war den Augen der Ihrigen entschwunden. Kaum noch eine Rettung hoffend und dennoch von ängstlicher Erwartung vorwärts getrieben, flog der Bräutigam die steilen gewundenen Pfade hinab zu dem Fuße des schroffen Felsens, und die Andern ihm nach. Da lag die Unglückliche, alle Glieder zerbrochen und zerschmettert, — aber dennoch lebend, wenn man den schwachen Hauch, der ihre Brust befecht, Leben nennen kann. Der jammernde Bräutigam kniete neben ihr nieder; sie aber sah mit brechendem Blick zu ihm empor und

flüsterte: „ich hinterlasse ein Herz, das mich beweint!“ und war nicht mehr. —

Der Bibliothekar Zampieri hat in Florenz eine alte Handschrift gefunden, welche den größern Theil eines epischen Gedichts von Ariost enthält, von dem man bisher gar nichts wußte und das den Titel führt „Rinaldo l'Ardito“ (der kühne Roland). Es besteht aus zwölf Gesängen, von denen der erste, der Anfang des zweiten und der sechste fehlen. Der Großherzog hat sogleich befohlen, den kostbaren Fund auf Kosten der Regierung drucken zu lassen und ein Exemplar davon an alle große Bibliotheken Europas zu senden. —

Die Pariser Zeitungen erzählen folgende hübsche Geschichte, die sich kürzlich in dem Walde von Marty zugetragen: es ist acht Uhr früh und prächtiges Wetter. Um sich an der schönen Natur zu erfreuen, ging ein junger Mann, seine Cigarre rauchend, in dem Walde auf Geradewohl umher, ohne an etwas zu denken. Mit einem Male trat ihm an der Biegung des Weges ein kleiner alter Herr mit weißem Haar und zornglühendem Gesichte entgegen und redete ihn ohne Umstände an:

„Herr, Sie erwarten meine Frau; sie wird nicht kommen, ich bin für sie da, denn ich erbrach den Brief, den Sie ihr geschickt haben.“

„Werther Herr,“ antwortete der junge Mann, „Sie irren sich wahrhaftig, ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau zu kennen. . . Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“

„Keine Ausflüchte! Sie sind meiner Frau wegen hierhergekommen, ich weiß es, und das geht Ihnen nicht so hin. . . Sie müssen mit Genugthuung geben. . . Hier sind Pistolen, Secundanten brauchen wir nicht.“

Der junge B. verlor endlich die Geduld, als der alte Herr gar nicht mit sich reden ließ; er wurde seinerseits ärgerlich; „ein Duell in meiner Lage ist originell,“ sagte er bei sich und dem Gegner rief er zu: „ich bin bereit.“ Er griff dabei nach dem Pistole, das ihm der Ehemann entgegenhielt, der bei dieser ernstern Erklärung plötzlich einsah, daß er doch zu weit gegangen sei und plötzlich an die Unschuld des jungen Mannes glaubte. . . Es begann ein Gespräch, das bald ein vertrauliches wurde. Der Mann rühmte seine Frau, die seltenen Eigenschaften derselben, ihre Schönheit, ihr blondes Haar, ihren vortrefflichen Wuchs. „Sie sehen ein,“ sagte er zu dem, welcher sein Gegner hatte sein sollen, „daß ich eine solche Frau lieben und auf sie eifersüchtig sein muß. . . Sie aber fürchte ich gar nicht mehr, ja ich bin Ihnen eine Genugthuung schuldig wegen des ungerechten Argwohnes; ich muß Sie meiner Frau vorstellen.“ Und die beiden Gegner machten sich Arm in Arm auf den Weg. Mad. G. war wirklich reizend; sie lachte viel über die Verwechselung und ersuchte den jungen B. zum Frühstück zu bleiben. Am andern Tag kam er wieder, so die folgenden. Ob der unglückliche Ehemann später mit ihm sich geschlagen, wissen wir nicht.

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 43.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der Ritter von Neudeck.

Historische Novelle von Johannes Rudolphi.

Vom linken Donauufer, der Hauptstadt Wien gegenüber, erstreckte sich im funfzehnten Jahrhunderte und später ein weitläufiges Waldgehege fast bis an die Grenzen Mährens. Offene Lichtungen, schmucke Dörfer und Städtchen, die theils im Thale lagen, theils sich auf dem Rücken mäßiger Höhen hinzogen, unterbrachen auf anmuthige Weise den dunkeln Forst, aus dessen Laubmeere hier und da auch ein altes Schloß seinen grauen Wartthurm trozig emporstreckte. Die große Heerstraße nach dem Norden schlängelte sich in weiten Biegungen durch das grüne Revier und ward selten leer von hochbeladenen Güterzügen, von Reiter-schaaren und bescheidenen Fußwanderern. Zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, war der Verkehr freilich gegen sonst nur ein sparsamer zu nennen, denn Räuber und Wegelagerer aller Art und jeglichen Standes benutzten die Wirren des unseligen Bürgerkrieges, der eben damals das schöne Oesterreich zerrüttete und lauerten bei Tag und Nacht den Reisenden auf, sie plündernd oder, um Lösegeld zu erpressen, gefangen mit sich fortführend. Diese Herren vom Stegreife, deren gar Mancher einen berühmten altadeligen Namen durch sein schnödes Thun in Unehre brachte, trosteten entweder hinter den Mauern fester Schlösser oder auf verschanzten, mit Palissaden und Gräben umzogenen Anhöhen — Tabors genannt seit den Hussitenkrie-

gen — der Ohnmacht des Gesetzes und den vereinzelt Anstrengungen des besser gesinnten Adels und der schwer geplagten Städter. Durch glückliche Erfolge und den leichten Gewinn aufgemuntert, trieben sie ihr Unwesen nur immer ärger. Von allen Seiten strömte ihnen entlassenes Kriegsvolk und zügelloses Gesindel zu, und so groß wurde die Macht Einzelner, daß die damals im Hader liegenden Fürsten, der Herzog Albrecht, der Herzog Sigismund, ja selbst der Kaiser Friedrich es nicht verschmähten, Freundschaft und Bündniß einzugehen mit denen, die längst das Leben verwirrt hatten und alle ritterliche Ehre. Solch' übles Beispiel und die Gewißheit völliger Straflosigkeit brachte manchen sonst rechtschaffenen und wohlverdienten Mann auf üble Gedanken, insonderheit wenn er auf einer elenden, halbzerfallenen Weste saß und nicht wußte, womit er Weib und Kind und ein Paar ausgehungerte Knechte speisen sollte.

Die Städter und vor Allen die mannhaften Bürger von Wien hatten also vollauf zu thun, sich der Landschädiger zu erwehren, die keck bis dicht an die Thore streiften, das Vieh von den Weiden trieben und besonders das Gewerk der Kaufleute und Krämer durch das Auffangen der Fracht- und Güterzüge schier zur Verzweiflung brachten. Gelang es auch den Bürgern hier und da einen der adeligen Räuber zu fangen und seine Schaar im tapfern Kampfe zu zerstreuen, gleich war ihnen ein anderer Cumpan auf den Hacken und drohte mit Mord und Brandstiftung; die Stadthaupt-

leute waren daher kaum eine Woche daheim und durften nicht müde werden, mit ihren Fähnleins und Reifigen die Landstraße zum Schutze der Reisenden zu durchziehen. —

An einem frischen klaren Märzorgen des Jahres 1468 trabten zwei Reiter auf der oben erwähnten großen Straße nach Mähren durch den Wald, der, seines Blätter Schmuckes noch baar, mit seinem Gewirre von bemoosten Stämmen, und grauen durcheinandergeschlungenen Ästen und Zweigen einen eigenthümlichen Anblick darbot. Nur das Geschrei und Flattern einer Krähenchaar und der klappernde Hufschlag der Kofse unterbrachen das tiefe Schweigen der Gegend, auf welche die Sonne warm und mild vom Himmel herab blickte. — Die beiden Reiter waren noch jung, kaum über die dreißig hinaus, gewaffnet und gepanzert bis an die Zähne. Einer war der Herr, der andere der Diener. Ersterer schaute mit seinen großen braunen Augen recht ernst und träumerisch unter seiner eisernen Pickelhaube hervor und strich sich bisweilen mit der Faust, die er frei hatte, den rabenschwarzen, schön gekräuselten Knebel- und Kinnbart. Ein Panzerhemd von Stahlringen, unter dem er ein Büffelkoller trug, bedeckte seine hohe muskulöse Gestalt und wallte fast bis zu den Steigbügeln nieder. So angethan trabte Arnold Schweigger von Neudeck, einer der Wiener Stadthauptleute und vielbekannt durch seine Tapferkeit und guten Dienste, seinem Diener Heinz voran. Der trug des Hauptmanns Schwert, eine lange und gewaltige Waffe, vor sich quer über den Sattelknopf gelegt und wendete den dicken, auf mächtig breiten Schultern sitzenden Kopf bald rechts bald links, mit pfliffiger Miene horchend, ob etwa ein Rascheln im dürrn Holze oder klirrendes Geräusch das Herannahen einer Schnapphahnbande verriethe. Als es aber ringsum still blieb wie zuvor und Heinz seiner Lust zu schwagen nicht länger widerstehen konnte, brachte er sein Köflein dem des Hauptmanns näher und sagte: „wir werden heut keinen freundlichen Willkommen finden im Hause Kahlenberg. Wenn nicht Jungfrau Adelhaid Euret wegen ein Uebriges thut, möchten wir traun ohne Imbiß wieder heimkehren zu den gestrengen Rathsherrn nach Wien.“

Der Stadthauptmann zuckte die Achseln. „Wenn Matthias Grasser die Botschaft dem Boten entgelten lassen will —“ sagte er, „so mag er es immerhin

thun. Freilich wünschte ich selber, die zu Wien hätten einen Andern geschickt, als eben mich.“

„Ei nun,“ versetzte der Schildknappe rasch, „der hohe Rath meint absonderlich klug zu handeln, indem er dem alten störrigen Isgrim den zukünftigen Eidam in's Haus sendet, daß dieser ihn zum letzten Male warne vor Verrath und der Gemeinschaft mit dem verd— Ankelreiter. Was Ihr nicht vermöget, das soll auf Kahlenberg kein Anderer zum zweiten Male versuchen.“

Arnold schwieg und blickte sinnend auf den Sattelknopf nieder. Es war in der That kein anmuthiges Geschäft, das ihn eben heute nach Schloß Kahlenberg führte, dem er sonst so munter und freudig zusprenge, die verlobte Braut zu begrüßen. Matthias Grasser, ein alter Haudegen, wild, eisenfest und im Dienste der Stadt Wien ergraut, war seit einiger Zeit aus einem Freunde und Schützer der erzherzoglichen Residenz ihr abgesagter Feind geworden und troste auf seinem festen Schlosse allen Bitten, Vorstellungen und Drohungen, welche oft und dringend von Seiten des hohen Rathes an ihn ergingen. Kleinliche Händel mit einzelnen Rathsherrn, gekränkter Stolz — denn der ehrgeizige Alte glaubte sich zurückgesetzt und für vierzigjährige Dienste schlecht belohnt — besonders aber sein grämlicher und bissiger Charakter hatten ihn nach und nach völlig mit der Stadt entzweit und ihn nicht nur veranlaßt, den Wienern seinen Dienst als Kriegs- und Feldobrist aufzukünden und sich grollend auf sein Besizthum zurückzuziehen, sondern es ging eben jetzt sogar das Gerücht, Grasser sei im Begriff, mit dem Ankelreiter, dem mächtigsten Raubritter in ganz Oesterreich, in Bündniß und offene Gemeinschaft zu treten. Ob solcher Kunde war die Wiener Bürgerschaft sehr bestürzt, denn nur im äußersten Falle hätte sie gegen den das Schwert führen mögen, der es einst so erfolgreich in hundert Fehden für sie geschwungen. Obwohl sie des alten Grassers trohigen Sinn kannten, beschlossen sie dennoch noch einen Versuch zu machen und sendeten den Stadthauptmann Arnold Schweigger von Neudeck, der mit des Grassers Tochter Adelhaid verlobt war, nach Kahlenberg, um den Abtrünnigen vor der Gemeinschaft mit dem schädlichsten und erbittertesten Feinde des Landes eindringlichst zu warnen. Arnold übernahm die Mission mit innerem Widerstreben, weil er ihrer Erfolglosigkeit im Voraus fast gewiß war und für sich selbst und sein Verhältniß zu Adelhaid überdies traurige Verwickelung ahnete. Gleichwohl

musste er gehorchen und wir sehen ihn nun gedankenvoll dem Ziele seiner Sendung entgegenzueilen. —

Als Heinz sah, daß sein Herr nicht geneigt war, die Langeweile des Rittes durch ein Gespräch zu verkürzen, schwieg er gleichfalls und pfiff leise ein Schelmenliedchen vor sich hin. Wohl eine halbe Stunde trabten die Weiden so die Straße entlang, zu deren Seiten der Wald jetzt lichter wurde, bis sie, um eine Ecke herumbiegend, plötzlich in eine offene Gegend mündete. Die Aussicht von hier war nicht eben großartig, aber gar lieblich und herzerfreuend, obwohl die Landschaft ihr grünes schillerndes Frühlingskleid noch nicht angethan hatte. Sprossende Saatsfelder wechselten anmuthig mit schwarzem Ackerland, mäßige Hügel lehnten senkten sich sanft nach Teichen und Weihern herab, in denen die helle Sonne sich blügend spiegelte, und frische Kiefern- und Tannengruppen erhöhten die Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes. Im Hintergrunde erhob sich auf einer steilen, bewachsenen Höhe ein uralter, schwarzer Thurm mit Zinnen und runden Schießscharten, an den sich einige unansehnliche, von einer hohen und dicken Mauer umzirkte Wirthschaftsgebäude lehnten. Ein breiter trockener Graben, über den die Zugbrücke zu dem gewölbten Thorwege führte und fünf oder sechs vorspringende Bastionen ließen das Schloß für die damalige Zeit, wo der Gebrauch des Pulvers und der Geschütze noch kein allgemeiner war, ziemlich fest und trohig erscheinen. Das war Matthias Grassers Schmolzwinkel, die Weste Kahlenberg, welcher sich jetzt unsere Reisenden, von der Landstraße abbiegend, auf einem zwischen den Teichen hinsührenden Seitenwege näherten.

Sie waren nicht mehr weit entfernt, da erschien auf einem in der halben Höhe des Thurmes vorspringenden Söller eine junge Dame und schaute, auf das Steingeländer gelehnt, in das Thal hinab. Als die Reiter sie erblickten, hoben sie die Hände zum Gruß und Arnold ließ sein Roß in gar künstlichen Courbetten ansprengen, denn er wußte wohl, daß sein Bräutlein an kühnen Reiterstücken großes Gefallen fand. Adelhaid aber ließ den Schleier wehen zum Gegengruß und verschwand dann, den Empfang des lieben Gastes vorzubereiten.

Arnold hatte beim Erblicken des theuern Mädchens alle trüben Gedanken und schier den Zweck seiner Sendung vergessen. Im Galopp sprengte er in den nicht eben geräumigen Hofraum, schwang sich aus dem Sattel und eilte, Heinz und dem herzulaufenden

Schloßgesinde die Besorgung der Gänge überlassend, klirrenden Schrittes die dunkle Steintreppe hinan. Auf der letzten Stufe rannte er heftig an Jemanden an, daß er fast die Stiege hinabgefallen wäre. Ein derber in tiefen Bassönen erschallender Fluch ließ ihn eher, als seine an die Dunkelheit noch nicht gewöhnten Augen erkennen, daß er dem Schloßherrn selber gegenüberstand.

„Seid Ihr toll oder blind, Arnold, daß Ihr wie ein Mauerbrecher gegen mich anrennt?“ brummte der Alte, schüttelte aber nichts desto weniger kräftig die dargelegte Hand des zukünftigen Schwiegersohnes. „Warum bleibt Ihr nicht unten in der Halle, wo der Hausherr nach guter alter Sitte seine Gäste empfangen mag?“

Damit drängte er Arnold vor sich her die Treppe wieder hinab und trat mit ihm in die Halle, ein weitläufiges gewölbtes Gemach, dessen Wände in bunter Abwechslung mit Waffen, Ahnenbildern und Jagdtrophäen verziert waren; in dem riesigen Kamine aber prasselte ein mächtiges Feuer. Arnold war einigermaßen verwirrt, denn er hatte gehofft, erst ein Stündchen mit Adelhaid kosen zu dürfen, ehe er dem Alten seinen Auftrag hinterbrächte; nun aber sah er wohl, daß das unangenehme Geschäft sogleich erledigt werden müsse, denn Grassers rückte zwei hochlehnlige Sessel an den Kamin, knöpfte Arnolden die Pickelhaube los und bedeutete ihn, an seiner Seite sich niederzulassen.

Matthias Grassers war eine jener langen hagern Gestalten, bei denen gleichsam alles Fleisch zu Sehnen geworden ist. Seine harten Züge, seine trohig aufgeworfenen, von dichtem struppigem Bartwuchs umgebenen Lippen, sein markiger Knochenbau, — kurz sein ganzes Aeußere war der treue Spiegel seines Innern, feck, unbeugsam, wild und voll eiserner Kraft. Niemand mochte gern im Schlimmen mit ihm zu thun haben.

„Nun, Herr Stadthauptmann,“ nahm der Alte das Wort, „kommt Ihr heute zu mir, oder habt Ihr den weiten Weg gemacht, um oben den Minnehelden und Weiberknecht zu spielen?“

„Gern hätte ich meinen Spruch aufgespart bis zum Abschiede!“ erwiederte Arnold, „weil Ihr es mir jedoch anzusehen scheint, daß ich in Geschäften komme, so mögt Ihr alsbald wissen, was Ihr wissen sollt. Ich bin abgesandt von einem hohen Rathe der guten Stadt Wien, um Euch —“

„Zu warnen und einzuschüchtern mit drohenden Worten!“ unterbrach ihn Grasser mit höhnischem Lächeln; „ist es nicht so, Herr Arnold? Die Prahlhänse lassen mir sagen, ich solle mich vor ihnen stellen zur Thaidigung und Urfehde schwören, sonst würden sie herausziehen in hellen Haufen und mir das Haus über dem Kopfe abbrennen! Nun, hab' ich's getroffen?“

Arnold nickte bejahend und sagte: „Laßt meine Rede eine gute Statt finden und überlegt sie wohl. Es kommt mir schwer an, vor Euch, den ich lieb habe wie meinem Vater, wiederholen zu müssen, was man in Wien von Euch spricht. Ihr sollt in Verkehr stehen mit einem geächteten Manne, dessen Name das Vanier ist aller Lauchenchitze, Räuber und Beutelschneider in ganz Oesterreich, mit dem Ankelreiter, der drüben in Klosterneuburg sitzt wie ein Reichsfürst auf seinem Erbe; Ihr sollt gelobt haben, ihm zu helfen, wenn die Reifigen der Stadt wider ihn heranzögen und ihn gar benachrichtigen von den Planen und Anschlägen, womit die Guten und Rechtschaffenen dieses Landes seine verderbliche Macht zu brechen gedenken. Also spricht die Fama von Euch und obwohl ich zu Gott hoffe, Ihr werdet den Leumund zu wiederlegen wissen — —“

Arnold hielt in seiner Rede inne, denn das Gesicht des Alten war immer finsterner und drohender geworden und jetzt sprang er jach empor und stampfte den Sessel wild auf den Boden. „Hoffet nicht zu viel, mein Herr Abgesandter!“ rief er mit überlauter Stimme, „es möchte Euch sonst meine Antwort nur um so übler behagen. Meint Ihr denn wirklich mich zu schrecken, oder mein Thun und Lassen durch leere Worte zu bestimmen? Es ist entschieden, sage ich Euch, entschieden seit gestern, daß ich den Pfahlbürgern eine Plage Aegyptens sein will für ihren Undank und daß ich nimmer ruhen noch rasten werde, bevor ihr unziemlicher Hochmuth nicht auf's Tiefste gedemüthigt ist. Das ist meine Antwort auf Eure Rede, kurz und bündig — und damit Basta!“

Grasser begleitete seine letzten Worte mit einem kräftigen Schläge auf die steinerne Einfassung des Kammerandes und warf sich wieder, die langen Beine weit vorgestreckt und die Arme über die Brust verschränkt, in den Sessel. In Arnolds Bügen wechselte der Ausdruck des Erschreckens mit tiefem Bedauern und trauernder Besorgniß. „Armer verblendeter Mann,“ sagte er nach einer Pause und sein Auge ruhte fest auf dem erzürnten Greise. „Ihr rennt blindlings in Eure Ver-

derben. Habt Ihr auch bedacht, was es heißt, einer Stadt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, auf deren Gebot zehn Tausend streitbare Männer ins Feld rücken! Glaubt Ihr mit zwanzig Knechten hinter Euern Mauern und Brustwehren sicher zu sein vor der Strafe des beleidigten Gesetzes?“

„Was kümmern mich die Gesetze der Städter?“ grollte der Alte. „Ich sitze auf meinem freien Erbe, nur dem Kaiser zu Lehen, und wenn ich früher mein Schwert im Dienste der Wiener schwang und zu ihrem Vortheile, so geschah es für klingenden Sold und nach ritterlicher Weise. Sie haben mir übel vergolten, die Krämer und Ellenreiter, darum hab' ich ihnen abgesehen und will sie schädigen, wo ich weiß und kann!“

„Wenn das Euer letztes Wort ist,“ sagte Arnold rasch aufstehend, „so bleibt mir nichts übrig, als diesem Hause den Rücken zu kehren. Wolte Gott,“ fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu: „Ihr gedachtet noch zur rechten Zeit der Trübsal, die Euer Starrsinn über mich und Eure Tochter bringen muß, denn —“

„Denn der Herr hat nicht Lust, noch ferner um das Kind eines Geächteten zu freien!“ ergänzte Grasser mit bitterm Lachen. „Die Goldgulden der Wiener haben einen bessern Klang, als die Liebesworte eines armen Mädchens, dessen Besitztum in wenig Wochen ein rauchender Schutthaufen sein kann.“

Auf Arnolds Wangen stieg die helle Zornröthe auf. „Nicht mein ehelich verdienter Sold —“ rief er lebhaft, „aber das Gefühl des Rechts und ein ehrlicher Name haben einen so guten Klang, daß ich ihm zu folgen gedenke, so lange ich lebe. In Euer Herz hat der Teufel Unkraut gesäet, darum will ich nicht die Zeit mit unnützen Reden und Warnungen vergeuden. Ich denke, der Tag ist nicht mehr fern, wo Adelheid keinen andern Schutz als mich, keine andere Zuflucht, als mein bescheiden Haus haben wird und dann — dann sollt Ihr erfahren, daß meine Liebe zu ihr unwandelbar ist wie meine Pflicht.“

Damit stülpte er hastig die Pickelhaube auf den Kopf und verließ die Halle, von Schmerz und Zorn bewegt und das Herz von trüben Ahnungen erfüllt. Matthias Grasser aber schüttelte nach dem Abgehenden die drohend geballte Faust und schrie: „Du sollst der Erste sein, unartiger Bube, dem ich weidlich den Küras zerklöpfen will, wenn Du mit Deinen jämmerlichen Stadtknechten Dich vor der Weste Rahlensberg blicken lässest. Euch' Dir eine andere Braut unter

den Wiener Schneidertöchtern, mein Kind soll betteln gehen und lieber verhungern, ehe es jemals an Deine Thüre klopft, das schwöre ich Dir zu bei allen lieben Heiligen und Erzengeln."

Arnold vernahm die Lasterrede des Wüthenden nicht mehr, denn draußen vor der Halle hatte Adelhaid gelauscht und zog jetzt den mit glühender Stirn und finstern Blicken Herausstürmenden in ein gegenüberliegendes Kofet. Dort schlang sie weinend die schönen Arme um den Geliebten und seufzte: „Was soll nun werden mit mir, da Du Dich also mit dem Vater erzürnt hast und Dich zu seinen Feinden schlägst? Er wird nimmer zugeben, daß wir uns wiedersehen in diesem Leben und all' mein Glück und Friede ist nun dahin mit einem Schlage."

Arnold zog das Mädchen an seine Brust und schaute ihr lange in die großen von bitteren Thränen erglänzenden Augen. „Sei ruhig, Braute —“ sagte er mit bewegter Stimme, „ob auch eine schwere Prüfung über uns kommt, wollen wir gleichwohl nicht verzagen: Dein Vater fordert selber das Unglück heraus; ich kann ihn nicht retten und er ist ein verlorener Mann, wenn nicht ein Wunder über Nacht sein Herz erweicht. Du aber wirst noch bessere Tage sehen, denn treue Minne überwindet alles Leid und gelangt endlich zum schönen Ziele. Laß Dich nicht schrecken von Gewalt und Unbill; was vermag Deines Vaters Born gegen den ewigen Bund unserer Seelen?"

„Das werdet Ihr bald erfahren, Stadthauptmann!“ erwiderte an des schluchzenden Mädchens Statt der Burgherr, der jetzt wie ein böser Geist an der geöffneten Thür erschien. „Soll ich Euch erst erinnern, daß wir von Stund' an geschiedene Leute und abgesagte Feinde sind? Pocht nicht auf Euer Gesandtenamt; es könnte mich gelüsten, die Absage an die Wiener mit der Einsperrung ihres Herolds zu beginnen. Draußen steht Euer Thier, gesattelt und gezäumt — es hat Euch zum letzten Male in den Schloßhof getragen."

Arnold drückte noch einen Scheidekuß auf Adelhaid's Lippen, dann schritt er nach der Thür, die Grasser mit einer spöttischen Verbeugung weit aufriß. An der Schwelle kehrte er noch einmal um und sagte, den Alten mit strengen durchbohrenden Blicken fixirend:

„Wir finden uns wieder, Matthias, und zwar mit dem Schwerte in der Hand. Wehe Euch, wenn Ihr es versucht, Adelhaid von meinem Herzen zu reißen. Sie ist meine vor Gott verlobte Braut und jede Unbill, die sie meinethwegen von Euch erfährt, streicht ein

Wort von der Fürbitte, die ich für Euch einzulegen gedenke, wenn die Henkersknechte den gefangenen Landschädiger zum letzten Gange abholen."

Damit schritt er hinaus, schwang sich in den Sattel und sprengte mit Heinz im vollen Galopp und wie von wilden Jägern gejagt, den Berg hinab. Kein Wort kam während des Rittes nach Wien über Arnolds Lippen und auch Heinz hatte von dem, was auf Kahlenberg sich zutrug, genug gehört und gesehen, um die Schweigsamkeit und düstere Miene seines Herrn begreifen zu können. —

Der trohige Bescheid Matthias Grasser's, den Arnold am andern Tage in voller Versammlung des Wiener Rathes überbrachte, war nicht geeignet, die Bürger der Hauptstadt in ihrer lange gehegten Nachsicht und Geduld zu bestärken. Vielmehr wurde beschlossen, sobald als möglich mit stattlicher Macht vor das Haus Kahlenberg zu ziehen, damit der Anfelreiter, Grasser's nunmehriger Verbündeter, nicht Zeit gewönne, den gesammten niederösterreichischen Raub- und Stegreisadel gegen die Stadt zu hehen.

Und Grasser sorgte selbst dafür, daß Niemand in Wien über seine Absicht und Gesinnung in Zweifel blieb. Schon am zweiten Tage nach Arnolds vergeblicher Mission trug der Wind vom jenseitigen Donauufer die schrillenden Töne der Sturmglocken in die Stadt und bald darauf erschienen jammernd und wehklagend Boten und Flüchtlinge auf dem Rathhause mit der Kunde, daß Matthias Grasser die städtischen Vorwerke in Hirschstetten und Breitenlee überfallen, angezündet und alles Vieh mit sich fortgeführt habe. Fast zu gleicher Zeit war der Anfelreiter mit dreihundert Gewappneten bis dicht an die Stadt herangerückt, hatte sich am Karmeliterhofe gelagert und einen Brief in die Stadt geschickt, worin er den Wienern mit Feuer und Schwert drohte, so sie sich unterfangen würden, seinem lieben und getreuen Freunde auch nur ein Härlein zu krümmen.

So geschah es denn, daß schon am Sonntage Palmarum, am 30. März 1468 die drei Stadthauptleute Wiens, unter denen sich auch Arnold befand, mit hundert Reitern und etwa vierhundert Fußknechten gegen Kahlenberg aufbrachen, mit der bestimmten Weisung, die Feste dem Boden gleich zu machen und den alten Matthias todt oder vor die Schranken des peinlichen Gerichts lebendig zu bringen. Die Glocken vom St. Stephansdome riefen eben mit feier-

lichem Klang zum Gottesdienste, als der Heerhaufen die lange Pfahlbrücke passirte und nach einer auf den Florisdorfer Wiesen abgehaltenen Musterung rasch dem Ziele der Expedition entgegenrückte. Arnold führte die Vorhut und so fröhlich sonst immer sein muthiges Herz jeglichem Kampfe entgegengeschlagen hatte, war doch heute seine Gemüthsstimmung so wenig beneidenswerth wie seine eigenthümliche Lage. Es kam ihm hart an, Krieg und Verwüstung vor das stille Haus führen zu müssen, in dem er die glücklichsten Stunden verlebt und in der Liebe einer holden Maid einen Schatz gefunden hatte, der noch vor wenig Tagen ihm die schönste hoffnungreichste Zukunft zu versprechen schien. Das schon so nahe Glück war nun durch die bittere Laune des Schicksals plötzlich in weite Ferne gerückt, vielleicht auf immer zerstört und unersteiglich schienen die Schranken, welche das ernste Gebot der Pflicht zwischen ihm und seiner Liebe aufgethürmt hatte. Auch nahm es Niemanden Wunder, daß Arnold stumm und finster an der Spitze seines Fähnleins hinritt und sogar einen schweren Seufzer ausstieß, als die Truppen gegen Abend den Ausgang des Waldes erreicht hatten und nun Schloß Kahlenberg und seine liebliche heitere Umgegend, von der scheidenden Sonne mild beleuchtet, vor ihnen lag. Der mit dem Aufschlagen des Lagers und dem Einnehmen der verschiedenen Stellungen verbundene kriegerische Tumult übte endlich jene wohlthätige Zerstreuung auf unsern Helden aus, die stets mit dem muntern Treiben des Kriegslebens verbunden ist. Er befahl seine Hoffnungen und den Ausgang der ganzen Sache dem lieben Gott und war, sich gewaltsam der Lethargie des Kummers entschlagend, einer der Eifrigsten und Thätigsten bei den Vorbereitungen zum bevorstehenden Kampfe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Königliche Prügel.) Die Bewohner Litthauens zeichnen sich durch die glühendste Liebe zu ihrem Vaterlande und durch eine begeisterte Verehrung ihres Königs aus; die Litthauer sind deshalb auch vortreffliche und tapfere Soldaten. Bei einem Ehescheidungsprozeße zwischen einem litthauischen Edelmann und dessen Frau, warf diese dem erstern vor, er habe als Soldat wegen schlechten Betragens eine Züchtigung erhalten. „Wie?“ rief da der Mann entrüstet aus; „Du willst mir jene Prügel vorwerfen? Das waren königliche Hiebe und solche kannst Du nicht aufweisen.“ Der Frau sowohl, als den dabei stehenden Litthauern, welche bei dem Vorwurfe sehr

ernste Gesichter gemacht hatten, leuchtete diese Auszeichnung des Angeklagten, auf die derselbe sich viel einzubilden schien, vollkommen ein und alle schwiegen still.

(Gefährlichkeit der Mode.) Die Bewohnerinnen von Lima, die durch ihre Schönheit so berühmten Frauen, erscheinen bei Visiten und im Theater nach französischer Mode, bei Spaziergängen aber, in der Kirche und bei Prozessionen bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der Saya und des Manto. Die Saya besteht in einem Oberrocke von schwerem Seidenstoffe, der in unzählige feine röhrenförmige Längenfalten genähet ist, die nach oben zu enger und dichter sind; er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, sehr scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz eng. Da er sich fest um die Beine legt, so hindert er das rasche Gehen und macht das Niederknien und Aufstehen in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich deshalb oft lange krümmen und drehen, ehe sie sich von der Erde wieder erheben können. Man erzählt, daß während des Befreiungskrieges, als bald die Patrioten, bald die Spanier im Besiz von Lima waren, eine Abtheilung der letzteren, um die Gesinnungen der Bewohner der Stadt zu prüfen, sich als Patrioten gekleidet der Stadt näherten. Sobald ihre Ankunft bekannt wurde, eilte ihnen eine große Menge Leute in der Alameda von Callas entgegen, um sie freudig zu begrüßen, darunter auch sehr viele Frauen in diesen engen Sayas. Als sich die verkleideten Spanier genähert hatten, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt und sangen an, in den behörten Haufen einzuhauen. Die Männer retteten sich durch die Flucht, aber die in ihren engen Sayas eingepferchten Frauen wurden größtentheils niedergesäbelt.

Eine andere Auszeichnung der Limanerinnen ist bekanntlich ihr kleiner Fuß und ihre Eitelkeit deshalb kennt keine Grenzen. Sie mögen gehen, stehen, sitzen, in der Hängematte oder auf dem Sopha liegen, immer sehen sie sorgfältig darauf, daß das Füßchen zum Vorschein komme. Ein Lob ihrer Tugend, ihres Verstandes und selbst ihrer Schönheit hören sie gewiß mit weniger Wohlgefallen als das ihres niedlichen Fußes. Sie pflegen denselben mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und vermeiden alles, was seine Entwicklung begünstigen könnte. Die Schuhe sind immer kürzer als ihr Inhalt und werden mit Mühe an den Fuß gezwängt. Sie sind meistens von Atlas oder Seide und reich gestickt oder aus sehr feinem Cassianleder. Wöchentlich werden ein oder zwei Paar Schuhe gebraucht und es ist nichts Seltener, daß die Rechnung für Fußbekleidung sich des Jahres auf zweihundert Piafter beläuft. Ein großer Fuß, pataza inglese (eine englische Lage) wie sie ihn spottweise nennen, ist den Limanerinnen ein Graul. (Peru v. J. v. Tschudi. St. Gallen, 1845.)

(Eine umgekehrte Pretiosa.) In England giebt es bekanntlich jetzt noch eine große Anzahl (18000) Zigeuner und

Kohl erzählt in seinen Reisen die Geschichte eines Zigeunermädchens, die sich in unserm Jahrhunderte zutrug und die den Stoff zu einem der interessantesten Romane geben würde, wenn Jemand die vielen interessanten Details sammeln wollte, die man heute noch von der schönen Charlotte Stanley erzählt, deren Portrait auch noch zu sehen ist. Als kleines Mädchen gefiel sie einer vornehmen kinderlosen Dame so sehr, daß sich diese ihrer annahm, sie unterrichten ließ, sie endlich ganz in ihr Haus zog und als ihre Tochter hielt. Sie erhielt ganz die Erziehung einer vornehmen englischen Dame und wuchs zu einer schönen talentvollen und kenntnißreichen Jungfrau auf. Ein vornehmer junger Herr gewann sie lieb und ging mit dem Plane um sie zu heirathen. Allein je mehr dieser Plan sich der Ausführung näherte, desto trauriger wurde die junge Braut und eines Tages war zum Schrecken des Bräutigams und zum noch größern Entsetzen ihrer Pflegemutter das junge Mädchen verschwunden. Es waren an demselben Tage Zigeuner in der Nähe des Schlosses gewesen. Man forschte ihnen nach und fand Charlotte Stanley mitten unter ihnen und in den Armen eines langen, braunen, garstigen Zigeuners, des Hauptes der Bande. Sie erklärte, daß sie sein Weib geworden sei und daß Niemand die Macht habe, sie ihm zu entziehen. Ihre vornehme Pflegemutter und ihr Bräutigam waren darüber untröstlich.

Doch kam Charlotte in ihrem Zigeunersstüme später wieder zu ihnen und erklärte ihnen, wie es ihr in den schönen Räumen des Schlosses allmählig zu eng geworden sei und wie eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrem freien Zigeunerleben sie mehr und mehr ergriffen habe, je näher sie die Zeit habe heranrücken sehen, welche sie auf ewig in feste Mauern habe bannen sollen.

Der Mann, den sie unter den Zigeunern ausgesucht hatte, soll einer der wildesten und häßlichsten gewesen sein und er behandelte seine schöne, zarte und verwöhnte Frau auf die barbarischste Weise. Er wurde eines Diebstahls wegen zum Strange verurtheilt. Charlotte, die ihren Peiniger über alle Maßen liebte, setzte ihre vornehmen Bekannten für ihn in Bewegung und wußte es dahin zu bringen, daß seine Todesstrafe in Galeerenstrafe verwandelt wurde. Während der Zeit seiner Gefangenschaft besuchte sie ihn fleißig und wußte ihm auf mannichfache Weise seine Lage zu verbessern, ohne daß jedoch dieser Barbar nur im Geringssten durch ihre Liebe gerührt wurde. Er nahm ihre Liebeszeichen wie den Tribut einer Sclavin an und mißhandelte sie sogar oft bei den Besuchen, die sie ihm im Gefängniß abstattete. Sie hingegen arbeitete fortwährend an seiner Freilassung. Ihren ehemaligen vornehmen Geliebten und ihre Pflegemutter beschwor sie mit Bitten und wußte durch deren Einfluß wirklich die Freilassung ihres Tyrannen zu bewirken. Aber selbst in dem Augenblicke seiner Freilassung bewies dieser, wie wenig er solche Bemühungen verdiene. Als seine Frau, deren Liebe ihm lästig war, ihm entgegenste und sogar das Boot betrat, auf dem er vom Galeerenschiffe aus zum Lande hinüberschritt, stieß er ihre Lieblosungen so rauh und hef-

tig zurück, daß sie dabei ins Wasser fiel. Alle Leute waren darüber empört und wollten ihn zur Strafe festhalten. Allein Charlotte, die man aus dem Wasser wieder aufgefischt hatte, bat ihn los und folgte ihm abermals zu dem wilden Leben, das er mit ihr in dem Newforest und auf den Märkten um London herum führte. Wenn ich mich recht erinnere, wurde ihr Tyrann zuletzt dennoch eines andern Verbrechens wegen hingerichtet und sie selbst ist ganz vor Kurzem gestorben. Der Freund ihrer Jugend lebt aber noch diesen Augenblick und soll ihr Portrait heute noch in seinem Zimmer haben.

Generalcorrespondenz.

Den Toastausbringern, namentlich bei den in den letzten Jahren in Deutschland so zahlreich gewordenen Zweckessen, empfehlen wir eine bei gleicher Gelegenheit in England bestehende Einrichtung, welche gewiß Effect macht. „Nach dem Braten (bei dem englischen Festessen) kommen die Toaste, die bei öffentlichen Mahlzeiten beinahe gar kein Ende nehmen und immer von langen Reden begleitet werden, in denen die Engländer eine große Fertigkeit haben. Gewöhnlich ist der Vorsitzende auch der Toastmaster (der Toastmeister) und in der Regel hat er einen Assistenten hinter seinem Stuhle, der einen Stab in der Hand hält und, wenn der Toastmeister reden will, Ruhe gebietet. Dieser Assistent spielt eine komische Figur. Indem er auf ein Paar für ihn bereitete Stufen tritt, ruft er sein „Still“ über die Gesellschaft hin und indem er seinen Stab hoch zur Rechten und zur Linken schwingt, fügt er so lange sein „sht! sht!“ hinzu, bis er alles Gespräch vollkommen zum Schweigen gebracht hat; dann verschwindet er hinter dem „Toastmeister“. Sowie aber dieser ausgeredet hat, tritt er wieder hoch und herrschend hervor, wiederholt mit kurzen Worten, welcher Toast ausgebracht worden ist und fordert die Gesellschaft zu dreimaligem Lebehoch auf, welches er ihr mit durchdringender Stimme vorschreit. Hundertmal hüpfet er so auf und ab, erscheint und verschwindet mit seinem „Stille!“ das er mit einer ganz eigenthümlichen Schnelligkeit ausspricht. —

Der Verwaltung der Berliner Hofbühne sollen bedeutende Veränderungen bevorstehen. Man versichert, daß die Oberleitung des Theaters wieder einer höhern Hofcharge übertragen werden würde, welcher ein technischer Director des Schauspiels und der Generalmusikdirector (Mayerbeer) untergeordnet sein sollen. Ob diese Einrichtung der Kunst förderlich sein werde, läßt sich wohl bestreiten; gewiß ist aber, daß der jetzige Generalintendant von Küstner seine Entlassung mit vollem Gehalt (6000 Thlr.) bereits erhalten hat. —

Ein junger Böhme soll endlich eine Erfindung gemacht haben, durch welche die Nachahmung des Papiergeldes, der Banknoten ꝛ. gänzlich verhindert wird. Er giebt nämlich einer besondern Art von Papier eine eigenthümlich zusammengesetzte Farbe und so gefärbtes Papier nimmt man zu den Banknoten. Die österreichische Bank, deren Noten so häufig nach-

gemacht werden, soll die Erfindung für so zweckmäßig gehalten haben, daß sie dieselbe an sich gebracht und dem Erfinder einen lebenslänglichen Jahrgelt von 3000 G. ausgesetzt hat. —

Das adelreichste Land ist nicht Deutschland, nicht Polen, nicht einmal Ungarn, sondern Arabien und Algier, überhaupt jedes Land, das mahomedonische Bewohner hat, denn bei diesen giebt es nicht nur einen Geburtsadel, sondern auch einen weltlichen oder militärischen, und einen religiösen Adel. Zu dem Geburtsadel gehört jeder, der nachzuweisen vermag, daß er von Fatime Zohra, der Tochter des Propheten und von dem Oheim des letzteren abstammt. Die Mitglieder des Militäradels sind die Nachkommen der alten und angesehenen Familien des Landes und des Stammes, zu welchem Mahomed und dessen Familie gehörte, der religiöse oder geistliche Adel endlich sind die sogenannten Marabouts, diejenigen, welche sich ausdrücklich der Beobachtung der Vorschriften des Korans widmen, nach der Meinung des Volkes den muselmännischen Glauben unverletzt erhalten und deshalb auch durch ihr Gebet in nächster Verbindung mit der Gottheit stehen. Alle drei Adelsklassen haben bedeutende Vorrechte und stehen in dem höchsten Ansehen bei dem Volke. —

Alle belgischen Zeitungen erzählen folgenden komischen Vorfall aus dem Dorfe Sterrebeck. Gegen elf Uhr in der Nacht wurde ein Bauer in diesem Dorfe durch ein Klopfen an einem Fenster seines Hauses geweckt und zwar an dem seines Schlafgemachs. Da er glaubte, man versuche ihn zu bestehlen, so stand er auf, nahm seine Flinte, ging nach dem Fenster hin und bemerkte vor sich drei Gestalten, deren schwarze Gesichter und weiße Kleidung ihn mit Graus erfüllten. Er legte indeß seine Flinte, wenn auch zitternd, gegen das Fenster an und schoss. Eine lange Zeit nachher erst wagte er die Augen wieder aufzuschlagen; alle Fensterscheiben waren zertrümmert und im Hause hatte sich ein Brandgeruch verbreitet. Außer sich stürzte der Mann aus dem Hause hinaus und fand das ganze Dorf auf den Beinen; man wollte zu dem Geistlichen gehen, um ihn zu ersuchen, den Gottseibeiuns zu vertreiben, der, wie man glaubte, das Dorf mit einem Besuche beehrt habe. Zum Glück kam zu rechter Zeit der verständige Ortsvorsteher an, welcher das unerklärlich Scheinende erklärte. In Brüssel hatte man bei den Septemberfesten Luftballons steigen lassen, unter andern auch einen in der Form von drei an einander befestigten Regern, die in Sterrebeck gesunken, an dem fraglichen Hause hängen geblieben waren und, von dem Winde bewegt, an das Fenster gepocht hatten und trotz dem Schusse des Bauers geblieben waren. —

In einem Dorfe in der Nähe von Paris, durch welches die meisten Jagdfreunde wandern, hat ein Wildbied ein sehr einträgliches Geschäft begründet. Ueber der Thüre seines Hauses hängt nämlich ein Schild mit den Worten: „Hier verkauft man frisches Wild für die Jäger, die auf der Jagd nicht glücklich waren,“ und alle Sonntagsjäger lehren auf dem Rück-

wege bei dem gescheldten Manne ein, um ihre Jagdtasche mit seinem Vorrathe zu füllen. —

In Madrid hat man in der letzten Zeit eine eigenthümliche Mäßigkeitsgesellschaft gegründet, einen Club nämlich, der sich die Aufgabe gesetzt hat, das Tabakrauchen zu verfolgen. Wer in denselben aufgenommen werden will, muß vor allen Dingen beweisen, daß er bis zum Tag seines Besuchs geraucht hat. Ist dieser Beweis geführt, so erhält er seine Aufnahmskarte, auf welcher nur die Worte stehen: „Du sollst nicht Tabak rauchen.“ Jede Uebertretung dieses ersten Gebotes wird mit einer Geldbuße gestraft und damit der Zweck des Clubs sicherer erreicht werde, haben die Mitglieder die Verpflichtung, einander gegenseitig zu beobachten und anzuklagen. Von dem Ertrage der Geldstrafen will man Journale halten und der Ueberschuß soll an die Armen vertheilt werden. Da indessen die Vorliebe für die Cigarren so verbreitet und so eingewurzelt ist, so dürfte der Club, der erst aus 14 Personen bestehen soll, schlechte Geschäfte machen. —

Ein englischer Gelehrter hat berechnet, daß der Glanz des Sonnenlichts mehr als dreimal hunderttausendmal stärker ist als der des Vollmondes; das heißt mit andern Worten, wenn statt des einen Vollmondes dreimal hunderttausend Monde am Himmel ständen, würde ihr Gesammtlicht noch nicht so stark sein als das der einzigen Sonne. —

Der Herzog von Leicester besitzt das größte musikalische Saiteninstrument, welches in der Welt existirt, nämlich einen Riesenbass, den er aus einem belgischen Kloster gekauft hat und der von zwei Personen gespielt werden muß, von denen die Eine die Saiten mit einer besondern Vorrichtung niederdrückt, während die Andere den Bogen führt. —

Franz Wallner, der ebenso vortrefflich als Schauspieler, wie lebenswürdig als Mensch ist, hat so eben (bei D. Wigand in Leipzig) eine Schrift, „aus dem Tagebuche eines alten Komödianten“ herausgegeben, deren Inhalt so bunt ist wie ein wechselreiches Schauspielereben. Diesmal nur eine Kleinigkeit daraus: Levasor, der Nestor der französischen Bühne, hat eine ganz eigene Schauspielgattung ins Leben gerufen, die Intermezzos nämlich, welche er während der (sehr langen) Zwischenacte ganz allein ausführt. Er tritt z. B. als altes Weib gekleidet auf, berichtet er wäre gestern in der italienischen Oper gewesen und erzählt das Stück in sehr komischer Weise mit eingesprochenen Musiknummern der Oper, in deren Vortrag er die gefeiertsten Sänger auf das Täuschendste copirt; oder er erscheint als Kunstreiter und ahmt — natürlich zu Fuß — alle Bewegungen, Stellungen und Grimassen eines Pferdekönnlers auf eine so zwerchfellerschütternde Weise nach, daß der Jubel kein Ende nehmen will. Ein anderes Mal erscheint er, elegant gekleidet, mitten unter dem Publikum, auf einem Sperrsitze des ersten Ranges und giebt im freundlichen Gespräche mit allen Anwesenden eine komische Geschichte preis. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 44.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der Ritter von Neudeck.

Historische Novelle von Johannes Rudolphi.

(Fortsetzung.)

Matthias Grasser mochte wohl nicht geglaubt haben, daß das angedrohte Ungewitter ihm so schnell über den Hals kommen werde, denn die ausgesandten Späher fanden, daß im Schlosse keinerlei außerordentliche Vertheidigungsmaßregeln getroffen waren. Gleichwohl beantwortete er die übliche Aufforderung zur Uebergabe mit einem trotzigem Nein, und die Schnelligkeit, mit welcher gefüllte Steinkörbe, Vechtöpfe und mächtige Balken auf der Brustwehr der Mauer erschienen, bewies hinlänglich, daß der alte Eisenfresser sich bis auf den letzten Mann zu wehren gedente. Derselben Meinung waren auch die Stadthauptleute, als sie, eine Stunde vor Mitternacht, die Kunde um das mit zauberartiger Schnelle entstandene Lager machten und den Offizieren und Rottmeistern den Angriffsplan und die nöthigen Dispositionen mittheilten.

„Es ist offenbar, daß Grasser auf des Anfelreiters Beistand rechnet,“ sagte Arnold, „und es sollte mich nicht eben wundern, wenn ein nächtlicher Ueberfall —“

„Poffen!“ unterbrach ihn Joseph Huber, der zweite Stadthauptmann. „Der Anfelreiter und seine Gefellen müßten Flügel haben, um so gar flink über den Fluß zu kommen; unser schneller Anzug macht ihm und dem Kahlenberger da oben einen schlimmen Strich durch die Rechnung. Mit Sonnenaufgang stürmen

wir und Ihr mögt Euch immer freuen, Herr Schweiger von Neudeck, morgen wieder mit Eurer Liebsten am Mittagstische zu sitzen.“

Mit einem trüben Lächeln schied Arnold von den Freunden und begab sich nach seiner aus jungen Baumstämmen und Reisern flink erbauten Zelthütte, vor deren Eingang, von dem sorgsamem Heinz unterhalten, ein behagliches Wachtfeuer prasselte. Arnold warf noch einen Blick auf das Lager, das sich, von den allgemach erglimmenden Feuern beleuchtet, in malerischer Gruppierung an den Teichen und der Säumung des Waldes hinzog, und suchte dann mit schwerem Herzen seine einfache aus trockenem Laube und einigen Decken bereitete Lagerstätte. —

Aber der Schlaf floh ihn, so innig er ihn auch herbei wünschte, den freundlichen Tröster, der wenigstens auf Stunden die Last des Kammers vom Herzen nimmt und es in gaukelnden Traumgebilden die Schmerzen und Täuschungen des Tages vergessen läßt. Ruhelos warf er sich hin und her; seine aufgeregte Phantasie zeigte ihm das Mädchen seiner Liebe, umtobt von allen Gräueln des Krieges, vom Schwerterklange und der zerstörenden Flamme aus ihren stillen Gemächern getrieben, jammern niedergesunken an der Leiche des Vaters und mit Abscheu die blutbefleckte Hand des Verlobten von sich weisend. Mit einer Verwünschung über sein bitteres Geschick sprang der Ritter von Neudeck endlich jählings auf und trat vor das Zelt hinaus, seine glühende Stirn an der frischen

Nachtlust zu fühlen. — Heinz, der bisher mit geschulterter Partisane schweigsam und taktmäßig auf und abgeschritten war, konnte sein Erstaunen nicht verbergen, als er seinen Herren, dessen festen Schlaf er zu bewachen glaubte, mit verstörter Miene zu sich herantreten sah.

„Beim heiligen Nikolaus!“ sagte er, „Ihr solltet Euern Vortheil besser wahrnehmen und die Paar Nachstunden der Ruhe widmen. Es wird morgen heiße Arbeit geben, denk' ich.“

„Immerhin! ich wünschte, es würde die letzte!“ murmelte Arnold, setzte aber, als wolle er seine Gemüthsstimmung vor den scharfen Augen seines getreuen Dieners verbergen, mit gleichgültiger Miene hinzu:

„Ich werde einen Gang durch das Lager machen. Auf die Achtsamkeit dieses neugeworbenen Volkes und die verweichtlichen Bürgersöhne von Wien ist wenig Verlaß; es sollte mich nicht wundern, wenn ich die ausgestellten Wachen schlafend fände.“

„Und des Ankelreiters Kundschafter mitten in unsern Zeltgassen!“ ergänzte Heinz. „Es wäre nicht das erste Mal, daß diese Krämer und Handwerker uns und sich selber in die Patzche brächten, denn sie verstehen vom Kriegsführen so viel, wie der Esel vom Lautenspiel. Aber erlaubt, daß ich Euch den Mantel und das Schwert heraushole; wenn Ihr auch nur des ersteren bedürftig sein werdet, ist es doch immer gut, bei solchen Promenaden eine Waffe zur Hand zu haben.“ — Damit ging er in's Zelt und kehrte im nächsten Augenblicke mit den erwähnten Gegenständen zurück, die Arnold schweigend und zerstreuet annahm und dann langsam über die Wiesen hinschritt, welche sich von der Front des Lagers bis an den Fuß des Kahlenberges erstreckten. Der officielle Grund, welchen er, seinem besorgten Diener zu Liebe, der nächtlichen Wanderung untergelegt hatte, wirkte äußerst wohlthätig auf sein Gemüth, indem es dadurch von unnützen Grübeleien abgezogen und den Anforderungen des kriegerischen Berufes zugewendet wurde. Und in der That hatte der Ritter von Neudeck bald genug Ursache, sich ob seines plötzlichen Entschlusses zu beglückwünschen und Heinze's wie seine eigene geringschätzig Meinung von der militärischen Befähigung des Wiener Bürgercontingents bestätigt zu sehen. Den ersten gegen das belagerte Schloß vorgeschobenen Wachtposten fand er schlafend an einen Baum gelehnt, den zweiten gleichfalls laut schnarchend in der schützenden Vertiefung eines Ackergrabens und je weiter er fortschritt, desto

gewisser wurde es ihm, daß das Lager fast ganz unbewacht und den Schrecken eines plötzlichen Ueberfalles ausgesetzt war. Die Entrüstung des pflichteifrigen Anführers stieg auf's Höchste und er war eben im Begriff, von bangen, unbestimmten Ahnungen eines drohenden Unheils ergriffen, ein allgemeines Lärmsignal geben zu lassen, als ein heller, weithin blinkender Lichtschein seine Blicke nach der Burg hinzog und ihn in athemlose Spannung versetzte. Auf der Linde des dicken, in düstern Umrissen zum Nachthimmel emporragenden Thurmes erschienen plötzlich zwei oder drei Laternen, die so rasch ihre Stellung wechselten, daß der in solchen Dingen wohlverfahrene Arnold keinen Augenblick über die drohende Bedeutung dieser Erscheinung in Zweifel blieb. Der alte Grasser signalisirte mit einem zum Entsatz heranziehenden Bundesgenossen und daß dieser ganz nahe und kein anderer als der Ankelreiter war, davon fühlte sich der Ritter so fest überzeugt, als sei er selber mit in das Geheimniß eingeweiht. Und horch, schon drang aus der Tiefe des Waldes, der sich auf dem rechten Flügel des Lagers am Saume der Teiche hinzog, dumpf und leise, aber dem geübten Ohre des Kriegers nur zu vernehmlich, das stampfende Getöse eines im Trabe heranziehenden Reitergeschwaders. Einen Moment lang übte die Nähe und Größe der Gefahr einen lähmenden Einfluß auf den bestürzten Lauscher, ein zweiter forschender Blick nach dem Schlosse hinauf, dessen schwere Zugbrücke sich jetzt rassend niedersenkte, gab ihm jedoch seine gewohnte Energie und kaltblütige Thätigkeit wieder. „Halloh! der Feind — der Feind!“ schrie er mit einer Stentorstimme, die bei dem tiefen Schweigen wie der Donner weithin durch das ganze Lager tönte. — „Zu den Waffen, Freunde, der Ankelreiter naht!“ Und von Zeltgasse zu Zeltgasse stürzend, die Schlafenden aufrüttelnd, die Zerstreuten und Umherrennenden nach ihren Sammelplätzen weisend, durcheilte er im Fluge, mit hochgeschwungenem Schwerte das ganze Lager, das im Nu einen ganz andern Anblick darbot, als eine Viertelstunde früher. Die Trommel rasselte, übertäubt von dem durchdringenden Schmettern der Zinken, im wilden Galopp durchflogen die Anführer, hoch zu Rosse, die sich sammelnden Reihen und von Linie zu Linie, von Punkt zu Punkt pflanzte sich das Getöse und der in den Ohren der Wiener nur zu bekannte Ruf: „der Ankelreiter! der Ankelreiter!“ fort.

Mit Schweiß bedeckt, keuchend und athemlos gelangte Arnold endlich zu seiner Zelthütte zurück. Dank

der Aufmerksamkeit und den gewaltigen Lungen und Fäusten, mit denen der wackere Heinz die zunächststehenden Abtheilungen beim ersten Erblicken des verhängnißvollen Signals alarmirt hatte, fand der Ritter die Reiterei bereits schlagfertig im Sattel und erwiederte, sich auf sein eigenes Ross schwingend, fröhlich den jauchzenden Zuruf seiner Getreuen. — Aber es war die höchste Zeit gewesen — zehn verlorene Minuten hätten hingereicht, dem überraschten Corps eine furchtbare Niederlage zu bereiten. Denn zwei breiten Waldströmen gleich ergossen sich jetzt von den Seiten her und aus dem Thore der belagerten Burg die Streitmassen des Feindes. Auf die Spitze des rechten Flügels stürzte sich unter schmetternden Fanfaren und dem Feldgeschrei: „Sankt Jörg für den Adel!“ *) die Hauptmacht des Ankelreiters, treffliches Fußvolk, Speermänner und Berittene, während ein kleiner Reiterhaufen quer über die Wiesen hinsprengte, in der augenscheinlichen Absicht, sich mit Grassers Leuten zu vereinigen und das Lager in der Fronte anzugreifen.

„Ich will verd— sein, wenn das nicht der Ankelreiter und ein Paar seiner adeligen Freunde selber ist!“ sagte Heinz, auf den oben erwähnten Reitertrupp deutend. „Seht nur die blanken Harnische — und wie stattlich und vornehm die Gåule ausgreifen! Sie werden bald drüben sein, fürcht’ ich, und dann —“

„Zuerst sollen sie mit uns ein Wörtlein reden!“ unterbrach ihn Arnold, dem jetzt Alles darauf ankam, die beabsichtigte Vereinigung Ankelreiters mit Grassern zu verhindern. „Haltet Euch brav, Ihr Leute!“ fügte er, zu den Seinen gewendet mit lauter Stimme hinzu, „ich denke, es soll Keiner den gestörten Schlaf bereuen, wenn wir den Ankelreiter fangen, todt oder lebendig! Vorwärts — und schreiet den Landschädigern in’s Ohr: „Sankt Stephan und Habsburg allezeit!“

„Sankt Stephan und Habsburg allezeit!“ schallte es fröhlich aus hundert Kehlen und wie ein Wirbelwind flogen die Reitergeschwader über die, von dem eben aufgehenden letzten Mondviertel nur spärlich beleuchtete Ebene hin. Der Boden erzitterte unter den Hufen der Rosse, die Herzen der Krieger schlugen höher und Aller Blicke hingen in unverwandter Spannung an dem feindlichen Haufen, als könne die Macht des Auges ihn zum Stillstand zwingen. Ankelreiter und

die Seinen aber hatten kaum die verderbenschwangere Wolke gegen sich heranstürmen sehen, als sie ihre Eile verdoppelten und mit verhängtem Zügel sturmeschnell dem Fuße des Schloßberges zujagten, von wo sich eben jetzt Grassers mit seinen Burgleuten in der Richtung nach seinen Freunden in Bewegung setzte. Ein Paar Minuten lang war es zweifelhaft, ob Arnold im Stande sein werde, die Vereinigung zu vereiteln, aber bald genug sah er selbst zu seinem großen Verdruß, daß der bei Weitem besser berittene Adel bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen hatte, um ihn noch von dem Schlosse abschneiden zu können. Es galt also jetzt, sich in das Unvermeidliche zu fügen und den Feind nach stattgefunderer Vereinigung anzugreifen, obwohl die Uebersahl alsdann augenscheinlich auf jener Seite war. Und hätte Arnold auch wirklich sich noch bedenken wollen — es war zur Umkehr zu spät, denn schon rückten des Kahlenbergers Haufen, eine geschlossene, aus erlesenem Fußvolk bestehende Phalanx mit Lanzen, Piken und Morgensternen den Anstürmenden trotzig entgegen, während die Schaar des Ankelreiters mit triumphirendem Jauchzen und höhnischem Gelächter ihre Verbindung mit Grassers bewerkstelligte. Dieser selbst ragte auf seinem mächtigen starkknochigen Schlachtrosse um eines Kopfes Höhe über Alle empor und die schwere Streitart wie ein Spielwerk schwingend, ließ er seine donnernde Commandostimme das Getöse der Waffen, den wilden Lärm des Krieges über-tönen.

Gleich zwei sich begegnenden Lawinen trafen die beiden Heerhaufen aneinander. Anfangs herrschte noch eine gewisse Ordnung, die einem unbetheiligten Zuschauer möglich gemacht hätte, die streitenden Parteien zu unterscheiden. Bald aber wogte Alles bunt durcheinander, Reiter und Fußvolk, Knecht und Ritter — und das Klirren der Rüstungen, das Rasseln der von blankem Stahl auf blankem Eisen wiederhallenden Streiche, das Wiehern der Pferde, das immer lauter und wüthender auf beiden Seiten erschallende Feldgeschrei bildeten ein so wildes und doch großartiges Chaos von Tönen, wie es eben nur der finstere Schlachtengott bei seinen blutigen Festen auszuführen vermag. Und über diesen dichtgedrängten, wie eine Welle im sturmgepeitschten Ocean auf dem Blachfelde hin und herschwankenden Menschenknäuel ergoß sich das spärliche bleiche Mondenlicht und sein kalter Schein empfing die letzten Seufzer der Sterbenden, sah die brechenden qualvollen Scheideblicke der Unglücklichen, die zertreten

*) Wir finden in gleichzeitigen Chroniken, daß diese Parole wohl fünfzig Jahre hindurch in den Kämpfen des unabhängigen österreichischen Adels sowohl gegen die Städter, wie gegen die Fürsten im Gebrauch war.

unter den Hufen der Kofse auf dem von ihrem Herzblute geseuchteten Boden ruhten.

Lange schwankte der Kampf; Matthias Grasser, neben sich einen untersehten breitschultrigen Krieger auf kohlschwarzem Pferde und in jenen schweren Ringelpanzer gehüllt, die man Brigantinen nannte, schwang wie ein Cyklop unermüdlich seine schwere Art, von der ein Schlag genügte, die dicksten Schädel unter der dicksten Stahlhaube zu zerschmettern. Arnold vermied ein Zusammentreffen mit dem Vater seiner Geliebten aus eben so natürlichen als naheliegenden Gründen und stürzte sich mit wahrer Todesverachtung in das dichteste Getümmel. Doch schien es, als wolle ihm der Sieg den Rücken wenden; die Ueberzahl der Feinde war größer als er selbst geglaubt hatte und als er einen Augenblick das Bistir hob und umherschaute, sah er sich und seinen arg zusammengeschmolzenen Haufen auf allen Seiten eingeschlossen und unwiderstehlich gegen den Fuß des Schloßberges gedrängt. Schon spähte er nach einer geeigneten Stelle, um sich wieder nach dem Lager durchzuschlagen, als er zu seinem Erstaunen in den feindlichen Reihen ein Schwanken und Zögern bemerkte, dem bald eine theilweise rückgängige Bewegung folgte. Der Ritter von Neudeck durfte nicht lange auf den Schlüssel zu diesem Räthsel warten; denn vom Lager her tönte fröhliches Siegesgeschrei aus den Fanfaren der Wiener, was aber das Willkommenste war — im Sturmschritt rückte Kolonne auf Kolonne zum Succurs heran, den hartbedrängten Brüdern Luft machend und Alles vor sich niederwerfend.

„Hussa! jetzt gilt's noch einmal, drauf und dran!“ schrie Arnold, „der Ankelreiter ist in fünf Minuten umzingelt. Vorwärts meine Jungen, vorwärts!“

Und die Gewißheit des nahen vollständigen Sieges stählte die schon ermatteten Glieder der Wiener, während auf der feindlichen Seite Bestürzung und Muthlosigkeit auf erschreckende Weise überhand nahmen. Der Ankelreiter beschwor Grassern, mit ihm das Weite zu suchen, so lange es noch Zeit sei und die Burg ihrem Schicksale zu überlassen; der Alte aber, rasend vor Wuth, als er den fast schon gewonnenen Sieg in schmäbliche Niederlage verkehrt sah, wies den guten Rath mit einem wilden Fluche zurück und stürzte zähneknirschend auf Arnold zu, der sich jetzt gleichfalls gegen ihn gewendet hatte, um den Tollkühnen vor einem schlimmern Schicksale als der Gefangenschaft zu warnen.

„Platz, Ihr Schufte!“ schrie Matthias, das Bistir

emporreißend, „laßt mich zum Ritter von Neudeck, mit dem ich ein Wörtchen sprechen will, daß ihm die Ohren gellen sollen. Ha! mein holdseliger Eidam, seid Ihr es endlich müde, mir auszuweichen, wie der Fuchs dem Jäger? Hierher! da nehmt meinen Gruß und fahrt zur Hölle!“

Er hob den Arm zu einem furchtbaren Schlage, während Arnold rasch sein Pferd zurückriß. Der Rasende sah nicht, daß er allein und abgeschnitten mitten unter den Soldaten der Wiener war, er hörte nichts, als man von allen Seiten ihm zurief: „Gieb Dich, Grasser! gieb Dich!“ er fühlte nicht, daß zwanzig Speere einen eisernen Wall um ihn herum gebildet hatten. Deshalb beantwortete er Arnolds Aufforderung mit einem gellenden Hohngelächter und führte einen wüthenden Streich gegen den einst so liebwürthen, nun so gehafteten Mann. Vergebens, die schwere Waffe entfiel seiner Hand, blutend sank der starke Arm nieder und im nächsten Moment stürzten Ross und Reiter stöhnend zusammen.

„Niemand rühre ihn an, er ist mein Gefangener!“ rief Arnold, gleichfalls vom Pferde springend und dem Bewußtlosen, den er gefällt hatte, den Helm lüftend. — „Schafft eine Bahre her, tragt ihn nach meinem Zelte — und jehzt fort, dem Ankelreiter nach, der sich entweder ergeben oder in die Burg werfen muß.“

Und so geschah es. Während der, wenn auch nur leicht verwundete, doch kampfunfähige Grasser, grimmige Verwünschungen murmelnd, nach dem Lager getragen wurde, machte der Ankelreiter einen letzten, aber vergeblichen Versuch sich durchzuschlagen. Dann sammelte er, so weit es das Getümmel erlaubte, den Ueberrest der Seinen und führte ihn, der letzte im Zuge und mit unglaublichem Heldenmuth den Rückzug deckend, nach der Burg hinauf, deren schützende Mauern dem Besiegten wenigstens für den Augenblick ein theuer erkauftes Asyl gewährten. Die Wiener aber lagerten im dichten Kreise rings um den Fuß des Schloßberges und begrüßten die aufgehende Sonne mit lautem Jubel und fröhlichen Triumphgesängen. —

In den Abendstunden des folgenden Tages saß Adelhaid, Grassers schöne Tochter, in der tiefen Fensterische ihres Klosets und schaute mit von Thränen umdunkelten Blicken hinaus in die lenzfrische Gegend und auf das feindliche Lager, aus welchem Lärm, Waffentumult und das Wiehern der Kofse zu ihr emporrang.

In dem Gemache selbst schritt ein Mann von mittlerer Größe, dessen mächtig breite Brust und Schultern eine ungewöhnliche Körperkraft vermuthen ließen, hastig auf und ab. Sein regelmäßiges, von langen schwarzen Locken und einem prachtvollen seidenweichen Barte umkränzt Gesicht hätte man schön nennen können — die Augen waren groß und dunkel und zwei Reihen blendend weißer Zähne zierten seinen Mund — wenn nicht ein harter türkischer Zug, der um die schmalen Lippen schwebte und eine zuweilen plötzlich aufleuchtende Wildheit des Blickes dem scharfen Beobachter störend und gewissermaßen warnend entgegengetreten wäre. Trotzdem galt der Anfelreiter, der die Rolle eines Befreiers jetzt mit der eines Belagerten vertauscht hatte, weit und breit als der Liebling der Frauen, denen er durch seine Courtoisie und ein unbeschreiblich sanftes und einnehmendes Wesen noch gefährlicher wurde. Denn so groß war der scheinbare Widerspruch in dem Charakter dieses zu seiner Zeit in allen österreichischen Landen eben so berühmten als gefürchteten Kriegers, daß Jeder, der den weichen fast schüchternen Ton seiner Rede hörte oder der in seine tiefen seelenvollen Augen schaute, ungläubig den Kopf schüttelte bei den Erzählungen der falschen, zügellosen und grausamen Handlungen, die leider in der Biographie dieses Mannes die hervorstechenden Momente bildeten. An der Spitze und auf dem Königsthron einer Nation wäre er ein würdiger Rival seines Zeitgenossen, Ludwig des Elften von Frankreich, geworden.

„Und was hast Du beschlossen, schöne Dame?“ sagte jetzt der Anfelreiter, in seiner Wanderung innehaltend und zu Adelhaide herantretend, „wird es mir vergönt sein, den theuersten Schatz meines armen Freundes in Sicherheit zu bringen und mit meinem guten Schwerte zu beschützen, so lange dieser Sturmwind von Wien herüber bläst?“

Adelhaide wendete sich um und schlug unwillkürlich die Augen nieder vor den milden glänzenden Blicken des Ritters. „Ich weiß Euer Anerbieten zu schätzen, edler Herr!“ antwortete sie mit einem Seufzer, „hier kann ich nicht bleiben, wo jeder Augenblick Mord und Verwüstung in das Haus zu tragen droht. Und doch — doch sagt mir eine innere Stimme, daß es der Tochter gezieme, dahin zu eilen, wo ein kranker und gefangener Vater ihres Trostes, ihrer Liebe harret.“

„Es ist die Stimme eines edlen Herzens, die zu Dir redet!“ versetzte Anfelreiter. „Aber gestatte mir

die Bemerkung, daß gewichtige Gründe meinen Antrag unterstützen. Zuerst — Dein Vater ist, wie ich vernehmen, der Gefangene des Ritters von Neudeck. Kannst Du glauben, daß der Bräutigam dem Vater seiner Geliebten auch nur ein Härchen werde krümmen lassen?“

Eine hohe Röthe stieg auf Adelhaids Wangen und ihre Worte machten es zweifelhaft, ob die Liebe, oder deren bitterste Feinde, Verdruß und gekränkter Stolz, des Mädchens Blut in raschere Wallung brachten. „Ja, das ist es ja eben!“ rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit und ihre Blicke hasteten finster am Boden, „das ist es, was mir tief in die Seele schneidet und Galle in die erleichternden Thränen des Schmerzes träufelt, den Vater besiegt, verwundet und sein kühnes Herz von dem gebrochen zu wissen, der ihm einst schwur, die Stütze seines Alters zu sein. O, wie er leiden mag, unter der Demüthigung dieses Gedankens.“

„Gewiß, Dame, dem Ritter von Neudeck stand es am Wenigsten an, Deinen wackern Vater niederzuwerfen!“ sagte Anfelreiter im Tone inniger Theilnahme, während sein Auge lauernd die Mienen des Mädchens bewachte. „Wie groß und herrlich steht Deine Liebe der seinen gegenüber, die bei der ersten Prüfung des Schicksals sich so wenig bewährte, während Du sein Bild so treu und fest wie ehemals im Herzen trägst.“

Adelhaide warf einen raschen stolzen Blick auf den Sprecher, der ihr näher getreten war und jetzt mit einem unterdrückten Seufzer fortfuhr: „Die Fama hat mir übel mitgespielt und mein Name ist ein Schrecken geworden weit und breit. Das verdank' ich meinen Feinden und wohl auch — warum sollt' ich es verhehlen? mancher Uebelthat, die ich im Jähzorn und Uebermuth beging. Aber nimmer, Adelhaide!“ setzte er mit Wärme hinzu, „nimmer habe ich eines Ritters Pflicht gegen Frauen und die Gesetze der Minne so weit vergessen, daß ich die treue Liebe eines Weibes auf's Spiel gesetzt hätte!“

Adelhaide erbleichte und bedeckte ihr schönes Antlitz mit den Händen. Einen Moment lang zuckte ein höhnisches Lächeln um den Mund des Anfelreiters, dann sagte er, und seine Stimme klang ernst und traurig: „Ich sehe, was geschehen wird, wenn Du den Zufluchtsort verschmäht, den ich Dir bieten kann. Morgen, vielleicht in dieser Nacht noch werden die Wiener stürmen; wir können nicht lange Widerstand leisten und wenn die

Flamme aus den Siebeln des Hauses schlägt und die Sieger über die Leichen Deiner Getreuen eindringen, wird man Dich nach Wien, aber nicht in Grassers Gefängniß, sondern zum Ritter von Neudeck bringen, als Unterpfand künftiger Unterhandlungen und einer abgedrungenen Verzeihung Deines schwer gekränkten Vaters; mich aber werden sie, eine willkommene Beute, zum schimpflichsten Tode auf's Blutgerüst führen."

"Euch, Ritter? Euch?" rief Adelheid zusammenschreckend und den Ankelreiter angstvoll anblickend. „Um Gott — warum flieht Ihr denn nicht Augenblicks? Wollt Ihr eine Blutschuld auf mein Haupt laden, nachdem Ihr um meines armen Vaters Willen schon in so große Noth gerathen seid?"

Der Ritter verbarg seinen Triumph unter einem schwermüthigen Lächeln: „Wäre ich dann besser als Jener —“ sagte er, nach dem feindlichen Lager hinunterdeutend, „wenn auch ich Dich verliese? Du kannst meine Hülfe von Dir weisen, aber in den Tod für Dich zu gehen, das mußt Du mir gewähren, stolzes Mädchen!"

Ach! — Adelheid war nicht erfahren in den Künsten und Intriguen eines falschen doppelzüngigen Gemüthes! In der Einsamkeit des väterlichen Hauses aufgewachsen, wie eine Blume des Waldes, ganz beherrscht von den Eindrücken einer lebhaften Phantasie und den Stimmungen eines bald kühnen, bald weichen, aber immer jedem Blicke offen daliegenden Herzens, überdies eben jetzt von tiefem Kummer und dem Gefühle völliger Verlassenheit gequält, — war es ein Wunder, daß sie vor dem Gedanken zurückbebt, den Freund ihres Vaters in's Verderben zu ziehen? den Mann, an dessen fester Entschlossenheit, sich für sie zu opfern, sie keinen Augenblick zweifelte? Und dann stieg die Erinnerung an den Verlobten in ihr auf, aber nicht wie sonst verklärt von dem Lichtglanze heiliger vertrauender Liebe, sondern getrübt durch Argwohn und bitterem Groll. Die Worte Ankelreiters: „Nimmer habe ich die Pflichten des Ritters so weit vergessen, daß ich für klingenden Sold die Liebe einer Dame auf's Spiel gesetzt hätte!" waren gleich eben so viel vergifteten Pfeilen in ihr Herz gedrungen und hatten in dem tief, ach! unheilbar verwundeten Stolze des Weibes eine furchtbare Schranke zwischen der Vergangenheit und den kommenden Tagen aufgerichtet!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine Sängerin und ein Maler.) Clara Novello war Prima Donna in der letzten Hälfte des Carnavals in Genua. Rom und Genua glaubten sie beide engagirt zu haben; die beiden Städte geriethen darüber in Streit mit einander, die Regierungen nahmen sich der Sache an und sie wurde endlich dem Papste zur Entscheidung vorgelegt. In seiner Großmuth entschied er, daß die Sängerin in Rom zu bleiben habe, die Directoren der streitenden Theater vereinigten sich aber dahin, daß die Engländerin die halbe Saison hier und die andere Hälfte dort singen solle. Früher war sie gerade in Genua außerordentlich beliebt gewesen, bei ihrem ersten Auftreten nach dem Streite aber wollte sie eine Arie singen, die sich für ihre Stimme gar nicht eignete. Sie mißlang ihr natürlich und sie wurde ausgezischt. Da stieg ihr das englische stolze Blut in den Kopf, sie verbeugte sich kalt vor dem Publicum, wendete ihm dann den Rücken zu und entfernte sich von der Bühne. Der Tenorist und der Bassist, wie das ganze Orchester mußten aufhören und das Wischen und Pfeifen wurde immer ärger. Die Sängerin wurde sogleich von Gensdarmen in ihre Wohnung gebracht und drei Tage lang da bewacht, so daß sie ihr Zimmer nicht verlassen konnte. Erst als sie versprochen hatte, ihr Vergehen wieder gut zu machen, wurde sie der Haft entlassen und erschien wieder auf der Bühne, wo man sie mit Beifall überschüttete. Die arme Sängerin ist indeß nicht die einzige gewesen, welche unter der bestehenden Tyrannei gelitten hat. Der erste lebende Maler in Genua ist ein bescheidener, liebenswürdiger, junger Mann Namens Isola. Er liebt wie jeder geniale Mann die Freiheit und das erste große historische Gemälde, das er malte und das ihn mit einem Male unter die Ersten der modernen Künstler erhob, war eine Darstellung des letzten großen Kampfes Genuas um die Freiheit. Das Gemälde machte großes Aufsehen in Genua, wo noch immer die Elemente einer Republik gleich Kohlen in der Asche schlummern. Es wurde von allen bewundert; der Künstler aber gab es nicht aus seiner Wohnung. Eines Tages als er vor demselben saß, es betrachtete und darüber nachdachte, welche Verbesserung er noch daran anbringen könnte, wurde die Thür seines Zimmers aufgerissen und es traten zwei Gensdarmen zu ihm. Diese ergriffen das Gemälde und führten den Maler hinter demselben her, damit er sich wegen des Verbrechens verantworten, seine Vaterstadt im Kampfe um ihre Rechte dargestellt zu haben. Das Gemälde wurde in einem Regierungsgebäude eingeschlossen, wo es seitdem und bis heute geblieben ist. Isola selbst wurde zwischen zwei Gensdarmen 120 (engl.) Meilen weit nach Turin geführt und dort in's Gefängniß geworfen. Nach ziemlich langer Zeit erst erhielt er seine Freiheit wieder, das Gemälde aber blieb unter Schloß und Riegel. Erst in der neuesten Zeit hat die Regierung großmüthig die Erlaubniß gegeben, das Gemälde an Jemanden zu verkaufen, der es aus dem Lande hinwegbringt.

(Ein seltsamer Schiffskamerad.) Ueber einen der nördlichen kleinen Seen, die zwischen Canada und den Vereinigten Staaten liegen, erzählt Fr. Gerstäcker in Corvin's „Taschenbuche für Jäger“ (Leipzig 1846) ruderte eines Tages ein dortiger Ansiedler, als er unfern einer Insel ein Plätschern im Wasser hörte und bald darauf einen — Bären erblickte, der im Begriff war, an das feste Land zu schwimmen. Der Mann hatte zwar keine Büchse bei sich, beschloß aber den Bären zurückzutreiben bis seine Kameraden, die nicht weit entfernt sein konnten, ihm zu Hülfe kämen, den Bär zu erlegen; Päh aber war gar nicht damit zufrieden, daß ihm der Mann im Kahn stets den Weg abschneidete und versuchte alles Mögliche, um den Kahn zu umschwimmen, und ans Land zu kommen, was der Mann, ein gewandter Ruderer, stets verhinderte. Mit einem Male endlich ergriff der Bär plötzlich das Hintertheil des Bootes, als ihm dies ganz nahe kam, und stieg behaglich in das Fahrzeug hinein. Schrecken lähmte im Anfange den Arm des Mannes; da sich aber der vierbeinige Gefährte ganz still verhielt und ruhig sitzen blieb, faßte er Muth und begann wieder zu rudern, was Päh auch ungehindert geschehen ließ; als aber der Mann das Vordertheil des Kahnes der Richtung zuwendete, von welcher der Bär eben hergekommen war, brummte derselbe höchst unzufrieden und machte Miene sich dem Ruderer zu nähern. Alles war vergeblich, der Mann sah sich genöthiget den Bär an das Ufer zu fahren, das dieser zu erreichen wünschte; ja er war nicht einmal damit zufrieden, sondern zwang auch noch den Fährmann durch grimmige Blicke und drohende Töne, das Hintertheil des Kahnes dicht an das Ufer anzulegen, welches der Bär dann in aller Behaglichkeit betrat, dem Manne noch einen wilden Blick als Fährgeld zuwarf und dann ruhig in den Wald trollte.

(Enthusiastische Liebe der Italiener für die Musik.) Man hat schon viel von der großen Vorliebe der Italiener für Musik erzählt, nichts aber dürfte ein schlagenderer Beweis dafür sein als ein Vorfall, der sich vor wenigen Tagen in dem Theater zu Neapel zutrug. Während der Aufführung wurde ein Mann im Parterre plötzlich todtkrank; sein Gesicht erhielt eine Leichenfarbe und er stöhnte wie im Todeskampfe. Die Prima Donna trat eben vor, blieb aber, als sie den kranken Mann erblickte, erschrocken stehen. Sie sah den Tenoristen fragend an und die Aufführung schien unterbrochen werden zu müssen; die Scene aber, die eben folgen sollte, war eine der beliebtesten in der Oper und die Sängerin zeichnete sich darin besonders aus; man rief deshalb von allen Seiten, man solle weiter spielen. Die Sängerin wendete endlich die Blicke von dem armen Kranken ab und begann zu singen. Ein Mann, der gerade hinter dem Kranken saß, der sich nicht länger aufrecht erhalten konnte, legte beide Hände auf die Achseln desselben und hielt ihn so auf dem Plage fest. Da saß er denn, dem Sterben nahe, mitten unter einem heitern Publikum, das durch die Musik in Entzücken versetzt wurde. Der Mann hinter

dem Kranken hielt diesen immer fester, während er in Entzücken nach der Bühne und der Sängerin blickte, die jetzt ihre größte Kunst entfaltete. Als sie geendet hatte, brach das Publicum in den größten Beifall aus und der, welcher den Kranken hielt, konnte seine Ekstase ebenfalls nicht länger beherrschen; er zog deshalb seine Hände von den Achseln des Kranken zurück, applaudirte einige Male wie wüthend, rief mit Donnerstimme dazu: Brava! Brava! und faßte dann schnell den Kranken wieder, der eben umsinken wollte. Nun erst bemüdete man sich um diesen und ließ ihn fortbringen.

Generalcorrespondenz.

Mit welchen komischen Dingen die Gerichte sich bisweilen zu beschäftigen haben, beweist auch ein lächerlicher Prozeß, der eben bei dem Berliner Stadtgericht schwebt. Zwei Berliner Handwerker konnten sich nämlich durchaus nicht darüber verständigen, ob wir im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderte leben; der eine behauptete dies, der andere jenes. Sie gingen eine Wette mit einander ein, der Preis des Gewinnes wurde auf zwei Thaler festgestellt und nun ein Schiedsmann gewählt, den schwierigen Casus zu entscheiden. Der Schiedsmann erklärte, man denke! wir lebten im achtzehnten Jahrhunderte. Der nach diesem Spruch Verlierende konnte nun aber den Preis der Wette, die zwei Thaler, nicht bezahlen, er bot dafür einen Canarienvogel an, welchen der Gewinnende auch annahm. Später erfuhr der, welcher nach dem Ausspruche des Schiedsmannes verloren hatte, daß wir denn doch im neunzehnten Jahrhunderte lebten, und da er den Canarienvogel nicht gutwillig wieder erhalten konnte, so wurde von ihm ein Prozeß beim Stadtgerichte auf Herausgabe desselben anhängig gemacht. —

Mit dem Bau eines vierten Theaters in Berlin scheint es nun doch Ernst zu werden; derselbe soll die Genehmigung erhalten haben und der Ausführung nur noch das Hinderniß im Wege stehen, wie die Direction des Königstädter Theaters zu entschädigen sei. Das Unternehmen, heißt es, ist ein großartiges; die dabei neu entstehenden Straßen sollen nach Art der Galerie d'Orléans im Palais Royal mit Glas überdeckt und da die elegantesten Verkaufsläden und Restaurationen errichtet werden. —

Im Pariser Circus erregt jetzt eine Reiterin von athletischen Formen, schwarzem Haar, braunem Teint und Feuerblick das größte Aufsehen, namentlich auch wegen des finstern Ausdrucks ihrer Züge. Nie hat man ein Lächeln auf ihren Lippen gesehen; nie wirft sie dem Publikum einen gärtlichen Blick zu. Lange hat man sich den Kopf zerbrochen über die Geschichte dieser geheimnißvollen Kunstreiterin; endlich erzählt sie die „Sylphide“. Vor mehr als einem Jahre, heißt es da, kam in Wien ein vornehmer Fremder an, der eine Frau von seltner Schönheit und kräftigem Gliederbau hatte. Sie erregte Auf-

sehen; einige fanden sie bewundernswürdig, andere dagegen schrecklich und grauenhaft. Einer der Bewunderer gefiel der Fremden, welche seine Huldigung annahm, bald aber über Untreue sich zu beklagen hatte, denn er zog ihr noch wenigen Wochen eine Kunstreiterin vor. „Was hat dies Mädchen,“ fragte sich die rachedürstende Fremde, „das sie über mich erhebt? Sie tanzt auf Pferden. Das kann ich auch erlernen.“ Von Stund an nahm sie Unterricht in der höhern Reitkunst und nach etwa zwei Monaten wußte sie den Director des Circus dahin zu bringen, daß er ihr erlaubte, öffentlich aufzutreten. Das Publikum klatschte ihr begeistert Beifall zu, der Mann aber, dessen Herz sie wieder zu gewinnen strebte, blieb kalt und gleichgültig und nach Beendigung der Vorstellung sah sie ihn am Arme der Nebenbuhlerin fortgehen. Da sprang sie, ihrer nicht mehr mächtig, auf die Nebenbuhlerin zu und stieß ihr einen Dolch ins Herz. Dann floh sie und lange wußte man nicht, was aus ihr geworden sei, bis man sie endlich als wirkliche Kunstreiterin, mit grauenhaftem Ernst in allen Zügen, in Paris wiedergesunden hat. —

Wallner in seinem „Tagebuche eines alten Komödianten“ erzählt auch von dem berühmten Thierbändiger Carter, den er in Paris gesehen, und erwähnt dabei eine eigenthümliche Merkwürdigkeit: „Die Kühnheit Carters ist staunenswerth; sein fester Mannesblick schlägt den wildesten Bestien Furcht ein; er ringt mit einem ganzen Rudel reisender Thiere, fährt über die Bühne in einem löwenbespannten Wagen, kurz er löst die Rinder der Wüste Kunststücke ausführen, zu welchen man kaum das zahmste Hausthier bringen könnte. Und dieser Mann, welcher den majestätischen Löwen bändigt, vor dessen Herrscherblick der Königtiger zittert, dieser Kühne, riesenstarke Mann schleicht sich, trotz dem Gefühle seiner Riesenstärke, nach geendigter Vorstellung jedesmal zitternd und zagend nach Hause, zitternd vor einem — Weibe, vor seinem Weibe, der schönen Mary, einer ehemaligen Tänzerin, welche er vor einigen Jahren in London aus Liebe geheirathet und die ihm nun das Leben zur Hölle macht.“ —

Sehr oft wird behauptet, die Actienspeculationswuth unsrer Tage sei mit nichts Aehnlichem in der Geschichte zu vergleichen. Ohne daß man nöthig hat, in die Zeit der bekannten Law'schen Speculation zurückzugehen, findet sich ein Beispiel gleicher Tollheit in unserm Jahrhundert, 1824 und 1825. Alle Blicke richteten sich damals auf die südamerikanischen spanischen Colonien, die sich vom Mutterlande losgerissen hatten, und man hoffte, dieselbe zu Goldgruben werden zu sehen. Es entstanden damals überall Bergbaugesellschaften, welche sich durch das edele Metall Südamerikas bereichern wollten. Die Actien mancher dieser Gesellschaften stiegen unglaublich hoch; in London standen einmal Actien, auf die 10 Pf. St. eingezahlt waren, 158 Pf., und die einer andern, auf welche 70 Pf. St. bezahlt waren, gar 1350 Pf. St. Alle diese und ähnliche Unternehmungen damals waren Follen für Leichtgläubige und das

Actienspiel in unsern Tagen, gegen das man so gewaltig eifert, ist gegen jenen Schwindel vor zwanzig Jahren Kinderspiel. —

Die Neuseeländer, welche England mit aller Gewalt civilisiren will, sind trotzdem noch immer Cannibalen. Zwar ist das Menschenfressen nicht mehr etwas Ungewöhnliches, aber auch bei weitem noch nicht ausgerottet. Als sich die amerikanische Entdeckungsexpedition dort befand, ließ ein Häuptling einen vierzehnjährigen armen Jungen — als Arznei für seinen kranken Sohn schlachten und als der Arme verzehrt war, ohne daß der junge Häuptling genas, sollte noch ein junges Mädchen geschlachtet werden, was die englischen Missionäre zum Stück noch verhindern konnten. Ein Engländer schildert einen andern Häuptling, der Hunderte von Menschenzungen gegessen hat, die seine größte Delikatesse sind. —

Merkwürdig ist es, wie manche Fabrikationszweige wandern. Sonst waren die Schwarzwälder Uhren über die ganze Welt verbreitet und namentlich auch in England und Amerika gesucht. Jetzt werden nirgends mehr solche Uhren verfertigt als in Amerika, namentlich in Connecticut. Ein einziger Fabrikant dort beschäftigt 75 Arbeiter und liefert jährlich über 50,000 Stück Uhren, die er zum großen Theile — nach Europa schickt, namentlich nach England, wo die amerikanischen Uhren die deutschen bereits fast gänzlich verdrängt haben. —

In Leipzig hat die Sängerin Mar. Albani, Altistin aus Mailand, durch ihre wahrhaft wunderbare Stimme einen Sturm von Beifall erregt, wie wir ihn lange nicht gehört haben. Auch die gleichzeitig in Leipzig anwesende Violoncellistin Lisa Cristiani aus Paris hat sehr gefallen. —

Die Shakespeargesellschaft in London hat kürzlich das Tagebuch des Theaterdirectors Henslowe herausgeben lassen, welcher die Bühne leitete, auf welcher auch Shakespeare thätig war. Aus diesem an sich höchst trockenen Tagebuche geht unter anderm hervor, daß schon damals in England die Dichter weit mehr für ihre Stücke erhielten, als sie noch heute bei uns in Deutschland erhalten; denn obwohl Henslowe allerdings oftmals für den Anzug seiner ersten Heldin in einem neuen Stücke bis 20 Pf. zahlte, so gab er doch auch dem Dichter für sein Stück 8 bis 10 Pf. St. (50 bis 65 Thlr.), wobei man nicht vergessen darf, daß das Geld damals einen wenigstens fünfmal größeren Werth hatte als jetzt. Auch zahlte der alte Henslowe dem Dichter, wenn das Stück besonders einschlug, freiwillig nachträglich eine kleine Summe (3 bis 5 Thlr.). —

Die von uns mitgetheilte Nachricht über die Entlassung des Herrn v. Küstner in Berlin scheint sich wiederum nicht zu bestätigen. Dagegen wird als gewiß versichert, daß Meyerbeer einen Urlaub auf ein Jahr erhalten habe. —

Guglow's neuestes Stück, „der 13. November“ hat in Berlin und Wien nicht, in Dresden wenig gefallen. —

Allgemeine Modes-Zeitung

N^o 45.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der Ritter von Neudeck.

Historische Novelle von Johannes Rudolphi.

(Fortsetzung.)

Sie blickte lange schweigend vor sich nieder und ein Paar Thränen, die langsam an den bleichen Wangen hinabrollten, gaben Kunde von dem herben Schmerze ihres Innern; dann raffte sie sich auf und sagte mit zitternder Stimme:

„Für mich soll Euer Blut nimmer vergossen werden, Ritter! Ob auch Herr Arnold von Neudeck den Vater gefangen genommen, mich soll er nicht wiedersehen und müßte ich in den verborgensten Winkel der Erde fliehen. Ich ziehe mit Euch nach Klosterneuburg. Eure Mutter wird der verlassenen Waise ein Obdach nicht versagen!“

„Sie wird Deinen Eintritt in unsere Hallen segnen!“ rief Ankelreiter entzückt und beugte vor Adelhaid das Knie. „Und hier schwöre ich einen theuern heiligen Eid, nicht zu rasten, bis Dein edler Vater aus seiner unwürdigen Haft durch mich befreit oder jede Fährlichkeit, so ihm zustößt, von mir an seinen Feinden hundertfältig gerächt ist.“

Damit zog er das Schwert halb aus der Scheide und legte zwei Finger der linken Hand an den kreuzförmigen Griff desselben^{*)}. Dann erhob er sich

*) Im ganzen Mittelalter und selbst bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde der kreuzförmige Schwertgriff bei Eideleistungen auf die angegebene Weise gebraucht. Der Verf.

mit triumphirenden Blicken und sagte, sich anmuthig verneigend:

„Ich gehe jetzt, unsere Flucht vorzubereiten, die übrigens ganz ohne Gefahr zu bewerkstelligen ist. Drüben, fünfhundert Schritte von hier, liegt ein Trupp meiner Leute im Versteck; ich habe vor einer Stunde ihr Signal gehört und beantwortet. Ehe die Sonne aufgeht, bist Du in Sicherheit — und ich glücklich in dem stolzen Bewußtsein, der Schönsten der Frauen einen Dienst geleistet zu haben.“

Und klirrenden Schrittes eilte er hinab. Adelhaid aber kniete an ihrem Betpulte vor dem Bilde der Gottesmutter nieder und suchte im heißen Gebet, was des Menschen Rath und Weisheit nimmer geben können — Ruhe, Seelenstärke und Licht von Oben! —

Am Fuße der schmalen Steintreppe, welche aus dem oberen Stockwerke in's Erdgeschos hinabführte, traf der Ankelreiter einen Mann, dem er schweigend winkte, ihm nach der Halle zu folgen. Sie traten in den weitläufigen, hochgewölbten Raum, in welchem, wie der Leser sich erinnert, Grasser vor Kurzem den Ritter von Neudeck empfangen und dann mit harten Worten für immer von seiner gastlichen Schwelle gewiesen hatte.

„Sie willigt ein, Tobsü!“ sagte jetzt der Ankelreiter und rieb sich vergnügt die Hände, „wir überlassen das alte Rattenest hier seinem Schicksale, führen unsere Beute nach Klosterneuburg und dann — —“

„Dann habt Ihr ihren Liebsten, den Stadthaupt-

mann, der ein wahrer Teufel ist, wenn er wild wird, immer und ewig auf dem Nacken!" unterbrach ihn lebhaft der Angeredete, ein langer hagerer Mann mit einem schlaun fuchsartigen Gesichte. „Ich sehe nicht viel Ergöglichen an dem ganzen Handel.“

„Aber ich!“ versetzte der Ritter mit einem häßlichen Lächeln. „Du bist ein Weiberfeind, Tobsst, und — doch genug davon. Ist Alles zur Flucht bereit?“

„Ich denke, wir werden mit heiler Haut davon kommen!“ brummte Tobsst. „Freilich, die sechzig wackern Burschen, die gestern Nacht in's Gras beißen mußten, die stehen nicht wieder auf, so nöthig wir sie nächstens brauchen dürften. Denn das sag' ich Euch noch einmal, Ankelreiter, es bricht ein Donnerwetter gegen uns los, dem wir schwerlich werden die Spitze bieten können. Die Wiener haben es sich in den Kopf gesetzt, Euch von Haus und Hof zu hegen —“

„Bah, ich lache ihren Drohungen. Wie oft haben wir das Gesindel mit blutigen Köpfen heimgeschickt!“

„Nicht oft genug, um ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Dies Mal wird es Ernst. Sie werben im ganzen Lande und der Herzog Albrecht führt ihnen aus Kärnthn sechshundert Lanzknechte zu.“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Ankelreiter, ohne eine unangenehme Ueberraschung verbergen zu können. „Herzog Albrecht hält es insgeheim mit dem Adel. Hab' ich nicht im vorigen Sommer an seiner Seite kaiserlicher Majestät selber in Waffen gegenüber gestanden?“

„Und seid dafür geächtet worden, während Albrecht sich mit aller Welt versöhnte und nun den Auftrag und auch den festen Willen hat, im Vereine mit den Städten die Schlösser aller Landschädiger und unbefugten Zollerheber längs der Donau niederzubrennen! Um Pfingsten geht der Tanz los; zweiundzwanzig Herren vom Adel stehen auf der Proscriptionsliste — Ihr natürlich obenan.“

„Das sind versuchte Neuigkeiten, alter Unglücksrabe!“ schrie der Ankelreiter und in seinen Blicken loderte jetzt ein so wildes Feuer, um seine zuckenden Lippen spielte so viel Born und Bosheit, daß Adelhaid, hätte sie ihn jetzt gesehen, sicher sich um keinen Preis der Welt in seinen Schutz begeben haben würde. Aber selbst vor seinem Vertrauten, vor dem stets bereiten Vollstrecker seines Willens und der finstersten Pläne legte Ankelreiter nur in Augenblicken ungestümer Auf-

regung die Maske sanftmüthiger Ruhe und Behaglichkeit ab. Er zwang daher auch jetzt seine Züge wieder in ein gleichgiltiges Lächeln und sagte:

„Es wird so gar arg nicht werden, Tobsst! Albrecht wird dem Scheine zu genügen suchen, aber keinen ernstlichen Schlag gegen uns thun. Er ist klug genug, um seinen wahren Vortheil zu verstehen.“

Tobsst zuckte zweifelnd die Achseln. „Wie dem auch sein möge —“ sagte er trocken, „es bleibt immer eine Thorheit, eben jetzt wegen eines glatten WeiberGesichtes sich den tapfersten und darum gefährlichsten der Wiener Stadthauptleute, den Arnold von Neudeck, zum unveröhnlichen wüthenden Feinde zu machen, eben jetzt, wo man ihn durch des gefangenen Grassers Vermittelung vielleicht gar auf unsere Seite ziehen könnte. Ha! Ihr seht mich erstaunt an? nun, das war eben der Plan, wegen dessen ich mit Euch zu reden kam.“

Ankelreiter blickte dem ränkevollen, in tausend Kniffen und Listen erfahrenen Unterhändler in der That einige Minuten erstaunt und fragend in das unschöne, scharf geschnittene Gesicht; dann aber senkte sich sein Auge sinnend zu Boden und mit der Hand langsam über die Stirn streichend, wie er bei ernstem Nachdenken zu thun gewohnt war, brütete er schweigend über einem Plane, den Tobsst's Worte angeregt hatten und der sich rasch in immer schärferen Umrissen gestaltete — das Meisterwerk eines falschen niederträchtigen Charakters. Die Lippen des Ritters bewegten sich im leichten Selbstgespräch — und als er jetzt langsam aufstand und ein Paar Mal durch die Halle schritt, erglänzte ein so höllisches Lächeln in seinen Zügen, daß selbst Tobsst sich einer gewissen Beklemmung nicht erwehren konnte.

„Du hast Recht, alter Freund!“ begann der Ankelreiter und lehnte sich mit verschränkten Armen an den Kamin, „wir müssen uns hüten, in so bedenklicher Zeit die Zahl unserer Feinde zu vermehren, vielmehr Alles thun, um den Ritter von Neudeck für uns zu gewinnen. Er muß also mit der Stadt Wien in Zwietracht gerathen und einen solchen Haß auf sie werfen, der ihn selber zu uns treibt, begierig, die Pfahlbürger, denen er bisher diente, mit Mord und Brand heimzusuchen.“

Er schwieg und schien in Tobsst's Zügen zu forschen, ob dieser seine Gedanken bereits errathen habe. Der aber spielte gleichgiltig mit der Dolchfette und sagte:

„Ein kluger Mann macht Alles möglich. Ich sehe, Ihr jagt einer andern Idee nach, als die ist, mit der ich hierher kam. Gleichviel, wenn sie nur zu demselben Ziele führt.“

„Das wird sie, Jobst, das wird sie!“ versetzte der Ankelreiter eifrig, „vorausgesetzt, daß Du Deine bekannte Geschicklichkeit und Treue auch dies Mal bewährst. Nun — glaubst Du, daß die Wiener dem Matthias Grasser nach dem Leben trachten? werden sie ihn richten wegen der Brandstiftungen in Hirschstetten und Breitenlee? Sag' offen Deine Meinung hierüber — denn darauf kommt Alles an.“

„Möchte wissen, wo das hinaus will!“ murmelte Jobst und setzte dann lauter hinzu: „Ei nun, ich denke, sie werden ihn nicht hängen, in Betracht seiner früher geleisteten erklecklichen Dienste. Man wird ihn auf ein Paar Jahre verbannen, vielleicht das nicht einmal, wenn sein zukünftiger Eidam sich mit seinem gewaltigen Ansehen in's Mittel legt.“

„Der soll es bleiben lassen!“ sagte Ankelreiter mit arglistigem Lächeln. „Da Du so viel Neuigkeiten erkundschaftet hast, lieber Jobst, sollst Du auch wissen, daß der Neudecker unter acht Tagen nicht nach Wien zurückkommt. Er hat eine Sendung nach Eoban zum Erzherzog Albrecht und wartet nur auf unsere Capitulation oder eine glückliche Erstürmung der Besatzung, um dahin abzugehen. Wenn wir seine Abwesenheit klug benutzen, ist das Spiel glänzend gewonnen.“

Die Thatsache war allerdings richtig. Noch vor seinem Ausbruche gegen Matthias Grasser hatte Arnold vom Stadtrathe den Auftrag erhalten, nach glücklich beendigter Expedition sofort dem Erzherzoge Albrecht entgegenzueilen und sich mit ihm über einen umfassenden Plan zur Demüthigung des raubsüchtigen und aufrührerischen Adels an der Donau zu verständigen. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß Ankelreiter selbst und noch mehr sein Kundschafter und Vertrauter Jobst sich stets mit den Absichten und Maßregeln ihrer Gegner genau bekannt zeigten; wir wissen vielmehr aus den Nachrichten gleichzeitiger Geschichtsschreiber, daß sowohl in Wien, wie unter den nächsten Umgebungen der Fürsten und am kaiserlichen Hofe selbst eben so einflussreiche als schlaue Freunde des geächteten Adels lebten, mit dem sie durch Verwandtschaft oder gleichartige Neigung oder endlich durch die Förderung selbstsüchtiger Zwecke verbunden und darum immer bereit waren, jeden drohenden Schlag, jedes aufsteigende Ungewitter durch schnelle und genaue Botschaft mög-

lichst zu entkräften. — Daher kam es, daß Jobst eben so wenig an der zuletzt ausgesprochenen Versicherung seines Herrn zweifelte, als dieser vorher an der von ihm überbrachten Kunde; auch schien er die Grundzüge des von dem Ankelreiter ersonnenen Planes zu errathen, denn sein bisher mürrisches Antlitz hellte sich plötzlich auf und er sagte, den Zeigefinger der rechten Hand an die scharfgekrümmte Nase legend:

„Freilich, der Ritter von Neudeck würde es den Wienern nimmer vergeben, wenn er bei seiner Rückkehr den Kopf des alten Grasser im Finkenkäfig fände!“

„Das ist es, das ist es!“ versetzte Ankelreiter rasch, aber unwillkürlich im Flüstertone. „Jetzt höre, was ich mir ausgedacht. Du mußt augenblicklich nach Wien, Jobst, und im Verein mit unsern Freunden die Bürgerschaft gegen Matthias Grasser aufheizen. Es wird Dir gelingen, ich weiß es; in der letzten Zeit habe ich unter der Hand mit gewissen einflussreichen Leuten Handelsverbindungen angeknüpft, die sie fürder nicht gerne missen werden. Vor Allem wirst Du ein Brieflein an den wohlbeden Herrn von Eschenburg, den Syndikus der guten Hauptstadt, besorgen. Er muß den Matthias fallen lassen, wenn er nicht selber fallen will, denn ich hab' ihn in Händen. Mache an dem Tage, wo der Gefangene zur Thaidigung gestellt wird, einen Auflauf vor dem Rathhause; laß den Pöbel schreien nach Grassers Kopfe und spare weder Geld noch Ueberredung, um ein Todesurteil zu Wege zu bringen. Ist es Dir gelungen und der Spruch gefallen, so warte im Stillen, bis der Ritter von Neudeck heimkommt; mache Dich an ihn und blase mit vollen Lungen seine Hornesflammen an. Dann —“

„Dann red' ich zu ihm von dem holden Töchterlein des Hingerichteten, wie es bei Euch zu Klosterneuburg weine und seufze, wie Ihr selber endlich aus purem Edelmuthe und freundlicher Theilnahme bereit seid, ihm beizustehen im Nachwerke gegen die Wiener — kurz, ich will ohne Absolution in die Grube fahren, wenn ich nicht Alles wohl und getreulich ausgerichte, wie Ihr es weislich ersonnen habt!“

So unterbrach Jobst, den das Böse zu demselben Enthusiasmus anregte, wie Andere das Hochgefühl edler Thaten und Gedanken, mit unheimlich triumph-

*) Die Köpfe der in Wien öffentlich hingerichteten Verbrecher wurden eine Zeit lang in einem vergitterten Kasten, der Finkenkäfig genannt, an den Thoren der Stadt ausgestellt.

render Miene seinen Gebieter, der ihm bedeutungsvoll lächelnd die Hand schüttelte und dann hinaufging, mit der Tochter des verrathenen schmachvoll aufgeopferten Freundes die Flucht aus dem belagerten Schlosse zu besprechen. Während er die Treppe erstieg, nahmen seine Gesichtszüge wieder jenen sanften träumerischen Ausdruck an, blickte sein großes Auge wieder so mild und bescheiden vor sich nieder, daß nur der Unwissende, der ewige Richter über den Sternen in der Tiefe dieses schwarzen Herzens die Flammenschrift des Verbrechens und höllischer Bosheit entdecken mochte. —

Des Menschen stolzes Herz wird nicht müde, Pläne zu entwerfen und die fernste Zukunft in den Bereich seiner Wünsche und Hoffnungen zu ziehen; er vergißt in jedem Augenblicke, daß das Leben ein Hauch ist, vergänglich und flüchtig wie der Sonnenstrahl der unermessenen Ewigkeit gegenüber. Und die Werke seiner Hände, die Gebilde der Kunst und die Ergebnisse des Wissens, die mächtig emporragenden Bauwerke, deren gewaltige Mauern vielen Jahrhunderten siegreich trosteten — wie viel geringerer Kraft, wie viel weniger Zeit bedarf es, ihre Pracht und stolze Größe zu vernichten und in ödes Getrümmer zu verwandeln! Da stehen sie die altersgrauen Ruinen einer längst verklungenen Vergangenheit und predigen der Gegenwart, ach vergeblich! die Hinfälligkeit irdischer Macht, irdischen Strebens, bis die letzte Mauer sinkt, der letzte Stein verwittert und kaum noch die dunkelste Märchensage den jüngsten Geschlechtern Kunde giebt von dem Dasein derer, über deren Gräbern sie wandeln, sich mühen, irren und fehlen wie Jene!

Zu solchen, wenn auch heilsamen, doch unerquicklichen Betrachtungen würde sich vielleicht Mancher veranlaßt gesehen haben, der acht Tage nach den oben geschilderten Ergebnissen wiederum die Gegend um das Schloß Kahlenberg besucht hätte. Denn wo damals die Zelthütten einer stattlichen Kriegsschaar sich längs des dunkeln Waldsaumes ausdehnten, wo Waffenlärm, Rosswiehern und das wirre Getöse des Feldlagers erscholl, herrschte jetzt tiefes feierliches Schweigen, nur unterbrochen von dem Rauschen des Windes und dem mistönenden Geschrei der Raben und Krähen, die auf dem verlassenen Kampfplatze nicht vergebens ihre widerliche Beute suchten. Und von dem Gipfel des grünen Hügels schaute nicht mehr der hohe, zinnenumkränzte Thurm und das spitze Siebeldach des Wohnhauses mit seinen vergoldeten Spillen und Fähnchen herab,

sondern eine wüste Ruine, deren geschwärzte, auseinanderklaffende Mauern die zerstörende Gewalt der Flammen bekundeten. Die Stätte des Friedens war durch den Fluch entzügelter Leidenschaft, durch des Besitzers wahnsinnigen Starrsinn zur düstern Brandstelle geworden, die finster von der unverändert lieblichen, in lachender Frühlingsfülle prangenden Gegend abstach. —

Durch seine umsichtige Klugheit und begünstigt von der Nachlässigkeit der Belagerer war es dem Anführer gelungen, mit Adelhaid und dem größten Theile der Besatzung unter dem Schutze der Nacht auszuziehen und Klosterneuburg zu erreichen. Am andern Morgen stürmten die Wiener und waren erstaunt, keinen Widerstand zu finden; dem Ritter von Neudeck aber preßte Schmerz und Bohn das Herz zusammen, als er von den wenigen Gefangenen die Flucht seiner Geliebten erfuhr. Warum war sie nicht geblieben, fest vertrauend auf seine Treue, warum hatte sie seinen Schutz den eines berühmten Räubers, über dessen schuldigem Haupte drohend die Rache des Gesetzes schwebte, vorgezogen? Er sann und grübelte und suchte vergebens nach Trostgründen und beruhigenden Vermuthungen. Es drängte ihn mächtig, augenblicks dem Entführer nachzueilen und die Geliebte durch Ueberredung oder mit dem Schwerte in der Faust zurückzufordern; aber gebieterisch wies ihn das Gebot der Pflicht und der Befehl der Stadt, welcher er diente, nach einer andern Gegend. Während seine Soldaten sich jauchzend durch das eroberte Schloß zerstreuten, während wüstes Geschrei und lärmender Gesang in den Gemächern widerhallte, die ihn an die seligsten Stunden seines Lebens gemahnten, schwang er sich, eine bittere brennende Thräne in den Wimpern zerdrückend, in den Sattel und jagte, nur von dem getreuen Heinz begleitet, im wilden Galopp den Berg hinab nach der Residenz zurück, von wo er noch an demselben Tage, ohne Matthias Grasser, wie er wünschte, sprechen zu können, seine Fahrt nach Leoben zum Erzherzog Albrecht antrat. Als er von den Höhen bei Welkersdorf noch einmal zurückblickte, verkündete ihm eine schwere, sich breit und langsam emporschwälzende Rauchwolke, daß auf Kahlenberg die Flamme ihr Zerstörungswerk begonnen und die letzte Stunde des alten stattlichen Schlosses geschlagen hatte!

Aber kehren wir zu dem Zeitpunkte zurück, den wir oben angegeben. Acht Tage nach der Verbrennung der Grasser'schen Feste herrschte in Wien eben so viel Leben und unruhige Bewegung, als tiefe, einsame

Stille um die Gegend der Ruine. Die Physiognomie der Hauptstadt, so weit solche vom Charakter ihrer Bewohner bedingt wird, war damals, im Jahre der Gnade 1468, eine durchaus andere, als wir sie heut zu Tage kennen und liebgewonnen haben. Der bescheidene Raum der einfachen historischen Erzählung gestattet weder eine kritische und antiquarisch gelehrte Parallele zwischen Sonst und Jetzt, noch auch eine tief eingehende Schilderung mittelalterlicher Verhältnisse und Kulturzustände überhaupt. Nur so viel soll gesagt sein, daß Wien in jener Zeit ganz und gar dasselbe Bild einer von stolzen Patriziern regierten und von einer derben, fetten, zu Tumult und Excessen stets geneigten Bürgerschaft bewohnten Stadt darbot, wie es die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes in ähnlicher Weise auf jedem Blatte der Vergangenheit bis in's siebzehnte Jahrhundert hinab aufzuweisen hat.

Es war also am Mittwoch nach dem heiligen Osterfeste, als auf dem freien Plage vor dem Rathhause sich ein größerer Theil der Wiener Bevölkerung lärmend, plaudernd und schreiend durcheinander drängte, als man sonst wohl an Gerichtstagen — denn ein solcher war für heut' angefast — zu sehen gewohnt war. Der Umstand, daß der in den kaum verfloffenen Feiertagen gepflegte Müßiggang sich gern noch über die gewährte Frist hinaus erstreckt, mochte viel zu der Frequenz der Versammlung beigetragen haben, mehr jedoch aber die allgemeine Spannung auf die bevorstehende Publicirung des über Matthias Grasser gefällten Urtheils. Es konnte einem ruhigen Beobachter nicht entgehen, daß die Stimmung des Volkes eine dem Gefangenen durchaus ungünstige war, denn überall hörte man Verwünschungen gegen ihn ausstoßen und wo Einer oder der Andere die Vermuthung äußerte, es werde der hohe Rath dem einst so getreuen und nützlichen Freunde der Stadt Gnade und Schonung angedeihen lassen, da machte sich der Zorn und die Rachgier der Versammelten in lauten Drohungen Luft, die sich, je weiter die Zeit vorrückte, zu immer wilderem tumultuarischem Geschrei steigerten. Ein langer hagerer Mensch in ziemlich schäbiger Bürgerkleidung rannte schon seit dem frühen Morgen eifertig durch die Menge, mit jeder einzelnen Gruppe ein Gespräch anknüpfend und mit heftigen Gesticulationen bald nach den Fenstern des Gerichtssaales, bald nach einer entfernteren Gegend der Stadt deutend. Seine listigen Augen funkelten in wahren oder erkünsteltem

Eifer und nur verstohlen flog bisweilen ein hämisches Lächeln über seine Züge, wenn erst einzeln, dann in lautem anschwellendem Chorus der wilde Ruf: „Tod dem Landschädiger! Unter's Beil mit dem alten Nordbrenner! unter's Beil!“ über den menschenbesäeten Platz rollte.

„So ist's recht, Ihr Leute! nur immer geschrien, daß den Herren da oben die Ohren gellen!“ wendete Jobst, denn er war der geschäftige Aufseher, sich zu einer Gruppe junger Bürger, die so eben die Kraft ihrer Lungen erprobt hatten. — „Wenn der hohe Rath nicht Gerechtigkeit übt, mag er sich vorsehen; wir haben nicht Lust, einen offenkundigen Räuber und Brandstifter für seine Missethaten zu hätscheln und dem Gesetze zu entziehen. Man muß dem verdammten Adel ein Exempel statuiren, daß ihm die Lust vergeht, uns länger zu molestiren. Meint Ihr es nicht auch, gute Freunde?“

„Freilich, freilich!“ versetzte Einer, den die lange Messerscheide am Gürtel als ein Glied der ehrbaren Mehrgenunst erkennen ließ, „der Grasser muß gerichtet werden, oder es gilt einen Aufstand, wie Anno Zweihundfünfzig!“

„Was schiert es uns —“ setzte ein Anderer hinzu, „daß der Kahlenberger früher Stadthauptmann war? Um so schmähslicher ist sein Abfall; er sollte von Rechtswege gespießt werden!“

„Aber gebt Acht, sie werden ihn laufen lassen!“ sagte ein Dritter. „Habt Ihr denn vergessen, daß er der Gefangene des Ritters von Neudeck ist? Der würde der Stadt einen argen Bissen einbrocken, wenn man seinen Schwiegervater richtete, während er ruhig und ohne ein Wörtlein von dem Handel zu erfahren, in Leoben sitzt beim Erzherzog Albrecht.“

„Hoho! Ihr fürchtet Euch doch vor dem nicht?“ schrie Jobst mit spottendem Lachen. „Gehörten die schönen Vorwerke in Breitenlee und Hirschstetten, die der Grasser niedergebrannt, der Stadt Wien oder dem Ritter von Neudeck? was hat der dreinzureden, wo eine schwer gekränkte und geschädigte Bürgerschaft Vergeltung üben will an ihrem bittersten Feinde?“

„Er hat Recht, er hat Recht!“ scholl es von den Lippen der Umstehenden, deren Kreis sich inzwischen beträchtlich vergrößert hatte. „Wenn der Neudecker sich dreinmisch, soll man ihm den Abschied geben.“

„Traun! er wird's nicht darauf ankommen lassen,“ sagte Jobst, „denn er ist arm wie eine Kirchenmaus. Aber hört, Gevatter!“ setzte er mit pfiffiger Miene

hinzü, „ich weiß, daß der Rath Willens und fast entschlossen ist, Gerechtigkeit zu üben. Auf dem Kohlsmarkte schlagen sie schon das Gerüste auf, und ehe die Sonne sinkt, brennt des Räubers Seele im Schwefelpfuhl!“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Seltsamer aber wahrer Rechtschandel um eine Frau.) Der Kassirer eines der ersten Handelshäuser zu S..... machte schon lange einem jungen Mädchen den Hof, welches für dessen Bärtlichkeit wenig Gefühl verrieth. Allein er konnte sich damit trösten, daß es seinen beiden Nebenbuhlern hierin nicht besser erging, denn außer ihm bewarben sich noch zwei junge Männer um die Gunst der kleinen Schönen.

Der Vater, der in dürftigen Umständen lebte und seine Tochter bald versorgt zu sehen wünschte, hätte es gern gesehen, wenn sie sich für einen der Bewerber bestimmt entschieden hätte und brachte es nach vielen Vorstellungen denn auch wirklich dahin, daß sie sich seiner Entscheidung überlassen zu wollen versprach.

Erfreut über diesen Entschluß, beschloß derselbe, noch einige Zeit zu warten, um zu erfahren, ob vielleicht nicht einer oder der andere des Mädchens Vorliebe gewinnen würde; allein da dies nicht erfolgte, so lud er eines Abends endlich die drei Liebhaber zu Tische ein. Sie erschienen und staunten nicht wenig, sich beisammen zu finden; ihr Schwiegervater in specie hatte nämlich einem Jeden es insbesondere gesagt, daß er diesen Abend die Vermählung seines Kindes in Richtigkeit bringen wolle.

Wie man sich denken kann, ging das Gespräch während der Mahlzeit unsern Gästen eben nicht zum besten von Herzen, zumal Schönroschen für heute sich ganz vom Tische entfernt halten mußte; allein beim Nachtsche hielt der Hausherr folgende Anrede an seine drei angehenden Schwiegeröhne: „Ich billige Ihre Absichten, meine Herren, und möchte Sie gern alle drei glücklich machen; allein das ist, wie Sie selbst am Besten sich werden sagen können, unmöglich; ich habe nur eine Tochter, und diese kann nicht mehr als einen Mann haben. Um diesen zu erhalten, überläßt sie sich ganz meiner väterlichen Bestimmung. Ich könnte mich irren, also mag das Loos entscheiden. Ich bin arm; Sie, meine Herren, sind alle wohlhabend und lieben meine Tochter gleich stark, wie Sie mir versichern; — nun, so möge Ihre Liebe meines Kindes Vermögen gründen. Jeder von Ihnen lege hundert Louisd'ors in meine Hand, dann besitzt sie 300.“

Man ließ sich diese Bedingungen gefallen. Wer sie nicht hätte annehmen wollen, würde wenig Liebe zu Schönroschen bewiesen, folglich sich selbst ausgeschlossen haben. Am andern

Tage brachte Jeder sein Geld. Man looste und das Loos entschied zum Besten des Kassirers.

Der junge Mann war zu glücklich, als daß er seine Freude hätte in sich verschließen können. Er theilte sie also seinem Prinzipale mit, welcher auch noch ein Junggeselle war. Der trunkene Liebhaber verheimlichte ihm keinen Umstand der seltsamen Brautwerbung. In seiner Freude gestand er ihm auch ein, daß er die hundert Louisd'ors aus der ihm anvertrauten Kasse genommen habe. Sein Herr, weit entfernt, ihm deshalb zu zürnen, wünschte ihm Glück, und um ihm zu zeigen, wie sehr er an seiner Freude Theil nähme, bat er ihn, seine künftige Gattin zu seinem nahen Geburtsfeste mitzubringen, wodurch er diese frohe Begebenheit mit feiern wollte.

Die junge Frau erschien ohne Bedenken in dem Hause des reichen Kaufmannes, und dieser, von ihrer Schönheit betroffen, faßte die heftigste Neigung zu Röschen.

Tags darauf beschloß der Kaufmann, nachdem er alle Umstände gehörig überlegt hatte, durch welche sein Kassirer Schönroschen zur Braut gewonnen, diese ihm zu entreißen; doch wollte er den nöthigen Anstand dabei nicht außer Acht lassen.

„Freund,“ sagte er zu seinem Kassirer, „Ihr verdankt bloß dem Zufalle das Glück, die Braut zu haben, die ich gestern sah, — könntet also nicht so verliebt sein, daß Ihr nicht eben so gut auch eine andere Partie noch machen könntet. Liebt Ihr mich nur einigermaßen, so werdet Ihr mir leicht Eure Ansprüche abtreten. Ich bete den Gegenstand Eurer Liebe an; doch will ich Euch, da das Mädchen nun 300 Louisd'ors hat, durch Eure Gefälligkeit nicht um Euer Vermögen bringen. Ich überlasse Euch die 300 Louisd'ors, welche die Mitgabe ausmachen, und will Euch die hundert, welche Ihr aus meiner Kasse genommen, doppelt schenken. Bedenket diesen Vorschlag; er kommt aus wohlgemeintem Herzen; — in dessen will ich mit dem Vater sprechen.“

Aber der junge Kassirer verbat sich jedes weitere Bedenken und schlug den Antrag seines Prinzipals rund ab. Vergebens war alles Bitten und Drängen von Seiten des Letztern.

„Nun,“ sagte dieser endlich, „so sollen denn die Gesetze selbst mich in den Besitz der Hand Eurer Geliebten setzen, und Ihr sollt noch dazu Alles verlieren, was ich gutwillig genug Euch habe schenken wollen.“

Der Kassirer lachte dazu; der Kaufmann aber wandte sich zunächst an den Vater des Mädchens und an Röschen selbst, doch mit ebenso wenig Glück. Alles sollte verbleiben, wie's war, und keine Abänderung Statt finden.

Nun wurde Röschens Bräutigam von seinem Herrn gerichtlich verklagt, weil er durch des Letztern Geld erworbenes Gut, welches doch dem Eigenthümer des Geldes gesetzlich gehöre, nicht herausgeben wolle.

Die Partheien erschienen vor Gericht. Der Kaufmann betrieß sich auf das geltende Handelsgesetz, kraft dessen dem Kaufmanne jeder Vortheil gehört, den seine Commis mit seinem Gelde machen, so lange sie in seinem Dienste stehen.

„Mein Commis,“ versicherte der Kaufherr, „hat sich meines Geldes bedient, um seine Frau zu kaufen. Das Capital, die hundert Louisd'ors, waren mein, die Interessen davon sind seine Braut, also gehört diese mir zu und nicht ihm, und ich bitte, sie demnach mir zuzusprechen.“

Diese sonderbare Anwendung eines Handelsgesetzes machte anfangs den Nichtern Spas, aber endlich mußten sie die Sache doch ernstlich fassen.

Der gekränkte Commis sagte zu einer Vertheidigung: „Kein Gesch habe jemals das Weib unter die Gewürzwaaren und Zeuge gerechnet, ob es gleich zuweilen wohl von diesen die Leichtigkeit und von jenen die bittre Süßigkeit habe. Nur Barbaren,“ so schloß er, „treiben mit Weibern Handel.“

Das wirkte. Der Kaufmann wurde abgewiesen und der Kassirer blieb im vollen Besitze seines süßen Rechtes.

(Der weibliche General.) Die frühere Wärterin des Kaisers Nicolaus ist eine Schottin von Geburt und hat's bis zum Range eines Generals gebracht, da bekanntlich in Rußland Alles nach militärischem Grade rangirt wird. Sie ist ferner mit dem St. Andreasorden decorirt, geadelt und brillant reich geworden, kurz sie hat eine Carriere gemacht, die nur irgend ein Mann sich wünschen kann. Die alte Frau kam vor 55 Jahren mit einer schottischen Kaufmannsfamilie als Dienstmädchen nach Petersburg. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihr die Stelle eines Kindermädchens in der Familie des Kaisers Paul, in welcher sie besonders viel mit dem jetzigen Zaaren zu thun hatte, den sie englisch sprechen lehrte. Seine Anhänglichkeit an sie war so groß, daß er sie, als sie heirathete, an die Spitze des Aufsichtspersonals über seine Kinder stellte, in welcher Stelle sie ehrenvoll alle militärischen Stufen des Ranges bis zu ihrer gegenwärtigen Generals-Charge durchlief.

(Wie hoch man sonst Karten spielte.) Als einst Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz mit dem Bischof von Eichstädt Karten spielte und auf jede Karte einen Groschen setzte, machte ihm der Bischof daraus eine Gewissenssache und nannte es ein hohes Spiel, das viel zu groß sei, indem man dabei ja wohl einen ganzen Gulden verlieren könne. Du lieber Himmel, wie haben die Zeiten sich geändert!

(Das schlaue Mädchen.) In einer großen Stadt hatten viele reiche Herren einen lustigen Tag mit einander. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirthe und den Musikern wenigstens 300 Gulden zu verdienen geben, so könnet ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern.“ Und als die Herren nun gerade am lustigsten waren, kam ein hübsches, nettgekleidetes Mädchen mit einem Teller und bat mit süßen Blicken und lieben Worten um eine Gabe für die Armen. Jeder gab, der Eine weniger, der Andere mehr, je nachdem das

Herz und der Geldbeutel beschaffen waren. Weiter Beutel und großes Herz giebt stets am Meisten; — und so ein Herz hatte Der, zu welchem das Mägdlein jetzt kam: denn als er dem kleinen Schelm in die hellen, schmeichelnden Augen sah, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er 2 Louisd'ors auf den Teller, kniff dem Kinde lächelnd in die rothbackige Wange und sagte ihm leise ins Ohr: „Für Deine zwei schönen blauen Augen.“ Das schlaue Mädchen nahm darauf züchtig die 2 Goldstücke vom Teller weg und sagte mit schmeichelndem Munde: „Meinen schönsten Dank, lieber Herr! aber nun seid so gut und gebt mir jetzt auch etwas für die Armen!“ Da legte der Herr noch einmal 2 Louisd'ors auf den Teller und sagte: „ei, Du kleiner Schalk!“ Von den Andern wurde er aber tüchtig ausgelacht und die Musiker machten Lusch dazu.

(Eine Geschichte von den langen Bärten.) Es war früher, besonders im galanten Frankreich, stark Mode, lange Bärte zu tragen, weil es ein charakteristisches Merkmal freier Leute sein sollte. Nur die tiefe Demuth erlaubte den Priestern und Mönchen Ehrenzeichen dieser Art nicht; sie ließen sich daher alle frommer Weise fein säuberlich das Kinn pugen. — Ein Erzbischof von Paris aber ließ sich einfallen, es übel zu nehmen, daß die Laien der Geistlichkeit nicht in Allem nachfolgten und fing zuerst an, von der Kanzel wider den Bart loszutreten; ja bald darauf verbot er Jedermann, wer es auch sein mochte, den Bart wachsen zu lassen, bei Strafe des Kirchenbannes. Sein Eifer erweckte bald viel ähnliche Jektoten und Bartbedroher. Das Volk, welches stets an alten Gebräuchen festhält, ward unruhig, da es einsah, daß die Kirche ihren Bärten den Krieg ankündigte, um so mehr, als auch viele Geistliche den Befehlen des Bischofs ungerne hierin Folge leisten mochten. Von beiden Seiten schimpfte man auf einander; man zankte sich; von Worten kam es zu Schlägen und man sah, wenn man alten Chroniken glauben darf, wahre Märtyrer des Bartes. — Auch König Ludwig VII. glaubte des Bischofs Verordnungen Gehorsam schuldig zu sein und mit gutem Beispiele hierin vorgehen zu müssen und ließ sich den Bart abnehmen. Seine Gemahlin, Eleonore, eine höchst muntere, launige Dame, scherzte nun tagtäglich über des Königs glatt abgeschornes Kinn. Der fromme Monarch erwiderte zwar auf derlei Scherzreden seiner Gemahlin, daß man über dergleichen Dinge keinen Spas treiben müsse; sie aber hörte nicht auf zu lachen und meinte, man habe sie bei ihrer Verheirathung bestrogen, denn sie hätte geglaubt, sich mit einem Könige zu vermählen und hätte doch nur einen Mönch geheirathet. — Die Hofleute folgten jedoch dem Beispiele des Königs und auch das Volk, allezeit ein Affe der Großen, that mit der Zeit ein Gleiches und man gewöhnte so sich unvermerkt, keine Bärte weiter auf dem Kinn zu sehen. — Wie ändern sich doch die Zeiten!

Generalcorrespondenz.

Ein sinnreicher Betrug ist in Paris von einem geflüchteten Polen ausgeübt worden. Regelmäßig jedes Halbjahr ging von der äußersten Grenze Sibiriens ein Brief poste restante unter der Adresse eines Polen ein, und regelmäßig stellte sich ein älterer Mann, dessen Aeußeres sehr ärmlich war, auf dem Postbureau ein, nach Briefen unter seinem Namen fragend, welches eben jener poste restante Brief war. Er las die Adresse und gab dann den Brief mit dem Bemerkten zurück, der Vatersname sei zwar der seinige, aber der Zuname nicht und dieser Brief nicht der von ihm erwartete. Diese nicht abgeholtten Briefe wurden dann nach der vorgeschriebenen Frist vom Postamte eröffnet und nie enthielten sie etwas Anderes, als ein unbeschriebenes weißes Blatt. Vergebens waren die Postbeamten bemüht, dieses Räthsel zu lösen. Da führte der Zufall die folgende, rührende Lösung herbei: Die näheren Verwandten des Polen, dessen Vater, 2 Brüder und 2 Oheime, waren als Theilnehmer der polnischen Revolution nach Sibirien verbannt worden; seine Schwester war dem Vater freiwillig gefolgt. Von all diesen theuern Anverwandten regelmäßig Nachricht zu erhalten, ohne das hohe Porto dafür zahlen zu müssen, das in seiner unglücklichen gegenwärtigen Lage eine harte Ausgabe war, hatte er das sinnreiche Mittel erdacht, durch das bloße Lesen der Adresse Nachricht von dem Leben seiner Lieben zu erhalten, indem Vater, Bruder, Schwester und Oheime, Jeder ein Wort der Adresse schrieb. —

Die russischen Aerzte am Kaukasus können die Pest machen und sie bringt ihnen viel ein. Man glaubt es nicht? — Die Pest machen ist eine Speculation wie jede andere. Irgend ein im Innern des Landes lebender Arzt sprengt bei dem ersten besten gefährlichen Krankheitsfalle aus, die Pest sei im Orte ausgebrochen. Die Einwohner nun kennen aus Erfahrung die Uebel recht wohl, welche die Pest in ihrem Gefolge hat; da wird abgesperrt, versengt, verbrannt, geräuchert und der Himmel weiß, was sonst alles noch. Um sich diesen unvermeidlichen Uebeln nicht aussetzen zu müssen, quälen die armen Leute den Arzt, doch die Pest bald wieder zu vertreiben und versprechen ihm dafür Geld und Geschenke so viel sie aufreiben können. Findet er die Bedingungen annehmbar, so verschwindet die Pest wie sie gekommen; im entgegengesetzten Falle wird offizielle Anzeige davon gemacht und alle Vorsichtsmaßregeln werden in Ausführung gebracht bis der Bericht einläuft, es sei keine Gefahr mehr vorhanden. Der Arzt erhält sodann für die Geschicklichkeit, mit welcher er dem Uebel abgeholfen, einen Orden, Rangeshöhung oder eine Belohnung anderer Art. In jedem Falle läuft die Speculation zu seinem Vortheile aus. Man kennt viele solche Pestärzte, die in dieser Weise ihr Stück gemacht haben und dabei zu Rang und Orden gekommen sind. —

In Dresden ist N. Wagners neue Oper „Der Tannhäuser“ mit prachtvoller Ausstattung gegeben worden und hat allgemein, wie es scheint, gefallen. —

Die russischen Juden auf der letzten Leipziger Messe erzählten, wie die „Grenzboten“ wissen wollen, folgende Thatsache: bekanntlich dienen viele jüdische Matrosen in der russischen Flotte. Bei einem der letzten großen Seemannöver, welche in Gegenwart des Kaisers abgehalten wurden, erlangten zwei Matrosen durch ihre Geschicklichkeit beim Manöveriren und ihre Kühnheit bei dem nautischen Spiele den Beifall des Kaisers in so hohem Grade, daß er sie sogleich, den einen zum Schiffslieutenant, den andern zum Capitain erhob. Da nahete sich der befehligende Contreadmiral und machte bescheiden aufmerksam, daß die Beiden — Juden seien. Der Kaiser wollte sein Wort nicht zurücknehmen, forderte aber die zwei neuen Offiziere auf zur griechischen Kirche überzugehen. Auf das Verstummen der Beiden fuhr sie der Kaiser unwillig an, worauf ihn die zwei nach einigen leise gewechselten Worten baten, ihm zuvor noch ihre ganze Geschicklichkeit im Tauchen zeigen zu dürfen, um sich seiner Gnade recht werth zu machen. Auf ein bewilligendes Zeichen faßten die beiden Männer einander um den Leib, sprangen in's Meer und — kamen nicht wieder zum Vorscheine. —

Karl Hübner in Düsseldorf, dessen Gemälde „die schlesischen Weber“ überall so großes Aufsehen erregte, hat ein zweites ähnliches Bild vollendet, „das Jagdbrecht.“ —

Auf den deutschen Eisenbahnen sind bis jetzt zwei hundert und siebenundsechzig Locomotiven im Gange. —

Man hat in Brasilien (in der Provinz Bahia) eine neue Diamantenmine entdeckt, von deren unberechenbarem Reichthume man Thatsachen erzählt, die ihres Gleichen nur in den orientalischen Märchen finden. Vor einigen Jahren fand man in dem Assuara, in einem öden Theile von Bahia, Gold und alsbald strömte eine große Menge Abenteuerer dahin. Das Gold aber, das sie angelockt hatte, war nur der Bote noch größerer Schätze, die bald gefunden werden sollten. In jedem Flusse nämlich und auf jedem Hügel der weiten Ebene Siniara boten sich neben dem Golde Edelsteine in Menge dem ersten dar, der sich nur bücken wollte, sie aufzuheben. Dies bemerkte man vor drei Jahren und die Gegend, die damals eine Wüste war, hat jetzt eine Einwohnerzahl von 40,000 Menschen. Die Berichte über den dortigen Reichthum klingen so fabelhaft, daß man versucht wäre, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln, wenn sie nicht von allen Seiten bestätigt würden. Gold findet sich in so großer Menge und mit so leichter Mühe, daß es Niemand ansieht und anrührt, denn Jedermann sammelt nur Diamanten. Abgesehen davon, daß Edelsteine in großer Menge nach Rio de Janeiro verkauft werden, nimmt fast jedes Schiff, das nach Europa segelt, einen Schatz von Diamanten mit. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 46.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der Ritter von Neudeck.

Historische Novelle von Johannes Rudolphi.

(Fortsetzung.)

„Was? sie bauen's Gerüst? — Auf dem Kohlmarkte, sagt Ihr? — So giebt's ein Schauspiel! — Hallo, laßt uns hinsehen! Nach dem Kohlmarkt!“

So klang es jetzt wirr und bunt durcheinander von allen Seiten; in den Blicken der Bürger spiegelte sich jene rohe gierige Freude, jenes Verlangen nach einer blutigen Execution, wie es zur Schande der Menschheit und eines hochgebildeten Jahrhunderts noch heute unter dem Volke lebendig ist, und endlich vereinigte sich das lärmende Fragen und Schreien zu dem donnernden Rufe: „Nach dem Kohlmarkt! nach dem Kohlmarkt!“

Und während ein großer Theil der Neugierigen sich nach dem angegebenen Orte hin in Bewegung setzte, während die Zurückbleibenden immer lauter und tobender nach dem Haupte des unglücklichen Grassers brüllten, stand dieser selbst, schwer mit Ketten belastet und von Hellebardieren umringt, vor den Schranken des Gerichtssaales, trogigen Blickes die Schöffen anstarrend und ein wildes grimmes Lächeln auf den zusammengepreßten Lippen. Niederlage und Gefangenschaft hatten sein rauhes Gemüth nicht gesänftigt, sein stolzes Herz nicht gedemüthigt, sondern im Gegentheil mit so tiefer Erbitterung, so unbändigem Hasse erfüllt, daß keine Macht der Erde ihn vermocht haben würde,

sich die Gunst oder das Mitleiden der Richter zu gewinnen, so leicht es ihm durch eine bittweise Hindeutung auf seine frühere Stellung geworden sein möchte. Seine Vertheidigungsrede war kurz und da er selber in seinem Innern keinen schwer wiegenden alleinigen Grund seines Hasses gegen die Wiener finden konnte, erschöpfte er sich mit nur um so größerer Hestigkeit in Schmähungen und Drohworten gegen die, deren Brod er einst lange Jahre hindurch gegessen hatte. War es da ein Wunder, daß selbst die, welche mit dem Vorsatze, den alten Grassers zu retten, hergekommen waren, sich unwillig abwendeten und ihn seinem Schicksale überließen? Seine Feinde aber, an ihrer Spitze der Syndikus, Herr von Eschenburg, sahen mit zufriednem Lächeln das unsinnige Gebahren des Delinquenten und als dieser auf einige Minuten hinausgeführt wurde, und nun das Urtheil zwischen den Schöffen und den anwesenden Rechtsgelehrten ermittelt und gesprochen werden sollte, war für Grassers die letzte Hoffnung verschwunden. Nur einer der Richter erhob sich und machte in beredten Worten darauf aufmerksam, daß nach Kriegrecht, wie nach alter Sitte und Herkommen der Gefangene nicht ohne die Einwilligung und Anwesenheit des Ritters von Neudeck vor Gericht gestellt werden könne. „Unser wackerer Stadthauptmann hat ihn niedergeworfen, er hat von dem Ueberwundenen das Schwert empfangen und ich glaube wir begehen schreiendes Unrecht, wenn wir vor seiner Rückkehr von Leoben den Spruch fällen!“

So redete Einer — aber Niemand unterstützte ihn, Niemand wollte einräumen, daß das Gericht nicht competent sei. Der Syndikus machte der Debatte ein kurzes Ende, indem er schweigend nach dem Marktplatz hinunterwies, der den Anblick eines stürmisch bewegten Meeres darbot, während die Bogenfenster von dem unaufhörlichen Geschrei der wüthenden Menge widerhallten. „Die Wachen sind keine Viertelstunde mehr im Stande, das aufgeregte Volk im Zaume zu halten —“ sagte er nach einer Pause, während welcher die Richter ängstliche Blicke tauschten, „wenn wir den Gefangenen der vollen Strenge des Gesetzes entziehen, haben wir offene Rebellion und nicht unmöglich ist es, daß dann andere und bessere Köpfe fallen, als der eines Räubers und Mordbrenners!“

Das letzte Argument siegte — — und als Grasser wieder in den Saal geführt wurde, las er in den gesenkten Blicken der Schöffen sein Schicksal.

Mit eintöniger Stimme verkündete der Vorsitzende die Sentenz: „Öffentliche Hinrichtung vor Sonnenuntergang, mit dem Schwerte, wie es Adelligen geziemt und ehrenvolles feierliches Begräbniß!“^{*)} Der Syndikus brach den Stab und als die Stücke desselben dem Gefangenen vor die Füße flogen, schrak er zum ersten Male jach zusammen und mit einem dumpfen Seufzer entrang sich seinen Lippen die leisen Worte: „Meine Tochter! um des Kindes Willen hätt' ich leben mögen!“

Dann ward er abgeführt und als die Rathsdienner hinaustraten auf die Freitreppe und dem harrenden Volke die Sentenz der Sitte gemäß verkündeten, zerriß ein donnerndes Beifallsgeschrei die Luft. Es drang auch in das Armesünderstübchen und preßte dem Verurtheilten Thränen der Wuth aus den brennenden Augen. „So schriean die Elenden gar manches Mal, wenn ich von einem glücklichen Zuge heimkehrte!“ murmelte er zähneknirschend, „und jetzt hungern sie wie gierige Bestien nach meinem Blute!“

Dann blieb er still und schweigend, mit Herz und Gedanken bei der geliebten Tochter weilend, auf seinem Schemel sitzend, wohl an die fünf Stunden lang, bis über seinem Haupte gellend das Todtenglöcklein erscholl und mit dem Priester zugleich die Wache eintrat, den Unglücklichen zum letzten schreckenvollen Gange abzuholen. — — —

^{*)} S. Montani Chronica Vindobon. Tom. II. 314.

Auf der Straße, die von Süden her nach Wien führt, trabten an einem lieblichen Frühmorgen gemächlich zwei Reiter daher, bald munter plaudernd, bald still umherblickend und sich der prächtigen Gegend freuend. In langen Bogen zog sich der Weg hin, bald mäßige Anhöhen übersteigend, bald längs eines munter rauschenden Bächleins das Thal durchschneidend, bald sich in die grünen dämmernden Schatten des Forstes senkend, aber überall freundliche Ansichten und das unvergleichlich frische Bild der anmuthigsten Frühlingslandschaft darbietend. Die Sonne rückte klar und schimmernd am wolkenlosen Himmel empor und wie sie jeden Thautropfen im saftigen Wiesenplane zum blühenden Diamanten verwandelte und die munteren Säger des Waldes zu jubelnden Melodien aufrief, so weckte sie heitere hoffnungreiche Gefühle in der Brust der beiden Reisenden, des Ritters von Neudeck und seines Schildknappen Heinz.

„Herr Gott, wie mag es dem alten Grasser um's Herz sein, wenn er aus dem Gitterfenster des Stadtgefängnisses die liebe Sonne anschaut und die frische Morgenluft athmet!“ sagte Heinz, vergnüglich umherblickend. „Er ist einer von Denen, die nicht vierzehn Tage zwischen vier kahlen Mauern eingesperrt leben können, ohne vollkommen toll zu werden.“

„Desso besser, daß wir den Gnadenbrief in der Tasche haben!“ versetzte Arnold lächelnd. „Ich denke, er wird allen Groll fahren lassen, wenn er in mir seinen Befreier sieht. Freilich, das Haus Kahlenberg ist ein Schutthausen, er hat's, so zu sagen, mit eigenen Händen zerstört — und er wird es sich gefallen lassen müssen, vorläufig bei dem arg beseindeten Sidam zu wohnen.“

„Um! an Bank und Gebrumme wird's der Alte nicht fehlen lassen!“ versetzte Heinz. „Aber wie war es denn? zeigte kaiserliche Majestät sich sofort willfährig, den Freibrief auszufertigen?“

„Nichts weniger als das. Wäre Erzherzog Albrecht nicht so ein eifriger Fürsprecher gewesen — er weiß wohl, warum er es thut — so hätte dem Gefangenen das Schlimmste widerfahren mögen. Der Kaiser will es eben so wenig mit der Stadt, wie Albrecht mit dem Adel verderben und sicherlich werden die Bürger ein gewaltiges Geschrei über Eingriffe in ihre Rechte und Privilegien erheben, wenn wir ihnen den Matthias vor der Nase wegführen.“

„Simmerhin!“ lachte Heinz, „sie werden's gleich-

wohl nicht wagen, Widerstand zu leisten, am Wenigsten jetzt, wo ihnen nur der Erzherzog und seine Lanzknechte aus der Klemme helfen können. Um den Preis, glaub' ich, bauen sie wohl gar das Schloß Kahlenberg wieder auf."

Unter solchen Gesprächen hatten die Reisenden den Ausgang eines Gehölzes erreicht und traten auf eine weite Lichtung hinaus, deren Mittelpunkt die stattliche Feste Lichtenstein bildete. Der weißläufige Bau schaute damals mit seinen drei hohen Thürmen, den vrspringenden Bastionen, hinter welchen spitze Siebeldächer mit schwebenden Erkern und schlanken Schornsteinen hervorragten, gar anmuthig von der waldumkränzten Höhe nieder, an deren Fuße eine hübsche Herberge den Vorüberziehenden gastliche Einkehr bot. Heinz blickte im Vorüberreiten mit sehnsüchtigem Schmunnzeln an der langen, oben mit einem mächtigen Tannenbusche gezierten Stange, dem üblichen Wahrzeichen der damaligen Wirthshäuser, empor und ließ zugleich ein Paar Worte fallen, die ihren Zweck, eine schüchterne Appellation an die hungrigen Mägen der Kofse und Reiter, auch keineswegs verfehlte. Arnold hielt an, ein diensfertiger Hausknecht sprang herzu und ehe drei Minuten vergangen waren, saßen Herr und Diener hinter einem schweren Eichentisch im Hausflur der Herberge und erfreuten sich, während die Gänge vor ihren Augen versorgt wurden, an einem Krüge trefflichen Ungarweines.

In der dunkeln niedrigen Stube, nach welcher sie durch die weit offen stehende Thür gleichfalls freie Einsicht hatten, saß ein ältlicher hagerer Mann, den der breitkämpige tief in die Stirn gedrückte Hut, das Koller von Büffelleder und ein langes rostiges Schwert sogleich als Kriegsmann von Profession erkennen ließen. Er war in eifriger Unterhaltung mit dem dicken ewig lächelnden Gastwirth begriffen und feuchtete nur gelegentlich seine Kehle durch einen Schluck aus dem vor ihm stehenden Zinnbecher an, wobei er jedes Mal mit scharfen lauernenden Blicken nach den Neuankommnenen herüberschielte.

"Ja, ich sag's noch einmal —" fuhr die zuletzt geschilderte Person mit merklich erhobener Stimme im Gespräch fort, „die Herren vom hohen Rathe haben ein Unrecht und, was schlimmer ist, eine Thorheit begangen, die sie schwer büßen werden. Denkt Ihr etwa, mein wackerer Wirth, daß der Adel den Schimpf ungeahndet lassen wird? Nimmermehr, sag' ich, nimmermehr!"

Dabei schlug er heftig mit der geballten Faust auf den Tisch und, durch einen raschen Seitenblick nach der Hausflur überzeugt, daß er die Aufmerksamkeit des Ritters von Neudeck erregt hatte, fuhr er mit prahlender Stimme fort:

„Der Ankelreiter ist sicherlich nicht der Letzte, der von Klosterneuburg her mit Donner und Blitz unter das Bürgerpack fahren wird, darum daß es ihm einen Freund und Bundesgenossen ermordet hat.“

„Ermordet? Was Ihr da plappert!“ unterbrach der Wirth den Erzähler. „Der alte Sünder ist im ordentlichen Kampfe gefangen und dann nach Recht und Gerechtigkeit von den Schöffen gerichtet worden.“

„Recht und Gerechtigkeit! Mordio, was versteht Ihr davon, dickes Weinsäß!“ schrie der Andere wieder. „Heimlich und hinterücks haben sie ihn verurtheilt, ohne an den Kaiser zu berichten, wie es bei Edelteuten üblich ist, ohne die Rückkehr des Stadthauptmanns, der ihn selber gefangen, abzuwarten! Beim heiligen Stephan, das Blut des alten Grasser schreit zum Himmel!“

Dem Wirth erstarb die Antwort auf den Lippen, denn wie von einer Feder emporgeschneilt sprang plötzlich der Ritter von Neudeck von seinem Sitze auf und stürzte, Schreck und Bestürzung in allen Zügen, in das Gemach. „Von wem redest Du, Mann! um der lieben Heiligen Willen — was ist's mit dem Grasser?“ schrie er und schob den höchlich erstaunten Gastwirth mit einem gewaltigen Stoße bei Seite. „Haben sie dem Kahlenberger ein Leides gethan, haben sie —“

Er wagte die gräßliche Vermuthung, die urplötzlich in ihm empordämmerte, nicht auszusprechen, aber sein starr und angstvoll auf den Kriegsmann gehefteter Blick und ein leises Zittern verrieth deutlich genug die peinvolle Erregung seines Gemüthes. Den Mann im Büffelkoller schien das seltsame Wesen des Ritters gar sehr zu erschrecken; er rückte ein gut Stück auf der Bank zurück und sagte erst nach einer Pause:

„Hoho! was sichts den Herrn an, daß er mir zu Leibe geht, wie einer belagerten Feste? Freilich haben die Wiener dem Grasser ein Leid zugesügt, das sich nicht wieder gut machen läßt. Gestern Abend ward er durch's Schwert gerichtet, auf dem Kohlmarkt und heut wollen sie ihn stattlich begraben!“

Arnold hörte den Nachsatz nicht. Die entsetzliche Kunde lähmte ihn, als sei aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren. Heinz, der draußen gehorcht hatte und eben den Weinkrug zum Munde

führen wollte, ließ mit einem grimmigen Fluche das Gefäß zur Erde fallen, daß es klirrend zerbrach und der Wirth faltete schweigend und mit fragendem Kopfschütteln die Hände über den Bauch. Der Hiobsbote aber führte den Zinnbecher zum Munde, um ein boshaftes Lächeln zu verbergen und sagte dann treuherzig:

„Scheint Euch doch die Sache nahe an's Herz zu gehen, edler Herr! und wenn ich Euch so näher betrachte und mein schlechtes Gedächtniß anstrengte, möcht' ich schwören, daß Ihr der tapfere und gestrenge Herr Stadthauptmann Arnold Schweigger von Neudeck selber seid.“

Der Angeredete bejahte durch ein stummes Kopfnicken; noch spiegelten seine Mienen den furchtbarsten Seelenkampf wieder und die Gefühle des Schreckens, der vereitelten Hoffnung, des tiefsten Schmerzes und endlich der wüthendsten Erbitterung malten sich im raschen Wechsel in den tief verdüsterten Zügen des schönen Antlitzes. Aber wie es bei starken männlichen Charakteren stets zu geschehen pflegt, Born und Rache trugen nur zu bald den Sieg über alle sanfteren Empfindungen davon. Der finster leuchtende Blick, die gerunzelte Stirn, der scharf zusammengepreßte Mund und eine jähe Bewegung der rechten Hand nach dem Dolchgriffe ließen den arglistigen Beobachter, in dem der Leser bereits des Ankelreiters Vertrauten, Jobst, erkannt hat, nicht lange in Zweifel, daß der wohlangelegte Plan seines Herren einem nur zu vollkommenen Gelingen entgegenreiste. Er zögerte daher keinen Augenblick, Del in's Feuer zu gießen, wie das Sprüchwort sagt, und indem er meisterlich den Schein des Mitgeföhles und trauriger Ueberraschung annahm, rief er, die Hände zusammenschlagend:

„Ach, es war ein trauriges Schauspiel, edler Herr! den alten Mann mit gebundenen Händen zwischen den Stadtsöldnern dahinschreiten zu sehen durch die gaffende und frohlockende Menge. Er stieg fest und ruhig auf das Brettergerüst und ehe man ihm die Augen verband, blickte er so ernst und vorwurfsvoll auf das Kopf an Kopf gedrängte Bürgerpack, daß Mancher beschämt die Augen niederschlug, wenn er der Zeit gedachte, wo man Grassern und sein tapferes Schwert nicht hoch genug zu ehren und zu preisen wußte.“

Arnold bohrte ingrimmig den Absatz in den Estrich. „Die Elenden!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Sie ermorden mein Gefangenen, hinterrücks, wäh-

rend ich zu ihrem Besten im Lande umherfahre! Und sie wußten doch Alle, welche Bande mich mit ihm verknüpfen; sie wußten, daß der Todesstreich, der ihn traf, auch mir tief in's Herz dringen würde! und dennoch, dennoch — —“

Die innere Erregung schien ihm die Sprache zu rauben; er athmete tief und schwer und große Schweißtropfen perlten auf seiner hohen Stirn, während glühende Thränen ihm in die Augen traten. Heinz murmelte schreckliche Verwünschungen auf die Häupter der Wiener herab, als er die Seelenqual seines Herren sah, Jobst aber konnte nur mit Mühe ein triumphirendes Hohnlachen unterdrücken, als er nach einer langen Pause mit weinerlicher Stimme fortfuhr:

„Wahrlich sie haben den armen Matthias auf's Aergste gepeinigt. Als er allein und verzweifelt im Kerker saß, bat er um die Gunst, man möge nach seiner Tochter senden, daß er das liebe Kind noch ein Mal sehen und herzen könne, bevor er den schmählischen Todesgang anträte. Schändlich ist's, und wider Gottes und der Menschen Gebot, daß man es ihm rundweg und mit harten Worten abschlug!“

„Man schlug es ihm ab?“ wiederholte Arnold tonlos, „und Adelhaid? wo weilt sie? wer hat sich der Waise angenommen?“

„Sie weilt noch immer in Klosterneuburg, wo des Ankelreiters Mutter, eine edle Frau, sie in ihrem tiefen Grame zu trösten sucht. Ach, wäret Ihr dagewesen, Herr Ritter —“ setzte der arglistige Sprecher seufzend hinzu, „all' das Unglück wäre nicht geschehen und mein Herr hätte nicht nöthig, dieses schlimmen Handels wegen sich mit den Städten und Erzherzog Albrecht so lange herumzuschlagen, bis die Uebermacht ihn erdrücken wird.“

Arnold fixirte Jobst mit einem scharfen überraschten Blicke. „Du bist also ein Dienstmann des Ankelreiters?“ sagte er. „Es scheint, als sei unser Zusammentreffen kein zufälliges und Du habest mir Botschaft zu überbringen!“

Jobst legte den Finger auf den Mund und deutete durch einen Augenwink auf den Wirth, den Neugier und Theilnahme bisher an seinen Plaz gefesselt hatten. Sehr ungerne gehorchte er daher der barschen Weisung des Ritters, der ihn nach einem frischen Krüge Wein hinunter in den Keller sandte; er zögerte an der Schwelle, aber eine unzweideutige Bewegung des Knappen Heinz, der ihn durch einen Ruck schleunigst und unfreiwillig die finstere Kellerstiege hinabzuführen

Miene machte, veranlaßte ihn zum eiligen und ungesäumten Gehorsam.

Als nun die drei Männer sich allein sahen, sagte Jobst mit gedämpftem und feierlichem Tone:

„Ihr habt's errathen, gestrenger Herr! meine Anwesenheit allhier ist keine zufällige, obwohl ich hoffte, die traurigen Hiobsposten würden Euch schon erreicht haben. Nun — es ist vielleicht besser so; scheint Ihr doch ganz gestimmt, meine doppelte Botschaft aufzunehmen, wie sie aufgenommen werden soll!“

„Zur Sache!“ fuhr Arnold ungeduldig auf. „Was habe ich mit dem Ankelreiter zu schaffen? was kann er von mir wollen?“

„Biel, Ritter, sehr viel! Er fordert Euch auf, Euch mit ihm zu verbünden gegen die Wiener, die nunmehr auch Eure bittersten Feinde sein müssen, wenn Ihr ein Herz habt und Adelhaiden liebt. Denkt, es gilt Rache zu nehmen an den Mördern des Matthias Graffer!“

Arnold blickte finster vor sich nieder. „Rache!“ murmelte er, „wahrlich, ich durste nach ihr so gewaltig, daß ich für sie dem Teufel die Hand bieten würde — warum denn nicht einem Räuber und Geächteten?“ Und sich forschend zu Jobst wendend, fuhr er fort:

„Nun? Ist das Alles? Dann hätten Ihr den Weg sparen können, denn ich wäre wohl gar selber nach Klosterneuburg gekommen, das von dem Ankelreiter zu erbitten, was er mir durch Euch antragen läßt.“

„Desto besser!“ sagte Jobst. „Aber auch das Fräulein hat mir ein Paar Worte für Euch auf den Weg gegeben.“

„Adelhaid!“ rief der Ritter mit wehmüthiger Freude. „So denkt sie also noch des Unglücklichen, den sie hassen mußte als ihren bösen Engel, als das unverschuldete Werkzeug eines grausamen Verhängnisses!“

„Von Liebesfachen versteh' ich freilich nichts!“ versetzte Jobst trocken, „aber daß sie auf Euch baut in ihrer großen Noth und Seelenpein, das mögt Ihr aus meiner Botschaft ersehen. Als ich schon den Fuß in dem Steigbügel hatte, um von Klosterneuburg wegzureiten, trat die schöne Adelhaid Graffer an mich heran und sagte mit vielen Thränen: „Vermeldet dem Ritter von Neudeck, daß ich nunmehr ersehen werde, ob er fernerer Lieb' und Treue werth sei oder nicht. Läßt er den Schimpf, der durch meines lieben Vaters un-

gerechte Ermordung ihm selber widerfahren, an den Wienern ungeahndet, so will ich sein Bild und Andenken für immer aus meinem Herzen bannen, denn ich müßte zweifeln an seiner ritterlichen Ehre, wie ich schon, ach zu meiner großen Pein, an seiner Liebe gezweifelt habe.“

„Sie soll nicht fürder zweifeln!“ unterbrach Arnold den arglistigen Sprecher. „Beim heiligen Nikolaus! ich will ihr den Kopf des Wiener Bürgermeisters zum Brautgeschenk bringen! Auf Heinz, zu Roß, zu Roß! es geht hinüber nach Klosterneuburg!“

Heinz strich sich mit ernster, bekümmertter Miene den Bart. Ein so lebendiges Echo der Schmerz und die Erbitterung des Ritters auch in seiner eigenen Brust fand, so erfüllte ihn doch der Gedanke an eine Gemeinschaft mit dem von ihm aus tiefster Seele gehassten Ankelreiter mit unbezwinglichem Widerwillen und trübe Ahnungen beklemmten das Herz des treuen Dieners. Er hätte gern ein abmahnendes, warnendes Wort gesprochen, aber die Aufregung Arnolds und die lauernenden Blicke Jobstes ließen ihn nicht dazu kommen. Seufzend folgte er dem Ritter hinaus, der sich schweigend in den Sattel schwang und im tollen Gallopp davon sprengte, daß er ihm kaum zu folgen vermochte.

Jobst aber trat nach einer Weile gleichfalls vor die Thür des Wirthshauses und schaute den Davoneilenden so lange mit boshaft triumphirendem Lächeln nach, bis eine Biegung der Straße sie seinen Blicken entzog. —

Das heilige Pfingstfest war sonst immer den fröhlichen Wienern eine gar liebe freudenreiche Zeit gewesen, in der aus allen Thoren gepuzte Herren und Frauen zu Fuß und zu Roß hinaus in die blüthengeschmückte Umgegend strömten, um sich bei Spiel und Becherklang, bei Musik, Ringelrennen und Bolzenschießen so recht aus vollem Herzen am schönen Frühlinge zu erquicken. Freilich gab es damals weder einen Prater, noch dehnten sich in prächtiger Koketterie die Parks von Schönbrunn und Laxenburg durch die Thäler und an den Höhen hin. Aber die Thäler und Höhen selber standen damals wie sie heut stehen und Gottes Hand hatte sie herrlich bekleidet mit dunklem Wald und frischem Wiesengrün, zwischen dem die blitzenden Bäche und Gewässer im Sonnenstrahle schimmerten und die Vögel eben so lieblich, aber hundert Mal zahlreicher sangen, als heute, wo der tosende Lärm der Straßen

und Eisenbahnen den süßen Frieden der Waldeinsamkeit unwiderbringlich zerstört hat.

Dort im Grünen oder auf freien Plätzen vor einzelnen Wirthshäusern und Meiereien pflanzten sonst die Wiener ihre fröhlichen Pfingsten zu halten. Aber im Jahre des Herrn 1468 lag tiefe Stille über den Büschen und Wiesen und nur hin und wieder trabte ein eifertiger Reiter und Fußgänger seines Weges, oftmals ängstliche Blicke umherwerfend und die Hand unverrückt am Griffe seines Schwertes oder Messers haltend. Und doch schien die Sonne so mild und hell vom wolkenlosen Himmel nieder, doch lächelte und strahlte die Gegend im prangenden Festkleide von Grün und Blüthenweiß, daß man hätte meinen sollen, den Wienern müsse vor Sehnsucht nach Wald und Wiese das Herz springen und es müsse sie mit unwiderstehlicher Gewalt herauslocken aus den dumpfen engen Gassen und den hohen Siebelhäusern ihrer Stadt.

Ja — sie wären wohl gerne gekommen in hellen Haufen, wenn sie es hätten wagen dürfen, wenn nicht die wilde Kriegesfurie losgewesen wäre dicht vor den Thoren und die Waldestiefen und Thalgründe nicht noch andere schlimmere Gäste beherbergt hätten, als die gesiederten Säger und spielende Hirsche und Rehe. Denn von den Wällen der Stadt aus sahen sie bald hier bald da, bald stillstehend, bald rasch sich bewegend, blitzenden Stahl und blanke Waffen drohend durch die Büsche schimmern. Das waren die Haufen des geächteten niederösterreichischen und längs der Donau wohnenden Raubadels, der unter der Führung Ankereiters und des Ritters von Neudeck am letzten Himmelfahrtstage die stattlichen Streitkräfte der Wiener sammt den Lanzenknechten des Herzog Albrecht in einem heißen Treffen am Bisamberge total geschlagen und auseinandergesprengt hatte. Mit Schrecken hatten die Wiener wahrgenommen, welchen furchtbaren Feind ihnen in dem Ritter von Neudeck erwachsen war. Auf seinen Rath hatte der Adel sich in einen festen verbündeten Bund zusammengethan und in Eile eine große Werbung veranstaltet; seinem kühnen von Gram und Rachegehluth erfülltem Herzen war der Plan entsprungen, nicht Belagerungen abzuwarten, sondern selbst die Offensive zu ergreifen und die Truppen der Städter, die sorglos und des Sieges gewiß in einem wohlverschanzten Lager am Bisamberge lagen, anzugreifen. Seine klugen Dispositionen, seine Kriegserfahrung und persönliche Tapferkeit waren die Hilfsmittel gewe-

sen, die, wie bereits gemeldet, dem Adel den glänzenden Sieg verschafften, in dessen nächste Folge sich die Wiener in ihrer eigenen Stadt blockirt und allen Beschwern einer Belagerung ausgesetzt sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Türkisches.) Der Harem des Großherrn ist der geheimnißvollste Ort in der Welt und man weiß nicht, was darin vorgeht; im Allgemeinen glaubt man, daß fünf bis sechshundert Frauen da leben. Sie zerfallen in mehrere Classen. Die kadines sind diejenigen, welche das Glück gehabt haben, Sr. Hoheit zu gefallen; jede derselben hat ein besonderes Gemach inne und mehrere Sclavinnen in ihrem Dienste. Meist giebt es nur vier kadines, wenn es auch dem Sultan freisteht, die Zahl derselben beliebig zu vermehren. Amurat III. hatte ihrer z. B. vierzig. Die kadines sind die eigentlichen Frauen des Sultan, während die Odaliskien oder kodeklis seine Geliebten sind. Diese Odaliskien, welche unter den schönsten Mädchen Asiens, Afrikas und Europas ausgesucht werden, bilden eine reizende Armee von Pagen. Zwölf der schönsten derselben bedienen ihn im Bade und unter ihnen wählt sich der Sultan die neuen Favoritinnen aus. Außer den Odaliskien befinden sich in dem Harem noch eine große Anzahl Mädchen, die als Kinder in denselben traten, shagirdekes heißen und für die Zukunft erzogen werden. Die Zahl aller dieser Schönen wird jedes Jahr vergrößert. Ueberdies bietet die Nation jedes Jahr am letzten Tage des Ramazan dem Sultan die schönste Sclavin, die man ermitteln kann, als Geschenk an. Die, welche man Abdul Meschid bei dem letzten Ramazan schenkte, hatte nicht weniger als 1 Mill. 200,000 Piafter gekostet. Bekanntlich wird dieser geheimnißvolle Palast, der Harem des Großherrn, sorgfältig bewacht; gleichwohl aber erzählt man, daß ein junger russischer Diplomat, der eine Jüdin bestach, welche an die Gefangenen des Harems Parfümerien verkaufte, im vorigen Jahre in Frauenkleidung in die Wohnung der Odaliskien gelangte, wo er zwei Tage als Sultan herrschte. Nach dieser Zeit wurde er durch einen Eunuchen entdeckt und da er keinen andern Rettungsweg sah, zerbrach er in Verzweiflung das Eisengitter vor einem Fenster und stürzte sich von da in den Bosphorus hinab, von wo er sich auf ein Schiff rettete, das ihn nach Odessa trug. Trotz der gräßlichen Strafe, die jeden Christen erwartet, der ein Liebesverhältniß mit einer Türkin hat, kommen dergleichen Beispiele doch gar nicht selten in Constantinopel vor. So war vor ganz kurzer Zeit ein schöner junger Armenier von einer jungen Türkin gesehen worden, die ihn, in Abwesenheit ihres Mannes, anredete. Er begab sich zu ihr und wollte in der Nacht entfliehen, aber vorher noch kam der eifersüchtige Gemahl zu-

rück. Das Haus stand nicht am Meere und war auch zu klein, als daß der Liebhaber sich darin hätte verstecken können; überdies hatte es nur einen Ausgang. — Der Armenier nahm deshalb seinen ganzen Muth zusammen, stürzte durch die Thür hinaus, an welche der Mann ungeduldig klopfte, stieß denselben um und entfloh nach Pera in das Haus der französischen Gesandtschaft. Leider hatte sich der beleidigte Türke zu schnell wieder aufrichten können und war seinem Gegner nachgelaufen. Sein Rachegeschrei sammelte alsbald eine zahlreiche Volksmenge und es entstand ein höchst bedrohlicher Straßenaufstand. Es wäre vielleicht zu einer förmlichen Revolution gekommen, wenn nicht ein Marineoffizier ein Rettungsmittel für den Armenier erfunden hätte. Derselbe wurde ganz glatt geschoren, in die Uniform eines Matrosen gesteckt und ging, mit einer Laterne in der Hand, aus dem Hause des Gesandten hinaus, um dem Offizier zu leuchten. Am andern Tage schiffte sich der Schuldige nach Frankreich ein, der Straßentumult dauerte aber noch mehrere Tage fort und die verliebte Türkin, die zu allem dem die Veranlassung gegeben hatte, wurde zur Strafe in dem Bosphorus ertränkt.

(Die Stimmen der Irresinnigen.) Es ist bekannt, daß manche Personen, die man nicht anders als irrsinnig bezeichnen kann, Stimmen zu hören glauben, die mit ihnen sprechen. Man ist schon so weit gegangen, diese Stimmen für Einwirkungen von höhern Wesen zu erklären (man s. die Seherin von Prevorst), ob sie gleich nichts sind als Störungen des Gehörsinns und Wirkungen der aufgeregten Phantasie. Alle diejenigen Unglücklichen, welche Stimmen hörten, galten in der alten Zeit für Besessene; die Aerzte der letzten Jahrzehnte behandelten sie als Monomanen und erst in den letzten Jahren haben sich namentlich französische Irrenärzte mit dem genauern Studium dieser merkwürdigen Erscheinung beschäftigt. Dieses Studium hat ergeben, daß solche Erscheinungen leider gar nicht selten sind und bisweilen zu den fürchterlichsten Thaten führen können. Eines der grauenhaftesten Beispiele dieser Art erzählt der jetzige Director der Salpêtrière: Eine Mutter sah ihr Kind in der Wiege schlafen und betrachtete dasselbe mit Freude und Stolz; mit einem Male aber kam ihr mitten in diesem Glücke der Gedanke: wenn du das Kind umbrächtest! Die Mutter wies diese abscheuliche Vorstellung mit Grauen von sich, denn sie liebte ihr Kind und hätte ihr Leben darum gegeben, ihm eine Thräne zu ersparen. Trotzdem wollte der grauenhafte Gedanke nicht von ihr weichen, er nahm gewissermaßen einen Körper, wenigstens eine Stimme an und diese rief ihr zu: Du mußt das Kind tödten! Du mußt das Kind tödten! Die Unglückliche schauderte vor Entsetzen. Mehrere Tage lang verfolgte sie diese Stimme, namentlich in der Nacht, wenn die Arme ganz allein war. Sie wurde zur Verzweiflung dadurch getrieben, sank auf ihre Knie und betete: „Gott, mein Gott! bewahre mich vor einer solchen Schandthat. Sieh, wie es sanft in seiner Wiege schläft, gleich einem Engel.“ Alles war darauf

still, die unglückliche Mutter legte sich wieder nieder und suchte zu schlafen. „Nein,“ sprach da die Stimme, „so geht es nicht, stehe auf, nimm diese Waffe und zerspalte Deinem Kiade den Kopf.“ Die unglückliche Mutter wollte entfliehen, aber eine unsichtbare Macht hielt sie zurück und drängte sie unablässig zu dem schlafenden Kinde. Mit zitternder Hand ergriff sie endlich das Beil, das in einem Winkel der Stube lag. „Wollende! Wollende!“ rief ihr die Stimme zu. Das Gesicht der Armen war von Thränen überströmt, bis sie endlich todbleich und zitternd das Wesen opferte, das sie in der Welt am meisten liebte. Kaum hatte sie aber die That vollbracht, so schwand der Zauber; sie erwachte gleichsam aus ihrer Verblendung und erkannte mit Entsetzen, was sie gethan hatte. — Solcher Beispiele hat man viele gefunden, seit man die Visionen und Stimmen genauer beobachtet hat, an denen manche Menschen leiden, und man hofft, wenn auch keineswegs eine hereinragende Geisterwelt zu erkennen, wie man es bei der Seherin von Prevorst nannte, wohl aber einen Blick in das geheimnißvolle Wesen des Menschengesistes thun zu können, der leider noch immer ein „verschleiertes Bild von Sais“ für uns ist.

Generalcorrespondenz.

Ein Theil von Preußen sogar ist noch sehr unbekannt, Masuren nämlich, das der König dieses Jahr besuchte. Die Aermeren wohnen dort zum Theil als Troglodyten in Lehmhütten, welche an und in Berge gebaut sind. Sie haben stets nur eine Stube, die zugleich zum Aufenthalte für Hühner und im Winter auch für Gänse, sowie für die Schweine, jungen Kälber, Schaafe und Hunde und für die gesammte Hausgenossenschaft dient; sie ist daher ein höchst unliebenswürdiger Vereinigungspunkt für Rauch und Schmutz und die abscheulichsten Gerüche und für ein sinnverwirrendes Geschrei, Gackern, Schnattern, Blöken, Bellen, Grunzen und Schnarchen. Das Mobiliar einer solchen Wohnung, die durch ein Paar erblindeter kleiner Fenster spärlich erhellt wird, ist höchst einfach: ein Tisch, einige Wandbänke, eine Bank am ungeheuern Lehmofen, eine große Bettstelle, worin Mann, Frau und Kinder schlafen. Betten kennt die Mehrzahl der Bewohner gar nicht; man schläft auf Strohkissen oder ganz auf Streu; — ein Spiegel ist ein unerhörter Luxus, eine Uhr wird nirgends angetroffen und Niemand versteht sich auch nach solcher zu richten. In den Winterabenden wird die Stube durch ein Kaminfeuer erleuchtet, welches man durch Meißig unterhält; auch steckt man wohl brennende Kienspähne in eine Ritze der Wand und läßt sie statt eines Lichtes abbrennen. Von Del weiß man nichts; ein dünnes Talglicht kommt nur bei hohen Festen, zuweilen auch auf Dorfballen vor. Geheizt wird im Winter über alle Maßen stark, so daß der große Ofen stets glüht und die Kinder nackt in der Stube herumlaufen. Die Erbauung solch' eines Wohnhauses kostet

oft nicht mehr als 5 Lthr., weil man sich gegenseitig dabei hilft und ein solches Gebäude gar kein Eisen enthält. Die ärmeren Leute essen ihre Kartoffeln ohne Fleisch und ohne Fett, nicht selten auch ohne Salz. Kaffee kommt in keiner Wirthschaft vor, und es giebt ganze Dörfer, wo seit Menschengedenken keine Kaffeebohne und ein Stückchen Zucker hinkam. Thee, Chocolate, Senf und Gewürze sind Vielen nicht einmal dem Namen nach bekannt. —

Const. Tischendorf erzählt in dem eben erschienenen ersten Bande seiner „Reise in den Orient“ (Leipzig, W. Tauchnitz) von dem merkwürdigen Mohammed Bey, gewöhnlich Desterdar genannt, dem Schwiegersohne Mohammed Alis, einige auffallende Seltensheiten. In Cairo hatte er zur gewöhnlichen Gesellschaft in seinem Zimmer auf seinem Divan einen Löwen und eine Ligerin, beide ohne alle Fesseln; seine Besuche empfing er in dieser unheimlichen Gesellschaft, wobei es natürlich zu mehr als einem Abenteuer kam. Seine herzlose Grausamkeit gegen eine seiner schwarzen Frauen, die er auf der Stelle mit dem Pistole in seinem Gürtel niederschoss, als sie einen geringfügigen Auftrag vergessen hatte, zog ihm einst einen gefährlichen Kuffand seiner schwarzen Leibgarde zu. Sie wollte sich seiner sogleich bemächtigen, er entsprang aber in ein Seitengemach, von wo aus er um Hilfe rief. Nur ein Beispiel von seiner Rechtspflege. Eine Milchfrau verklagte einen Soldaten, der es läugnete, ein Glas Milch von ihr erhalten und getrunken zu haben. Der Desterdar fragte, wann der Soldat die Milch getrunken und als er hörte: vor wenigen Minuten, ließ er ihm auf der Stelle den Leib aufschneiden. Die Milch fand sich und die Frau erhielt ihre Bezahlung. —

In Wien ist kürzlich eine berühmte und merkwürdige Frau gestorben, die letzte Herzogin von Lothringen, mit welcher zugleich der große Name des Hauses Lothringen-Guise, einer Seitenlinie der Habsburger, erlosch. Der Herzog von Lothringen, der als Prinz Lambesc in der ersten Periode der französischen Revolution eine Rolle spielte, ist ihr längst vorausgegangen. Der jetzige österreichische Gesandte am russischen Hofe, Graf Colloredo-Mels, ist ihr Sohn aus erster Ehe. In ihren jüngern Jahren, während der Lebenszeit der Kaiserin Maria Theresia und Maria Beatrix, Gemahlin des Kaisers Franz, zeichnete sie sich als geistreiche Frau aus und spielte eine bedeutende Rolle am Hofe. Während der Zeit Napoleons wurde sie als geheime Verehrerin desselben im größern Publikum vielfach verdächtigt. Sie soll es gewesen sein, welche von dem Kaiser Franz im Jahre 1810 den Auftrag erhielt, der Erzherzogin Marie Louise, an deren Erziehung sie großen Antheil nahm, auf den Heirathsantrag des Kaisers Napoleon vorzubereiten. Man kann sich die Ueberraschung der Prinzessin denken, welche in Haß und Furcht vor dem gewaltigen Kaiser aufgewachsen war. Gleichwohl soll es der Herzogin gelungen sein, die Prinzessin umzustimmen, so daß sie ihren erlauchten Vater vorbe-

reitet empfing und sich bereit erklärte, ihrem Vaterlande jedes Opfer zu bringen. Die Erzherzogin Marie Louise bewahrte ihr auch nach ihrem Sturze eine gewisse Anhänglichkeit. In der letzten Zeit lebte sie ganz zurückgezogen von der Welt. —

Die Wiener Hausmeister, deren colossale Grobheit nur jener der Berliner Eckensteher die Wage hält, waren für den berühmten Komiker Korntheuer, wie Wallner („Tagebuch eines alten Komödianten“) erzählt, ein reicher Schacht tollen Scherzes. In einer Winternacht mit einigen Freunden von einem fröhlichen Gelage heimkehrend zog er an einem fremden Hause — neben dem ein neues Gebäude aufgeführt wurde — die Klingel und redete den herbeieilenden, vor Frost zitternden Hausmeister mit gezogenem Hute und der zartesten Höflichkeit mit den Worten an: „ich wohne nicht hier, ich habe blos geklingelt, um Sie zu bitten, mir doch zu sagen, wer eigentlich das Haus hier neben an baut?“ Der tobende Zorn des wüthenden Cerberus wurde durch ein kleines Geschenk besänftigt und lachend zogen die muntern Gesellen einige Häuser weiter, wo sie auf Korntheuers Commando in hellem Mondenscheine in eine Reihe sich aufstellten, jeder mit einem blanken Zwanzigkreuzerstück in der Hand. Das frühere Manöver mit dem Klingelzuge wurde wiederholt und Korntheuer, ebenfalls ein blinkendes Silberstück zwischen den Fingern, erklärte dem verblüfften Hausmeister mit feierlicher Stimme: „da seh uns der Herr Alle an; was wär' das für ein Glück für den Herrn, wenn wir Alle bei ihm im Hause wohnten und Jeder dem Herrn einen Zwanzigkreuzer schenkte! (Pause) Es thut mir aber leid, wir wohnen anderswo; behüt den Herrn Gott. Gute Nacht!“ — Jeder steckte sein Geldstück wieder in die Tasche und ernst und langsam verschwand die Gesellschaft den Blicken des Mannes, der vor Erstaunen über diesen Austritt nicht einmal Zeit finden konnte, seine gewöhnliche Grobheit auszukramen. —

Wir machen unsere Leser auf eine ganz neue Pflanze aufmerksam, die in London unter allen Blumenfreunden großes Aufsehen erregt, die *Ruellia maculata*, deren Blätter zierlich und fein mit einer Art Silbermuster belegt sind, welche an Schönheit denen der Blätter mancher tropischen Orchiden gleichkommt. Die Schönheit dieser Blätterzeichnung macht die Pflanze zu einer Zierde jeder Pflanzensammlung. —

Das empfänglichste und reizbarste Theaterpublicum scheint das spanische zu sein; die Zeitungen haben häufig Beispiele erwähnt, wie eine Aufführung das Publicum zu Excessen hinriß; das auffallendste aber kam vor nicht langer Zeit in Saragossa bei der Aufführung der „Verschwörung von Venedig“, eines Trauerspiels von Martinez de la Rosa, vor. In diesem Stücke werden die Verschwörer zu Ende entdeckt und von der Seufzerbrücke hinabgestürzt. Das wollte das Publicum nicht dulden; es zerschlug die Bänke und warf sie auf die Bühne, so daß der Theaterdirector bei der nächsten Aufführung groß auf die Zettel drucken ließ, das Stück sei abgeändert worden und das Volk behauptet zuletzt den Sieg.

Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N^o 47.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 6 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baungärtners Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der Ritter von Neudeck.

Historische Novelle von Johannes Rudolph.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen am zweiten Pfingstfeiertage 1468 und wir werfen nunmehr unsere Aufmerksamkeit einer kriegerischen Gruppe zu, welche nahe dem damals aus wenigen Häusern bestehenden Dorfe Döbling in behaglicher Ruhe auf einem freien, von schlanken Ahornbäumen und Buchen eingefassten Wiesengrunde kampierte. Reiter und Fußknechte lagen oder saßen bunt durcheinander, die Pferde der ersteren weideten frei in dem frischen zarten Grase und nur die Schildwachen spähetten sorgsam in der Runde umher und nach den ganz nahen Wällen der Stadt. — Etwas entfernt von dem gemeinen Troß wandelten zwei Männer, deren Helmzier und goldene Sporen sie als Ritter erkennen ließen, in eifrigem, aber wie es schien, unlustigem Gespräche auf und ab. Besonders schien der Jüngere mit nur mühsam verhaltenem Unmuthe der Rede seines Genossen zu lauschen, denn so sanft und herzlich auch dessen Stimme und Worte klangen, dennoch falteten sich die Stirnrünzeln des Zuhörers immer tiefer und der eng zusammengeklemmte Mund, die düster auf den Boden gehefteten Blicke gaben genugsame Kunde von der Erregung seines Innern.

„Ihr könnt Euch noch immer nicht überwinden, mir das köstliche Geschenk Eures Vertrauens zu gewähren, Herr Ritter von Neudeck!“ fuhr der Sprecher

fort, nachdem er vergebens durch eine Pause den Gefährten zum Antworten zu bewegen versucht hatte. „Es schmerzt mich beinah, daß all' mein Bemühen Euch von meiner und meiner Verbündeten innigen Dankbarkeit zu überzeugen, völlig fruchtlos bleibt.“

Er hielt wieder inne und seine dunkeln seelenvollen Augen hasteten mit einem so aufrichtigen Ausdruck der Theilnahme und Betrübniß auf dem Ritter, daß dieser, als er jetzt aufschaute, es nicht über sich vermochte, in seinem finstern Schweigen zu verharren. „Was helfen mir Eure Trostreden, Ankelreiter!“ sagte er mit ungeduldigem Kopfschütteln. „Ihr seid ein tapferer Gesell, dem die Verläumdung viel Unrecht gethan hat; aber was ich verloren, das könnt weder Ihr noch irgend ein Anderer mir mit der Spitze des Schwertes oder durch klugen Rath wieder gewinnen!“

„Meint Ihr etwa den Stadthauptmannstitel?“ fragte Ankelreiter und ein höhnisches Lächeln zuckte um seine Lippen. „Freilich, den möchten Euch die Wiener schwerlich antragen, nachdem Ihr sie so weidlich durchgeklopft. Aber was könntet Ihr sonst noch als verlorenes Gut betrauern?“

„Meine Ehre — und meine Liebe!“

Der Ankelreiter fuhr jäh empor. Einen Moment lang brannte helle Zornluth auf seinen Wangen und die Rechte fuhr nach dem Schwertgriffe; aber eben so rasch glättete sich seine drohende Miene wieder und als er wieder zu sprechen begann, klang seine Stimme so sanft und einschmeichelnd wie zuvor.

„In den Augen der Bürger und Krämer mag allerdings durch das Bündniß mit mir Euer Ansehn und ritterliche Ehre geschädigt erscheinen, während auf der andern Seite so viel wackere adelige Herren es eben als Beweis Eures Ehrgefühles ansehen, daß Ihr für den erlittenen bitterlichen Schimpf Rache nehmt.“

„Es nützt nichts, darüber zu disputiren!“ murmelte Arnold. „Was ich begonnen, muß ich auch enden. Jeder Rückweg ist abgeschnitten.“

„Nun, wenn Ihr den Wienern meinen Kopf brächtet — wer weiß, ob sie Euch nicht begnadigten!“ rief Ankelreiter mit fröhlichem Lachen. Aber sein Blick ruhte spähend, argwöhnisch lauernd auf dem Ritter. — „Ei, und wenn Ihr auch die Ehre verloren glaubt, die Liebe ist Euch geblieben und Adelhaid's treue Minne sollte Euch übergroße Entschädigung sein für jeglichen andern Verlust!“

„Treue Minne!“ wiederholte Arnold mit schmerzlich gepreßter Stimme. „Seid Ihr denn der einzige Blinde, der es noch nicht entdeckte, daß Adelhaid mich aus ihrem Herzen gebannt hat, daß ich ihr lästig, widerwärtig, ja verhaßt bin?“

„Welche Thorheiten!“ gegenredete Ankelreiter, mit Mühe ein höhnisches Lächeln bezwingend. „Das Bild des ermordeten Vaters steht noch zu lebhaft vor ihrer Seele, die Aufregung der vergangenen Tage ist noch zu groß, als daß sie sich ganz der Bärtlichkeit ihres Herzens hingeben dürfte. Das ist Alles!“

„Nicht Alles!“ sagte Arnold finster. „Von dem Augenblicke an, wo ich in Eurem Schloßhofe vom Pferde stieg und Adelhaid, sichtlich erschrocken über meine Ankunft, schleunigst vom Söller zurücktrat und mir kaum einen flüchtigen kalten Gruß auf mein herzliches Willkommen erwiederte, von dem Augenblicke an sah ich mein Schicksal klar entschieden und es fiel mir wie Schuppen von den Augen!“

„Nicht doch, Ritter —!“

„Gebt Euch keine Mühe, mich eines Andern zu überzeugen. Adelhaid liebt mich nicht mehr, das schreit mir eine höhnische Stimme Tag und Nacht gellend ins Ohr. Und in jüngster Zeit wollte es mich bedünken, als ob ein Anderer sich heuchlerisch in ihre Gunst geschlichen und ihr schwaches, eitles Gemüth zum Treubruch, zum Hass gegen mich verleitet hätte!“

Arnold schwieg einen Augenblick und blickte dem Ankelreiter so scharf und durchdringend ins Gesicht, daß dieser verwirrt die Augen niederschlug, so sehr er sich auch bemühte, seine Unbefangenheit zu bewahren.

Als der Ritter fortfuhr, sprach er nur mit gedämpfter Stimme, aber jedes Wort, jede Silbe hatte eine so drohende verhängnißvolle Betonung, daß Ankelreiter sich eines bangen unheimlichen Gefühles nicht erwehren konnte.

„Wenn ein leiser schwankender Verdacht,“ sagte Arnold, „zur Gewißheit, ein finsterner Argwohn zur Wahrheit werden sollte, wenn mir Jemand bewiese, daß Ihr mich geflissentlich in eine Falle gelockt und an dem schrecklichen Ende Grassers nicht so geringen Antheil habt, als es scheinen soll —“

„Seid Ihr toll, Herr! oder wollt Ihr Streit mit mir vom Saune brechen?“ unterbrach ihn hier Ankelreiter, und die innere Wuth sowohl wie die innere Scham bei dem Gedanken, seine finstern Plane, wenn nicht errathen, doch geahnt zu sehen, trieb ihm alles Blut ins Gesicht. — „Bei Sankt Veit! ich bin ein geduldiger Mann und weiß den Werth eines Freundes zu schätzen, aber einer so schmähligen Anklage wüßte ich kaum anders als mit dem Schwerte in der Faust zu antworten!“

„Ich klagte Euch nicht an!“ erwiederte Arnold finster. „Ja, ich glaube fast, daß der Gram mich ungerecht gegen Euch macht. Aber der Gedanke, daß eben Ihr mein Nebenbuhler, mein erhörter und begünstigter Nebenbuhler sein könntet, hat mir eitel Gift und Bismuth in die Seele gegossen!“

Der Ankelreiter schlug ein helles Gelächter auf. „Ei, warum habt Ihr mir nicht früher gebeichtet, Freund?“ rief er aus. „Ich hätte mich dann sicher aus meinem eigenen Hause verbannt und die schöne Adelhaid gemieden, als wäre sie nicht die lieblichste, sondern häßlichste aller Frauen! D runzelt nicht die Stirn, Herr Ritter!“ fuhr er im Tone gutmüthigen Vorwurfs fort. „Ich will Euch einen Vorschlag machen, der diese schlimmen Gewirre von Zweifeln und Grillen für immer zerreißen und zum fröhlichen Ausgange bringen soll. Ihr wißt, daß ich im Begriff bin, hinüber nach Klosterneuburg zu reiten; begleitet mich und gestattet, daß ich den Vermittler zwischen Euch und Eurem schmollenden Bräutchen mache. Hand in Hand wollen wir vor sie hintreten, Erklärungen geben und fordern — und ich wette mein Schwert gegen eine Flaumfeder, daß die aufrichtigste Versöhnung, die zärtlichste Vereinigung unser Werk und das Ende dieses Tages krönt.“

Arnold schüttelte schweigend den Kopf. „Reitet immerhin allein!“ sagte er nach einer Pause. „Ich

theile weder Eure Hoffnungen, noch vermag ich es über meinen Stolz, da Verzeihung zu suchen, wo ich kein anderes Unrecht beging, als daß ich der Liebe Alles opferte, was dem Manne werth und theuer ist. Reitet allein — und bringt Adelhaiden meinen Gruß.“

„Wie Ihr wollt!“ versetzte Ankelreiter. „Bei Sankt Veit, Ihr seid ein hartnäckiger Grillenfänger, dem man sich selber und der Alles heilenden Zeit überlassen muß — und so ungern ich Eure Gesellschaft entbehre, so will ich doch lieber allein ziehen, als einen so trübseligen und verdrüßlichen Gesellen zur Seite.“

Damit wendete sich der Ankelreiter ab und schritt nach dem Plage, wo Jobst mit den Pferden seiner wartete, während Arnold einsam seinen Gang fortsetzte. Der Gemüthszustand des jungen Mannes war in der That kein beneidenswerther. Hatten schon die Ereignisse, welche mit Matthias Grassers Tode zusammenhängen, ihn mit Groll und Bitterkeit erfüllt, so machte jetzt die kaum noch wegzuleugnende Gewisheit, Adelhaid's Liebe und damit den Preis seines Strebens, seiner Aufopferung verloren zu haben, das Maas seines Grams voll und steigerte ihn fast zur düstern hoffnungslosen Verzweiflung. Adelhaid hatte, wie wir schon aus der eben mitgetheilten Unterredung vernahmen, den mit einem liebeglühenden, ganz und ausschließlich ihr geweihten Herzen vor sie hintretenden Ritter im Schlosse Ankelreiters zuerst gar nicht, dann aber mit einer Kälte und Zurückhaltung empfangen, die wie Mehlthau auf die frischen Blüten seines Herzens fiel und sein ganzes Innere, sein Vertrauen, seine Hoffnungen vergiftete. Vergebens hatte er Alles versucht, um von Adelhaid eine Erklärung ihres Benehmens zu erhalten, vergebens hatte er ihr vorgestellt, wie er so ganz unschuldig sei an dem Tode ihres Vaters und ihren, diesen Punkt betreffenden, bitteren und sarkastischen Vorwürfen damit geantwortet, daß er ja eben deshalb hierher gekommen sei, um an den Wienern, die nun auch seine Feinde geworden, Rache zu nehmen, daß wohl schwerlich ein Ritter einen bessern Beweis minniglicher Treue und Hingebung hätte liefern können, als wenn er um der Geliebten Willen und auf ihr Gebot der Ehre und Pflicht den Rücken kehre und sich mit Räubern und Geächteten verbände. Adelhaid hörte zerstreut und mit sichtlichem Widerwillen zu, ohne eine andere Antwort zu geben, als daß erst die Wunde, welche des Vaters schmähliches Ende ihr geschlagen, vernarben müsse, ehe sie ihr Herz wieder der

Liebe öffnen könne. — Und zu dieser Demüthigung, zu dieser schrecklichen Berührung der heitersten Zukunftspläne gesellte sich in der umdüsterten Seele des Ritters noch ein furchtbarer Argwohn, der ihn gleich den Geißeln der Eumeniden peinigte und ihm nicht Ruhe ließ weder bei Tag noch in langen schlaflosen Nächten — ein Argwohn, der sich erst leise und verstohlen in seine gemartete Brust eingestohlen, dann aber durch erhaschte Blicke, durch einzelne nur dem brennenden Auge des Eifersüchtigen wahrnehmbare Zeichen genährt und immer größer und größer geworden war, bis er jetzt mit Allgewalt das Sinnen und Trachten, das ganze Wesen des Unglücklichen beherrschte. — Er hatte Adelhaid in Verdacht, ihre Liebe dem Ankelreiter zugewendet und um dessen Willen ihn so schmählich zurückgewiesen, um dessen Willen ihm die mit heiligen Schwüren angelobte Treue gebrochen zu haben! — — —

Ein munterer Abschiedsruf Ankelreiters, der eben mit Jobst im Galopp davonsprengte, weckte den tief-sinnig vor sich nieder Starrenden aus seinem Hinbrüten. Als er aufschaute, stand Heinz, sein getreuer Schildknappe neben ihm. Der gute Bursche hatte augenscheinlich schon eine geraume Weile dem Treiben seines Herrn mit betrübten Blicken zugeschaut. Mit niedergeschlagenen Augen und nach mehrmaligem verlegenen Räuspern nahm er, ganz wider seine Gewohnheit und wohl auch wider die zwischen Herrn und Knecht bestehende Disciplin, das Wort und sagte unter bedeutungsvollem Kopfschütteln:

„Verzeiht, Gnädigster! das Ding gefällt mir nicht, gar nicht! Seit wir unter diese Hallunken- und Spitzbubenbande gerathen sind, ist es mir immer als ob der Alp mich drückte — und Ihr schaut so jammervoll aus, als sollte man Euch morgen ins Grab legen.“

„Wenn es mir nur so gut würde, Heinz!“ versetzte Arnold mit trübem Lächeln. „Was unsere neuen Bundesgenossen betrifft, so sind sie freilich auch nicht nach meinem Geschmack — und nur die Lust, ja die Pflicht, Rache und Vergeltung zu nehmen an diesem stolzen tückischen Wien, das mich mit Füßen getreten und durch des Grassers Ermordung all' mein Unglück verschuldet hat — nur dieser Rachedurst vermag mich an diese wüsten Gesellen zu fesseln, die ich verachte.“

Heinz schaute zu Boden und spielte eifrig mit dem Wehrgehenke. Augenscheinlich hatte er ein Geheimniß, eine wichtige Eröffnung auf dem Herzen, zu

deren Mittheilung er sich gern aufgefordert sehen wollte. Da aber der Ritter wieder in sein Nachsinnen zurückzu fallen und die Anwesenheit seines Knappen ganz zu vergessen schien, begann dieser nochmals, indem er eine sehr wichtige Miene annahm:

„Gewiß haben die Herren vom Wiener Rathe sich arg an Euer Gnaden versündigt, weshalb ich ihnen auch alles Böse an den Hals wünsche. Aber — bester Herr Ritter! wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, was ich erfahren habe — —“

„Nun?“ fragte Arnold, dessen reizbares Gemüth jeden Argwohn begierig auffaßte, mit Lebhaftigkeit den Stockenden, „was hast Du erfahren? sprich, Heinz! Du machst mich neugierig.“

„Ei, es ist wohl auch der Neugier werth!“ plauderte Heinz, der durch die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Ritters die nöthige Unbefangenheit und Beredsamkeit erhalten zu haben schien. „Seht Herr! ich ging heut Morgen an den Fluß hinunter, um nach den Booten zu sehen, die uns Proviant herüberbringen sollten. Weil aber nichts zu erspähen war und die Morgen Sonne mir grad ins Gesicht schien, kroch ich in das dicke Erlengebüsch und streckte mich auf dem frischen Rasen lang aus. Wie ich mich nun da meinen Gedanken überließ, die eben nicht die vergnüglichsten waren, plätscherte es im Wasser und wie ich mich ein wenig aufrichtete, sehe ich etwa zehn Schritte von mir einen Kahn landen, aus welchem der Ankelreiter und sein spitzbübischer Knappe Tobst ans Land stiegen.“

„Zur Sache! zur Sache!“ mahnte der Ritter ungeduldig, denn eine innere Ahnung sagte ihm, daß seiner eine verhängnißvolle Entdeckung harrte, „was trieben die Beiden? was sprachen sie?“

„Was sie trieben und getrieben hatten, weiß ich nicht!“ sagte Heinz phlegmatisch, „von dem aber, was sie sprachen, habe ich Etwas aufgeschnappt und ich denke, ich werde es sobald nicht vergessen. Sie stiegen also ans Land; mich konnten sie nicht sehen, denn ich hatte mich sogleich wieder niedergeduckt. Während nun Tobst den Kahn an einen Pfahl band, sagte er lachend zu seinem Herrn: „„Wieder eine Fahrt, von der der Neudecker nichts wissen darf. Traun, er möchte ein arges Geschrei machen, wenn er erführe, wo Ihr Eure Rächte zubringt.““ Darauf lachten die Beiden noch lauter und der Ankelreiter sagte: „„Dem Tropf geschieht schon Recht, daß er betrogen wird. Meinst Du etwa, ich fürcht' mich vor ihm? Bei Sankt Veit!

wenn wir ihn nicht mehr brauchen werden, will ich selber vor ihn hintreten und ihm erzählen, daß er nur ein Spielzeug gewesen in unserer Hand. Er soll erfahren, daß des Grassers Enthauptung auf mein Anstiften geschah, um Zwietracht zu säen zwischen der Stadt und dem Stadthauptmanne — und möge ihm die Scham, also täppisch in die Falle gegangen zu sein, so viel Pein bereiten, als mir Vergnügen!““

Arnold war bei dieser Erzählung bald glühend roth, bald todtenbleich geworden. Die plötzliche Enthüllung der entsetzlichen Mänke, deren Opfer er geworden war, wirkte gleich dem Blitzstrahle, der aus dunkeln Wetterwolken hervorbricht, die schwarze Nacht im Nu mit furchtbarer Helle erleuchtend. Er starrte den Knappen an, aber in seinen Augen war kein Leben; seine Brust keuchte und die Hand hielt krampfhaft den Schwertgriff umklammert. Heinz erschrak über die Veränderung, welche in den Zügen des Ritters vorging. „Ich bitt' Euch, lieber Herr!“ sagte er, „nehmt Euch die Nichtswürdigkeit nicht also zu Herzen, sonst wag' ich es nicht, meinen Bericht ans Ende zu bringen!“

„Also noch mehr?“ stöhnte Arnold. „Rede nur, rede! Was kann ich Schrecklicheres erfahren, als daß sie, sie, die ich so unendlich, so heiß und treu geliebt — — O, der Gedanke wird mich wahnsinnig machen!“

Der arme Betrogene stützte sich matt und wie gebrochen auf sein Schwert. Heinz aber fuhr fort: „Ach, was in meinen Augen das Schlimmste ist, hab' ich noch zu sagen. Denn als die beiden Schufte dicht an mir vorüber sich durch das Dickicht drängten, fragte der Tobst seinen Herrn: „„Bleibt's dabei, daß wir für billige Bedingungen und einen guten Preis den Ritter von Neudeck an die Wiener ausliefern?““ worauf der Ankelreiter spöttisch erwiderte: „„Ei freilich, wo wäre der trohige Kopf besser aufgehoben als unterm Beil des Scharfrichters von Wien?““ Das ist Alles, was ich gehört habe,“ schloß Heinz seine Erzählung, „und wenn ich dürfte guten Rath geben wäre es der, alsbald schnurstracks in die Stadt zu reiten, den hohen Rath um Verzeihung anzufragen und alsdann mit den Bürgern wie Donner und Blitz unter dies schandbare verrätherische Gesindel zu fahren.“

Arnold antwortete nicht. Noch immer lehnte er sich regungslos auf sein langes Schlachtschwert, aber die Muthlosigkeit der Verzweiflung hatte bereits einer furchtbaren Kälte, einer erstarrenden Resignation Platz

gemacht. Fahre hin Liebe, fahre hin Freude, Hoffnung, fahre hin, Du süßer Glaube an die Menschheit und an die gaukelnden Träume der Zukunft! In der Brust des Betrogenen sind alle Gefühle hingestorben, wie Maiblüthen unter dem Hauche einer eisigen Frosnacht — und nur ein Gedanke, eine Vorstellung lebt in ihm und tritt von Minute zu Minute klarer, schärfer aus dem nächtigen Dunkel, in welches seine Seele gehüllt ist. Vergeltung an dem Mörder seines Glückes! nicht Rache, nicht Pein für Pein, Folter für Folter — — nein! ernste, gerechte Vergeltung! Der ewige Gott über den Sternen und sein treues kampfsgeübtes Schwert sollen richten und entscheiden zwischen ihm und dem Todfeinde!

Ueber die Züge Arnolds von Neudeck hatte sich eine so feierliche Ruhe gebreitet, sein ganzes Wesen gleich so völlig dem eines Menschen, der im Begriff steht, mit vollem Bewußtsein aus diesem Leben zu scheiden, daß Heinz sich unheimlich berührt und von allerhand Befürchtungen und Ahnungen bestürzt fühlte. Gleichwohl gehorchte er schweigend dem Befehle des Ritters, der ihm gebot, die Rosse herbeizuführen. — Als er nach einer Weile zurückkehrte, sah er seinen Herrn auf der Erde knien, die Hände gen Himmel gestreckt, ganz in heißes, inniges Gebet versunken. Als Arnold sich erhob, war sein Antlitz geisterbleich und alle seine Züge darin so regungslos wie bei einem Todten. Aber festen Schrittes trat er zu den Rossen und mit der gewohnten sichern Leichtigkeit schwang er sich in den Sattel. Auf Heinzes schüchterne Frage, wohin es gehen solle? deutete er stumm nach dem Flusse, wo in der Ferne das weiße zierliche Gemäuer von Klosterneuburg im hellen Sonnenlichte erglänzte. Dann gab er seinem Rappen die Sporen, daß er hoch emporbäumte und wie ein Sturmwind über die Wiesen hin dem Ufer der Donau zujagte. — Kopfschüttelnd und seinen störrigen Gaul mit Fäusten und Fersen bearbeitend folgte Heinz in ziemlicher Entfernung dem tollen unheimlichen Reiter.

Zwischen Rusdorf und Klosterneuburg erstreckte sich zu der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, ein dichtes, von wenigen, aber nur um so anmuthigeren Pfaden durchschnittenen Waldgehege, von dem jetzt nur noch geringe, vereinzelte Reste übrig sind, da die alten schattigen Buchen- und Ahornstämme allmählig der Kultur des Weinstockes und dem eifrigen Pfluge des Ackerbauers haben Platz machen müssen. Der

Hauptverkehr zwischen Wien und dem obern Donaulande geschah damals, wo die Landstraßen zwei Dritteile des Jahres fast gänzlich unwegsam und überdies von Buschkleppern aller Art unsicher gemacht waren, größtentheils zu Wasser; überdies hatte der Kampf zwischen der Stadt und dem Adel jede Communication unterbrochen und so darf es nicht Wunder nehmen, daß der Anketreiter und sein Knappe Klosterneuburg beinahe erreicht hatten, ohne einer menschlichen Seele begegnet zu sein. — Sie ritten eben einen breiten schattigen Waldweg entlang, durch dessen grünes Blätterdunkel nur einzelne Sonnenstrahlen ihren Weg bis auf den feuchten Boden fanden, wo sie in goldenen Ringen oder langen glänzenden Streifen gleichsam spielend hin und her schweiften. Die Unterhaltung zwischen den beiden schlimmen Gesellen mochte so lange geruht haben, daß Jobst, der wie alle untergeordnete Helfer und Helfer des Verbrechens vor seinem Herrn wenig Respect hatte, sich gemüßiget sah, das lästige Stillschweigen zu brechen.

„Ich wette, daß Jungfer Adelheid uns entgegenkommt!“ sagte er grinsend. „Sie hat uns jedenfalls vom Bartthurme aus gesehen, als wir vorhin über die Lichtung hinritten und in ihrer übergroßen Sehnsucht wird sie sich aufs Pferd geworfen haben. Ja, Herr! sie ist ganz und gar in Euch vernarrt, und es geht ihr da ebenso wie funfzig andern Dirnen, die ich nicht zu nennen brauche!“

Anketreiter schien die plumpe Schmeichelei entweder nicht gehört zu haben oder seiner Beachtung nicht werth zu halten. Er maßigte plötzlich den raschen Schritt seines Gauls und sagte mit zerstreuter Miene:

„Wenn gedenkst Du das Geschäft wegen des Ritters von Neudeck mit den Wienern abzumachen? Es wäre mir lieb, wenn Du Dich schon morgen in die Stadt schlichest und meine Anträge überbrächtest, denn — bei allen Teufeln, das Gesicht, das mir der Jugendheld vorhin zeigte, gefiel mir gar nicht und wenn sein unbestimmter Verdacht nur die eifrigste Bestätigung erhält, so haben wir wahrhaft Schlimmes zu gewärtigen.“

„Bah!“ rief Jobst, verächtlich ein Schnippchen schlagend, „was kann er thun? Im Nothfalle macht ihn ein Dolchstich unschädlich oder ein Pfeil, von dem Niemand weiß, woher er kommt. Aber das ist nicht nöthig. Morgen red' ich mit Herrn von Eschenburg und den andern Wiener Herren, die uns gewogen

sind; dann wird er im Schlafe überfallen, gebunden und geknebelt auf's Pferd gesetzt und dem hochweisen Rathe so sauberlich und sorgsam überliefert, wie ein Ballen Levantischer Waaren. Das wird ein Anblick sein, hahahaha!"

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Sonderbares Zusammentreffen.) In einem Gasthofe von Havre ereignete sich vor Kurzem ein Abenteuer, welches mit Glanz in den Märchen von Tausend und einer Nacht figuriren würde.

Unter den im Laufe eines Tages angekommenen Reisenden, die an der table d'hôte speisten, befanden sich drei, welche durch eine geheimnißvolle Sympathie sich gegenseitig angezogen fühlten, mit einander im Gespräch. Sie theilten sich gegenseitig ihre Reisen mit. Der Eine war so eben aus den vereinigten Staaten Amerikas gekommen, wohin er sich als Kaufmann mit dem Wunsche, sein Glück zu machen, begeben hatte. Er kam nach 20jähriger Abwesenheit nun nach Frankreich zurück und schien mit seinem Glücke sehr zufrieden. Der Zweite war zu der nämlichen Zeit aus Frankreich gegangen, um, verwegener als der Erstere, durch seinen Muth das Glück zu erjagen, welches jener in den Wechselfällen des Handels gefunden hatte; demzufolge hatte er dem Vicelkönig von Aegypten seinen Degen angetragen, und durch ihn in zwanzig Jahren außer Ruhm und Ehre auch ein bedeutendes Vermögen sich erworben. Der Dritte war ein Künstler und hatte seit zwanzig Jahren als Maler an fast allen, auf Befehl der Regierung unternommenen Entdeckungstreifen Theil gehabt; er kehrte nun mit einem mühsam erworbenen Auskommen und einer Staatspension in seine Vaterstadt zurück. Diese drei Männer waren aus Rouen; sie waren Brüder und ihre Wiedererkennung war äußerst rührend. Sie waren an einem und demselben Tage abgereist und durch ein wunderbares Zusammentreffen kehrten sie an dem nämlichen Tage nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren zurück, ohne daß einer der drei Brüder je Nachrichten von den beiden andern erhalten hatte.

(Trokesen-Urtheil.) Ein Trokesen war nach Albany gekommen, um sich dort in der Stadt der weißen Männer umzusehen. Wo er auch hinging, überall nahm man diesen Naturmenschen freundlich auf und vergnügte sich an seinen Urtheilen. So kam er auch an ein Haus, in dem gerade Hochzeit war. Er setzte sich an den mit Speisen überfüllten Tisch und ließ es sich vortrefflich schmecken. Der Bräutigam war ein sechzigjähriger Mann, die Braut kaum achtzehn Jahre. Dennoch schien Alles hier froh und glücklich zu sein. Nachdem der Wilde sich ordentlich gesättigt hatte, fragte ihn der Bräutigam, wie ihm seine Braut gefalle und was er zu einer solchen Hochzeit der weißen Männer sage. „Bruder,“ sagte der Wilde, „Deine

Braut ist schön wie der aufgehende Mond und auf der ersten Klippe meines Vaterlandes will ich dem großen Weltgeist meine Pfeife opfern und sie ins Meer werfen, um für die Gute Segen zu erbitten. Auch thut sie wohl, Dich zu heirathen; denn Du bist ein guter weiser Mann; Du hast mich satt gemacht; — aber sie hätte besser gethan, wenn sie statt Deiner zwei Männer genommen hätte, jeden von dreißig Jahren, — das macht auch sechzig.“

(Eine Bettlerin als Mutter einer Königin.) Während der Unruhen unter der Regierung Karl I. von England kam die Tochter eines armen Bauern, dem die Staatswirnisse Gut und Leben geraubt hatten, als Bettlerin nach London, in der Absicht, vielleicht als Dienstmädchen ihr Unterkommen dort zu finden. Lange wollte es ihr nicht glücken. Sie hatte Niemand, der für sie bürgte. Sie war sechzehn Jahre alt; Liebreiz und Schönheit konnten selbst durch die Lumpen ihrer Kleidung nicht verdeckt werden; aber sie war unwissend, so sehr man's nur sein kann, unerfahren in jeder weiblichen Fertigkeit, denn nur grobe Feldarbeit hatte sie bei ihren Eltern getrieben. — In der Nähe ihrer Wohnung, die sie bei einer armen, doch wohlthätigen Wittve gefunden hatte, wohnte ein reicher Brauer, der sich manchmal der Hilfe dieses arbeitssamen Mädchens bediente, um seinen täglichen Kunden das Porterbier zuzufenden. Weil sie diese Gänge mit großer Pünktlichkeit unermüdet besorgte, so nahm er sie als Stubenmädchen in seinen Dienst und weil sie nun durch manches Geschenk, das ihr zufloß, mehr an sich und ihre Kleidung wenden konnte, so fing sie bald an, die Blicke aller Männer auf sich zu ziehen. — Auch ihr Brodherr, zwar schon in Jahren, aber übrigens noch bei muntern Kräften, machte die Bemerkung, daß Jenny ein sehr hübsches, liebenswürdiges Mädchen sei, und da er Wittwer und kinderlos war, folglich ganz unabhängig handeln konnte, so wurde sie seine Gattin. Und als solche that sie Alles, um sich der Liebe ihres Gatten werth zu machen. Es war also keineswegs außer der Ordnung, daß der drei Jahre nach seiner Verheirathung sterbende Brauer sein ganzes Vermögen dieser seiner kinderlosen Gattin ausschließlich durch sein Testament hinterließ. Sie war nun freilich nicht im Stande, das weisläufige Geschäft des Verstorbenen fortsetzen zu können, zumal sich auch viele Schwierigkeiten bei der rechtmäßigen Antretung ihrer Erbschaft fanden, so daß sie der Hilfe eines Rechtsgelehrten bedurfte. Schon bei Lebzeiten ihres Gatten hatte dieser mit dem berühmten Sachwalter Hyde in Verbindung gestanden. Sie wählte ihn also um so lieber zu ihrem Rathgeber, als er ihr immer viel Zuneigung gezeigt und auch das Testament, welches sie in eine ganz unabhängige Lage versetzte, verfaßt hatte. Dieser fand theils die Reize und Tugenden des jungen schönen Weibes, theils das hinterlassene reiche Vermögen so sehr nach seinen Wünschen, daß er ihr bald den Antrag machte, sie als Gattin zu ehelichen. Und sie wurde es. — Hyde stieg von Stufe zu Stufe und endete als Graf Clarendon. Er

erhielt von ihr eine Tochter. Diese wurde die Gemahlin König Jakobs I. von England und so die Mutter zweier Königinnen: Maria und Anna. So endete eine Bettlerin und bewies, daß auch die bescheidene Demuth den Gipfel menschlicher Höhe zu erreichen fähig ist.

(Theeläden in Petersburg.) Als Prometheus die verschiedenen Nationen schuf und der Griche sich auf Erfragen ein schönes Weib erbat, der Italiener Macaroni, der Engländer Beeffsteack, der Deutsche Bier, — da nahm der Russe höflich den Hut ab und erbat sich ein Trinkgeld „na wodka“ zum Branntwein und ein anderes „na tshaju“ zum Thee. Und man wird zugeben, daß er nicht das schlechteste Geschenk sich erbeten, wenn man erst einmal von dem ächten chinesischen Karawanen-Thee, wie er in Rußland getrunken wird, kostete. — Daher sind denn auch die Theeläden in Petersburg vielleicht das Schönste, was man dieser Art in der Welt finden kann, da europäischer Geschmack, Petersburger Luxus und chinesische Zierlichkeit sich vereinigen, um die Räume solcher Läden zu schmücken und die Waaren wohlgefällig zu ordnen.

(Eine Wolfejagd in Polen.) Ich befand mich zur Winterzeit auf einem gräßlichen Gute bei Ploczk in einer überaus wald- und wildreichen Gegend und ging in Begleitung eines Jägers einmal dem Waldmannsvergügen nach. Sehr bald kam uns ein Wolf zu Gesicht, und der Jäger hatte das Glück, die graue Bestie, ehe ich mich noch von meinem Schreck erholt hatte, durch einen Schuß in den Kopf zu erledigen. Wir kehrten um. Der Wolf wurde aufs Schloß gebracht.

„Ist das Ihre ganze Jagd?“ fragte mich der Graf in einem spöttelnden Tone. „Wenn Sie an solchem Wildprete Gefallen finden, kann Ihnen gedient sein. Ich will Ihnen am ersten besten Morgen, der Ihnen genehm ist, ein Duzend solcher Hunde zusammenschießen, und größere, als der da, wenn's Ihnen sonst der Mühe werth scheint, mich zu begleiten.“

„Ei, meilenweit reis ich mit Ihnen, um einer solchen Jagd wegen.“

„Nun wohl, paßt's Ihnen morgen?“

„Mit Freyden!“ erwiderte ich und begab mich auf mein Zimmer, um mich für die Morgenpartie gehörig jagdgerecht zu machen.

Mit Tagesanbruch wurd' ich geweckt. Die Erde war hoch verschneiet und es herrschte eine russische Kälte. Ich wurde aufgefordert, in einem mit vier Pferden bespannten Schlitten Platz zu nehmen, in welchem der Graf, tief in Pelzwerk gehüllt, sich bereits eingeknistelt hatte. Als wir abfuhren, warf ein Diener noch ein Ferkel unter unsere Füße, das so gellend quakte und quikete, daß ich es kaum ertragen konnte.

„Aber um's Himmelswillen, Herr Graf!“ rief ich aus, „wozu dies schreiende Thier?“

— „Das sollen Sie schon erfahren,“ antwortete er lächelnd,

„verhalten Sie sich nur ruhig — und ich werde mein Versprechen erfüllen.“ —

„Aha! ich merke! es soll ein Frühstück für uns werden. Aber da wär's doch besser gewesen, es vorher abzuschlachten,“ meinte ich.

— „Auch ohne dies Spannferkel soll es uns an Proviant nicht fehlen,“ entgegnete mein Jagdgerosse und dampfte aus einem faustgroßen Meerschäumkopfe ruhig fort.

Als wir ungefähr zwei Meilen weit gefahren sein mochten, jagten wir in vollem Galopp in den Wald hinein. Der kleine vierfüßige Schreihals wurde endlich der Musik müde und verhielt sich still.

„Kneipen Sie es ins Ohr,“ sagte der Graf zu mir.

— „Was denn?“ fragte ich.

„Nun, das Ferkel!“

Ich that es und das arme Thier schrie erbärmlich, daß es weit durch den Wald ertönte. Da kamen in weniger als fünf Minuten drei große Wölfe zum Vorschein und trabten unserm Schlitten nach. Nun wurde es mir klar, daß unser kleiner Sänger der Lockvogel für die hungrigen Bestien sein sollte.

Obwohl diese noch zu weit entfernt waren, um sie mit einiger Sicherheit auf's Korn nehmen zu können, wollte ich doch schon zum Schusse anschlagen, als der hinter uns sitzende Jäger des Grafen eine mit Stroh ausgestopfte Schweinsfigur, die an einem 30 Ellen langen Stricke befestigt war, aus dem Schlitten warf. Kaum war das geschehen, als die gefräßigen Unthiere in der Meinung, daß unser kleiner Schreihals herausgefallen sei, so wild herbeistürmten, daß sie sich selbst beinahe über den Haufen rannten.

In einem Nu feuerten der Graf und Jäger mit einer Präcision, daß zwei der Unholde zusammenstürzten.

— „Nun noch ein wenig Geduld, mein Freund, das ist erst der Anfang. Wir kehren nicht eher heim, bis ich mein Versprechen gelöst und das Duzend vollgemacht habe.“

Der Schlitten glitt rasch vorwärts. Nach etwa einer halben Stunde machten wir wieder von unserer tönenden Lockpfeife Gebrauch und brachten, dasselbe Manöver mit dem Schweinschen wiederholend, die hungrigen Waldlagerer aufs Neue in den Bereich unserer Büchsen.

Durch dies Experiment, welches wir auf einer Fahrt von 5 Meilen mindestens ein Duzend Mal wiederholten, hatten wir nicht weniger als 14 Wölfe erlegt und traten dann, langsamer als wir gekommen, den Rückweg an. Wir fanden von den 14 geschossenen Bestien, die wir beim Weiterfahren auf dem Wege in ihrem Blute hatten liegen lassen, nur noch 11 vor; die fehlenden drei waren von ihren hungrigen Kameraden aufgefressen worden.

Generalcorrespondenz.

Der berühmte Componist Donizetti wird, wie man fürchtet, keine Oper mehr schreiben, da er so schwer erkrankt ist, daß die

Ärzte an seinem Aufkommen verzweifeln. Er leidet in Folge übermäßiger geistiger und körperlicher Anstrengung an Erweichung des Gehirns und seine geistigen Fähigkeiten sind bereit fast gänzlich erloschen. — Auch Eugen Sue ist durch übergroße Geistesarbeit erkrankt; er leidet an einem sehr schmerzhaften Nervenübel und befindet sich in den Pyrenäen. —

Zu Berlin wurde kürzlich wiederum ein altes griechisches Drama, Oedipus, aufgeführt, zu welchem Mendelssohn die Musik geschrieben hat wie zur Antigone.

Am häufigsten thun in unserer Zeit die portugiesischen Bauern Buße, obgleich sie sicherlich nicht die größten Sünder sind. Freilich sind ihre Bußübungen gewöhnlich auch nicht schwer. Die schwersten, die ich verrichten sah, erzählt ein neuer Reisender, bestanden darin, daß Frauen auf den bloßen Knien mehrmals um eine Kirche herumrutschten; bisweilen hängen sie sich überdies einen Sack mit Sand an den Hals, um die Aufgabe schwerer zu machen, sie ließen aber unterwegs allmählig den Sand auslaufen. Dies geschieht häufig bei strömendem Regen und die Armen bezeichnen ihren Weg natürlich stets mit Blut. Manche und namentlich Männer machen es sich bequemer, indem sie sich die Knie dick umwickeln. Auch junge Mädchen unternehmen es nicht selten, in Folge eines Gelübdes, um eine Kirche herumzurutschen, aber ich habe nie bemerkt, daß sie andächtig dabei gewesen wären, im Gegentheil sie lachten meist und ließen sich von ihrem Liebhaber begleiten, der sie galant über die schwierigsten Stellen hinweghob. —

In Brüssel macht gegenwärtig ein seltsamer Proceß zwischen einem Maler und einer Dame Aufsehen. Einige Tage konnte man nämlich am Fenster eines Kunsthändlers das in Oel gemalte Portrait einer Dame sehen. Eisenstangen, gleich denen an den Fenstern eines Gefängnisses, gingen über das Portrait hin der ganzen Länge desselben nach und daran hing ein Zettel: in Haft wegen Schulden. Die Erklärung dieser seltsamen Ausstellung wurde vor wenigen Tagen vor dem Friedensrichter gegeben. Die verwittwete W. hatte nämlich den Maler W. vor diesen Richter beschiden lassen und verlangte von ihm 10,000 Frs. Schadenersatz wegen jener Ausstellung; sie behauptete nämlich, ihr Portrait weder bestellt, noch versprochen zu haben dasselbe zu bezahlen, und gestand nur, daß sie zu dem Künstler gesagt habe, daß sie das Portrait, wenn es ähnlich wäre, nicht umsonst annehmen würde. Sie hielt nun wohl das Portrait nicht für ähnlich, da sie sich weigerte, dafür zu zahlen. Der Maler drohete darauf, das Publicum über sein Werk urtheilen zu lassen, indem er dasselbe in der Nähe der Dame ausstelle. Er hielt Wort und acht Tage lang konnte Jedermann das wegen Schulden in Haft gebrachte Portrait, sowie gleich daneben das Original, im Laden sehen. Viele Personen sollen das Portrait sogleich erkannt haben. Der Maler verteidigte sich nicht ungeschickt, indem er sagte, das Portrait sei entweder ähnlich und dann müsse es

die Dame annehmen und bezahlen, oder es sei nicht ähnlich und dann dürfe die Dame über die Ausstellung eines Bildes sich nicht beklagen, das sie nicht als das ihrige anerkenne. Dadurch, daß sie ihn wegen der Ausstellung verklagt, habe sie bereits die Keckheit des Portraits anerkannt. Der Friedensrichter wagte es nicht, die Sache zu entscheiden; er ordnete vielmehr an, das Bild Sachverständigen vorzulegen, damit diese erklärten, ob es ähnlich sei oder nicht. Von ihrem Ausspruche wird also das Urtheil abhängen. —

Daß es die Amerikaner im Anpreisen der Waare am Besten gebracht haben, ist bereits bekannt; ein neueres schlagendes Beispiel davon ist folgende Anzeige: Christen und Juden, Katholiken und Protestanten, Mormonen und Ungläubige sind wenigstens in einem Stücke einig geworden, so daß vielleicht die goldene Zeit nicht mehr fern ist, alle nämlich, welches Glaubens sie auch sein mögen, stimmen darin überein, daß Lier und Comp. (Bowery Nr. 9) die schönsten, leichtesten und wohlfeilsten — Herrenhüte verkaufen. —

Außer den öffentlichen kais. Instituten giebt es noch eine Menge von Privaterziehungsanstalten für Mädchen in Rußland, in denen die Sache rein fabrikmäßig abgethan wird. Mütter geben ihre Töchter mit der Bedingung hin, daß sie in zwei bis drei Jahren vollendet gebildet seien; alsdann muß das junge Mädchen französisch sprechen und ein Stück von Liszt vorspielen können. Auf einen je kürzeren Zeitraum das Institut sich einläßt, desto größere pecuniäre Vortheile gesteht man ihm zu. Die Examina in solchen Schulen sind die merkwürdigsten Festsins, die man sehen kann. Zwei Wochen vorher wird zu einem solchen Examen die Anstalt polirt und geschmückt und zwei Monate vorher ist Alles unermüdetlich im Auswendiglernen und Ueben, damit am Prüfungstage Alles nach dem Schnürchen hergehe. Mutter, Schwester und Tanten werden dazu eingeladen, wie zu einem großen Banquet, und fahren in vollem Staate in vierspännigen Carossen heran, um ihre Töchter und Schwestern glänzen zu sehen. Nach der Prüfung wird ein Concert gegeben von Schülerinnen, dann ein Ballet, in welchem sie ihre Tanzkünste produciren. Hierauf findet unter Paukens und Trompetenschall die Vertheilung der Prämien statt und das Ganze beschließt ein Souper und ein brillanter Ball auf Kosten des Dirigenten, worauf dann die Eltern, entzückt über die geistige Bildung ihrer Kinder, nach Hause fahren. —

Um das Alter eines Fisches zu erfahren, darf man nur eine Schuppe quer durchschneiden. Jede besteht aus Plättchen, die über einander liegen. Alle Jahre legt sich ein solches neu auf und an, wie der Baum alle Jahre einen Ring im Holze ansetzt. So viel solcher Plättchen, so viel Jahre zählt der Fisch.

Neulich besorgte sich ein reicher Irländer, welcher Wittwer geworden, hundert Tonnen Dinte, um am Sterbetage seiner geliebten Gattin in seinem Parke das Wasser der Springbrunnen schwarz zu färben. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 48.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüften, Rücken, Feilschen (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Bde. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde zc. enthaltend: 6 Bde.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste

Der Ritter von Neudeck.

Historische Novelle von Johannes Rudolphi.
(Beschluß.)

Der Widerhall trug das gellende Gelächter des Schurken durch den schweigenden Wald, aber es mischten sich andere Klänge hinein, die der Fröhlichkeit des Knappen und dem Nachdenken des Herrn ein plötzliches Ende machten und sie scharf aufhorchen ließen. Aus der Ferne tönte klappernder Hufschlag, der so rasch sich näherte, daß daraus die rasende Hast des Reiters zu erkennen war.

„Reitet denn der wilde Jäger durch den Wald!“ sagte Jost, indem er dem Beispiele seines Herrn folgend sein Ross anhielt; „das ist ja ein Galopp, von dem Einem Hören und Sehen vergehen möchte.“

Ueber das Gesicht Ankelreiters hatte sich eine plötzliche Blässe gelagert; unwillkürlich fuhr seine Hand an den Schwertgriff und seine Augen schienen das Waldesdunkel durchdringen zu wollen. „So reitet nur Einer!“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Es ist der Neudecker und ich will verdammt sein, wenn es nicht einen Kampf auf Tod und Leben gilt. Aber er soll —“

Das Wort erstarb ihm auf den Lippen, denn an der Wendung der Straße erschien jetzt in der That der Ritter von Neudeck, weit vorgebeugt auf den Hals seines keuchenden, schweiß- und schaumbedeckten Rosses. Er hatte kaum den Ankelreiter erblickt, als auch schon

sein Schwert rassend aus der Scheide flog. — Noch eine Minute und die beiden Todfeinde standen sich gegenüber, der Betrogene und der Betrüger; finster starrten sie sich an und Jeder schien an der Brust des Andern den Fleck zu suchen, wo er am sichersten mit dem scharfen Stahl eindringen und das verhasste Leben in purpurrothen Wellen hinfließen lassen sollte.

„Ihr seid ein Schelm und ehrloser Wicht, Ankelreiter!“ sagte nach einer langen Pause Arnold mit dumpfer gepreßter Stimme, „ich weiß, welches Spiel Ihr mit mir getrieben, weiß, daß Ihr mich verrathen und an die Wiener verkaufen wollt, ja ich weiß auch, wo Ihr Eure Nächte zubringt — drum müßt Ihr sterben, Schurke! Ihr oder ich!“

Diese letzten Worte klangen wie das scharfe Zischen der auf's Höchste gereizten Schlange, so daß Ankelreiter sich selber einen Augenblick entsetzte. Aber bald hatte er seine Fassung wieder gewonnen. „Da Ihr Alles wißt,“ sagte er mit affectirter Gleichgiltigkeit, „so wäre freilich jede Erörterung überflüssig; gleichwohl habe ich Lust, einen annehmbaren Vorschlag zu machen.“

Arnold sprang vom Rosse und trat dicht an den Ankelreiter heran, der flugs dasselbe gethan hatte. „Es kann zwischen uns keinen Vergleich geben, als den die Hand des Todes unterzeichnet. Wollt Ihr, daß ich Euch für einen Feigling halten soll?“

Die Augen des Ankelreiters flammten und indem er sich stolz emporrichtete rief er: „Ha, bei Sanct

Zeit! das sollt Ihr nicht! Und damit Ihr seht, daß ich weder Gnade hoffe noch zu gewähren denke, so wisset, daß ich Euch, wenn ich Sieger bleibe, todt oder lebendig nach Wien schleppe — denn ich bin gewohnt," setzte er mit finsternem Lächeln hinzu, „aus jeder Sache den möglichsten Vortheil zu ziehen. Wollt Ihr nun eben so mit mir verfahren, wenn das Glück Euch begünstigt, so sprecht es aus — und der Contract ist abgeschlossen, die Rache vollständig; oder ligelt Euch nicht der Gedanke, Einen von uns unter den Händen des Scharfrichters oder als beschimpften, durch den Roth geschleiften Leichnam am Galgen zu sehen?"

Die Maske der Sanftmuth und des Wohlwollens war nun ganz aus den Zügen des Ankelreiters gewichen, in denen sich wilde Mordlust und teuflische Rachgier auf eine abschreckende Weise spiegelte. Arnold von Neudeck sann einen Augenblick nach, dann sprach er: „Wohlan, ich nehme den Vorschlag an; mögen Gott und die menschliche Gerechtigkeit mit uns schalten, jedenfalls ziemt es Euch besser unter dem Beile des Henkers, als unter dem Schwerte eines ehrlichen Mannes zu bluten. Jetzt — zögert nicht länger!"

Der Ankelreiter zog langsam und bedächtig sein Schwert aus der Scheide, prüfte dessen Schärfe und warf Jost den Bügel zu, mit der Weisung sich mit dem Rosse auf die Seite zu begeben. In demselben Augenblicke erschien auch Heinz, dessen Gaul unter dem Reiter zusammenzubrechen drohete, auf dem Schauplatze, und wendete sich auf einen stummen Wink seines Herrn mit dessen Renner gleichfalls nach rückwärts, so daß die beiden Kämpfer einen zwar etwas schmalen, doch hinlänglichen Raum für ihr blutiges Geschäft erhielten.

Die beiden Gegner waren nicht gleichmäßig bewaffnet; Arnold von Neudeck trug einen Stahlhelm, während Ankelreiters Haupt nur durch eine eng anschließende Dickelhaube geschützt war, dagegen deckte ein starker venetianischer Ringelpanzer den ganzen Körper des Letztern, während Arnold nur mit dem Brustharnisch und einem Büffelkoller bekleidet war. Aber die gegenseitige Erbitterung, die von Sekunde zu Sekunde wuchs, ließ weder eine Regelung der Waffen noch des Kampfes zu. Plötzlich stürzten sie auf einander los, wie zwei entfesselte Lieger und das schöne, obwohl furchtbare Schauspiel eines wüthenden Kampfes begann. Rasselnd fuhren die blizenden Klängen der Schwerter auf und nieder und zahllose Streiche schmetterten blitzschnell auf den schützenden Stahl. Oft schien es, als seien die beiden kräftigen Rittergestalten

eine einzige geworden, die sich jäh im Kreise herumwirbelte, denn so groß die Wuth der Kämpfenden war, so vergaß doch keiner, die Anforderungen und Vortheile eines kunstgerechten Gefechtes in Anwendung zu bringen. Wie Schlangen wanden sie sich im engen Zirkel herum und der flammende Blick eines Jeden suchte mit Begier nach irgend einer ungeschützten Stelle, irgend einer Blöße des Gegners. Aber es schien, als wollte der Streit sich nimmer entscheiden, denn die Feinde waren sich vollkommen gewachsen und Beide viel erprobte Meister im Waffenhandwerk. Arnolds Helm war bereits dermaßen zerhackt, daß jeder nächste Streich ihn zugleich mit dem Schädel zu zerspalten drohte, aber auch Ankelreiter blutete aus einer tiefen Armwunde, obwohl dadurch seine riesenhafte Kraft nicht im geringsten geschwächt zu werden schien.

Heinz, der, wie wir wissen, mit den Rossen in einiger Entfernung hielt, verfolgte mit athemloser Spannung den Gang des Zweikampfes. So festes Vertrauen er auch in die Kraft und Geschicklichkeit seines Herrn setzte, so wußte er doch aus langer Erfahrung zu wohl, daß das Glück nicht immer im Bunde mit der Tapferkeit ist, als daß er nicht pochenden Herzens der endlichen Entscheidung entgegengesehen hätte. Doch es schien des Himmels Rathschluß zu sein, die gerechte Sache siegen zu lassen; ein wohlgezielter furchtbarer Streich des Neudeckers brang durch das Panzerhemd tief in die Seite des Ankelreiters und ein dunkelrother Blutstrahl schoß im weiten Bogen aus der klaffenden Wunde. „Ergieb Dich, Elender!" schrie Arnold, der seinen Gegner schwanken sah. Aber Ankelreiter raffte seine letzten Kräfte zusammen. Sein scharfes Ohr hatte auf der Straße von Klosterneuburg her eilig nahenden Hufschlag vernommen und in der Voraussehung, einen Trupp seiner Leute auf dem Kampfplatze erscheinen zu sehen, bedachte er sich keinen Augenblick, durch Verrath zu siegen, nachdem er es mit der Waffe in der Faust nicht vermocht hatte. „Hierher! hierher!" schrie er mit donnernder Stimme. „Hierher! Sankt Jörg für den Adel!" Und als habe die Gewißheit, den verhassten Feind dennoch verderben zu können, seinen Arm gestärkt und jeden Schmerz der Wunde übertäubt, führte der Ankelreiter so wüthende Streiche, daß Arnold Mühe hatte, sich gegen den Rasenden zu decken.

Auch Heinz hatte das schon ganz nahe erschallende Pferdegetrampel vernommen, das sich mitten durch das Dickicht Bahn zu brechen schien. „Hilf Gott! so ist

der Ritter dennoch verloren!“ seufzte er, nestelte aber dabei sofort die mächtige Streitart seines Herrn, die er am Sattelnopfe führte, los, entschlossen, an der Seite des geliebten Gebieters zu kämpfen und nöthigenfalls zu sterben. Aber er erstarrte, als seine herum-schweifenden Blicke auf den tückischen Jobst fielen, der sich leise den Streitenden genähert hatte, die Armbrust an der Wange und im Begriff, den tödtlichen Pfeil meuchlings gegen Arnold abzuschiefen. „Jesus Maria!“ schrie Heinz und stürzte wie ein Rasender auf den Schurken los, „wahrt Euch, lieber Herr! wahrt Euch — —“

Da schwirte der Pfeil von der Senne und im nächsten Augenblicke tönte ein gellender Todeschrei aus dem Gebüsch. Wie auf ein gegebenes Zeichen ließen die Kämpfenden die Schwerter sinken und starrten athemlos nach der Gegend, wo der schauerliche Ton erschollen war. Da sahen sie ein leuchtendes Ross, dessen prächtige Satteldecke ganz mit Blut bedeckt war, im wilden Sprunge aus dem Walddickicht hervordringen und im rasenden Laufe die Straße hinabgalloppiren. „Gott sei mir gnädig!“ ächzte Ankelreiter, indem Todtenblässe sein Gesicht überzog, „das ist Adelhaid's Ross! sie ist ermordet.“

Arnold sah und hörte nicht mehr. Weit schleuderte er das Schwert von sich und stürzte, an allen Gliedern bebend, durch das Gebüsch. Ach! ein schrecklicher Anblick wartete seiner! Nur wenige Schritte von der Straße entfernt lag Adelhaid auf dem grünen Moosboden hingestreckt, die schönen Augen geschlossen, die Züge des herrlichen Antlitzes starr und schon von den düstern Schatten des Todes umnachtet. Noch haftete der verrätherische Pfeil tief in ihrer Brust und in unaufhaltsamen Wellen strömte das junge frische Leben mit dem purpurnen Blute dahin.

Lautlos sank Arnold neben der Sterbenden auf die Knie und drückte einen langen Scheidekuß auf die bleichen erkalteten Lippen. Es war, als rief dieser Kuß noch einmal die halb entflohenen Lebensgeister zurück; langsam hoben sich die seidnen Wimpern und ein langer, Verzeihung erslehender Blick gab dem Ritter die Gewißheit, daß er erkannt sei. Ihre Lippen bewegten sich, aber vergeblich waren ihre Anstrengungen zu sprechen; nur der Name: „Arnold!“ drang im leisen Flüstertone zu den Ohren und tief in das Herz des Unglücklichen, der die noch immer Heißgeliebte, von deren Besitze er sich die herrlichste wonnereichste Zukunft versprochen, in seinen Armen sterben sehen mußte.

Eine tiefe feierliche Stille herrschte ringsum, nur

der Wind spielte in den grünen Laubkronen des Waldes und sein monotones Flüstern und Rauschen klang wie ein sanftes Todtenlied. Ein heller Sonnenblick verklärte das Antlitz des gemordeten Mädchens, deren Herz aufgehört hatte zu schlagen. „Lebe wohl! lebe wohl!“ sagte Arnold und zwei brennende Thränen rollten langsam über seine bleichen Wangen. Als er sich von dem geliebten Leichnam emporrichtete, fiel sein Blick auf Ankelreiter, auf ihn, dessen höllische Ränke diese holde Blume so früh geknickt und das Lebensglück zweier Menschen vergiftet und zu Grunde gerichtet hatte. Der Geächtete hielt sich nur mühsam an einem Baumstamme aufrecht, sein erdfahles Gesicht zeigte eine grauenhafte Veränderung und in den starr auf die Todte gerichteten Blicken sprachen sich Reue, Gewissensqual und Entsetzen aus.

„Das ist Dein Werk!“ sagte Arnold dumpf, „bist Du bereit vor Gottes Richterstuhl zu treten?“

„Vor Gottes und der Menschen Gericht!“ versetzte Ankelreiter mit erloschener Stimme. „Aber eile! eile! denn ich fühl's, wie mir der Tod zum Herzen tritt.“

„So komm!“

Der Ritter von Neudeck gab Heinz einen Wink und beide trugen den mit einer Dohnmacht kämpfenden Ankelreiter nach dem Kampfsplatze zurück. Hier verbanden sie ihm mit der Feldbinde nothdürftig die klaffende Wunde, hoben ihn dann aufs Pferd — und so zogen die Drei in tiefem schrecklichem Schweigen auf einsamen dunklen Waldpfaden in der Richtung nach Wien fort. —

Von dem Mörder Jobst war keine Spur zu entdecken. Er war nach Vollbringung seines Vubensstückes entflohen. — — —

Wir könnten hier süglich unsere wahrhafte, durchaus auf historische Thatsachen gegründete Erzählung schließen, nachdem wir die traurige Katastrophe, welche so viel Hoffnung und Jugendkraft gewaltsam zerstörte, geschildert haben. Da wir aber wohl wissen, daß man eine Geschichte nicht eher als beendigt anzusehen pflegt, bis über das fernere Schicksal und den endlichen Ausgang jeglicher Haupt- und Nebenperson getreuer und ausführlicher Bericht erstattet ist, so erfüllen wir demnach diese gebieterische Pflicht eines gründlichen Erzählers, indem wir zu des geneigten Lesers Nutz und Frommen eine Stelle aus der Wienerischen Chronika des im Jahre 1495 als Stadtschreiber und eines hohen Rathes Archivarius verstorbenen Balthasar Berklin

citiren. Wir dürfen dies um so eher für füglich erachten, da wir selbigem Meister Berlin und seiner einen Zeitraum von fünfzig Jahren umfassenden Chronik die Hauptumstände und Quellen unserer Geschichte entnommen haben. Die angezogene Stelle nun, die wir freilich nicht in ihrer originellen, aber fast unverständlichen Rechtschreibung wiedergeben können, lautet also:

„Und ist am Abend des zweiten Pfingsttages eingeritten in die Stadt der Ritter von Neudeck mit gar sonderlicher Begleitung. Denn es ritt zwischen ihm und seinem Knechte ein halbtodter Mann, der war der Anfelreiter von Klosterneuburg, der die Stadt fährlich bestürmet und mit vielem Volke berennet. Des erhob sich ein großes Jubelgeschrei, da die Bürgerschaft zusammenlief vor dem Rathhaus, alldorten der Ritter von Neudeck seinen Gefangenen der Schaarwache überantwortet hat. Ist der Anfelreiter in Thurm gefest worden und über ihn gerichtet, daß er sollte sterben durch das Schwert, hat aber nicht erlebt den andern Tag und ist todt funden worden im Gefängniß. Was man aber von dem Herrn von Neudeck erzählt, ist so gar viel und wunderbar, daß man es nit Alles glauben mag. Doch hat ihn der Rath sehr geehret, dieweil er sich verstellet und nur zum Schein übergegangen zu dem Adel, um ihnen den Hauptmann und Obersten zu fangen; ob zwar Andere sagen, es sei aus Zorn geschehen, wegen des Matthias Grasser, um dessen Töchterlein der Stadthauptmann gefreiet und nachher von dem Anfelreiter gar übel betrogen worden. Besagte Tochter des gerichteten Grasser ist im Walde an der Donau todt funden worden durch einen Pfeil und ward beigesezt im Thumb zu Sankt Stephan, wo die Grasser seit lang ein Erbbegräbniß gehabt. Den Mörder des Mägdleins haben sie gefangen, als die Städter unter des Neudeckers Anführung am Tage S. Agathá, das ist der zwölfte Junius, des Anfelreiters Besse zu Klosterneuburg stürmten; ist der Mörder gehangen worden nach Urteil und Recht. Der Ritter von Neudeck aber ist auff dem Plage geblieben, darumb, daß er also mitten unter den Feind stürzte und so schrecklich herum hauete, als wolle er selber durchaus vom Leben kommen.“

Und ist dieser tapfere Held und bührliche Rittersmann auff seinen Wunsch beigesezt worden neben der Adelhaid Grasserin, also daß sie im Tode vereinet waren, die im Leben bitterlich von einander geschieden worden. — —“

Des Helden Liebe.

Eine historische Novelle von Rosa.

I.

Der östliche Himmel begann zu dämmern; Purpur säumte sein Gewölk. Der schöne windstille Morgen zu Anfange des Maimonates lud zwei vornehme polnische Herren zu dem Vergnügen einer Birkhahnsalze ein. Jeden begleitete ein Diener in stattlicher Livree. In dem grünen Forste angelangt, sprach einer der Herren: „Burschen, Ihr bleibt zurück, dießseit der Lichtung, sammelt trockenes Reisig und schürt ein lustiges Feuer an, denn der Morgen ist kühl,“ und zu seinem Jagdgenossen gewandt: „wir, lieber Hippolyt, lagern uns dort in der Laubschießbude. Hier wird der Birkhahn auffallen! Aber Du bist so ernst und wortkarg! Wer hat wohl mehr Veranlassung zum Genusse wahren Vergnügens, als der Waidmann? Hier der lustige Flötenton der Walddrossel, dort das Gemurmel und Plaudern des geschwägigen Baches; hier das liebliche Blümchen, das in zutraulichem Grusse sein blaues Auge aufschlägt, dort die rubinhelle Morgenröthe, die ihre Vermählung mit dem azurnen Himmel feiert: — Alles, Alles fordert uns auf, in den Freudenjubel der Natur mit einzustimmen.“

„Das Zusammentreffen mit der Hexe beim Ausritte aus meiner Wohnung hat mir das heutige Vergnügen verleidet,“ sprach der Angeredete ärgerlich, „ich hätte umkehren sollen.“

„Nimm mir's nicht übel, Freund!“ entgegnete der Erstere. „Deine Aeußerung, daß jene Begegnung einen nachtheiligen Einfluß auf Dein Jagdglück übe, klingt mir spaßhaft.“

„Es ist aber mein vollkommenster Ernst,“ erwiederte Hippolyt, „und ich könnte mit vielen erfahrenen Jägern auf die Bestimmtheit meiner Erklärung schwören.“

„Nein, Freund! diese seltsame Jägermeinung laß ich mir nicht einreden,“ begann der Andere. „Wohl aber räume ich Dir ein, daß das Festhalten an solchem Aberglauben Dein Gemüth erregt und dieses seinen Einfluß auf Hand und Auge ausüben und so das Vertrauen zu Deiner Geschicklichkeit im Schießen schwächen kann.“

„Dein Raisonnement, Thaddäus, ist unhaltbar. Dst war es meinem Gedächtnisse entschwunden, daß jenes Weib mir begegnet war; — vollkommen inner-

lich ruhig war ich, und dennoch fehlte mir dann stets alles Glück.“ —

„Erlaube mir denn die Sache durch ein Beispiel zu erläutern,“ begann Thaddäus. „Breve et efficace iter per exempla. Höre! Im Jahre 1776 lernte ich den Grafen Cagliostro zu Paris kennen. Man bewunderte hier allgemein sein Billardspiel. Einst parirte er mit einem Lord im Palais royal. Er war am Stöße und hatte einen Carambole-Ball auf der Linie. Da trat der Repräsentant Nordamerikas, der ehrwürdige Franklin, der bis dahin den interessirten Spieler aufmerksam beobachtet hatte, an das Billard, bat um Verzeihung, daß er unterbreche und sprach: „Ich wette um 100 Louis, Herr Graf, daß Sie den Ball nicht machen werden.“ Mit jener Ueberraschung, von welcher wir im ersten Augenblicke nicht recht wissen, ob sie eine freudige oder peinliche sei, entgegnete Cagliostro: „Gut, mein verehrter Herr, ich gehe die Wette ein.“ Die Sache machte Aufsehen. „Ich füge 100 Louis bei,“ sprach der Graf Bergennes. — „Et moi aussi,“ erscholl es von vielen Seiten. „Seigneurs, vous pardonneriez!“ — begann Cagliastro verlegen. „Sans remboursement,“ ward er unterbrochen. Auf leichte Weise waren nun hier 1000 Louisd'or gegen 100 zu gewinnen. Es bleibt eine merkwürdige Erscheinung, Freund, daß der Anblick einer bedeutenden Summe Geldes, welche der Glückszufall einem Menschen zuwirft, den trüglichen Anschein nimmt, denselben in einen dem Rausche ähnlichen Zustand zu versetzen. Gilt doch dasselbe auch von den Spielern.

„Nur zur Sache, Thaddäus!“ unterbrach ihn Hippolyt mit sichtbarer Verstimmung und Thaddäus erzählte weiter:

„Während Franklin den ruhigen Beobachter zu spielen fortfuhr und die Neugierde auf den Gesichtern der übrigen Anwesenden immer überraschender sich malte, schienen Cagliostros Bewegungen sichtlich verändert. Unwillkürlich zuckte bald eine Augenbraue, bald ein Augapfel. Das Queue schien centnerschwer in seiner Hand, als wär' es aus den 1000 Goldstücken gegossen. Aengstlich zögerte er; endlich entschloß er sich zum Stöße. Der Stoß war richtig, aber — zu schwach: der Ball blieb einen halben Zoll vom Ziele stehen. Das Queue entfiel der Hand des Spielers, der, wie aus schwerem Traume erwacht, mit dem durchtönenden Worte: „verloren“ allgemach seine ermatteten Lebensgeister zurückrief. Mit stiller Ironie strichen die Herren ihre Einfäße, Franklin das Doppelte

ein. So können Gemüthsaufreregungen des Menschen Willen lähmen.“ —

„Sehr verbunden, Herr Major, für die Auszeichnung, mich mit einem Spieler Cagliostro in Vergleich zu stellen, — sehr verbunden!“ bemerkte Hippolyt grimmlachend.

„Es thut mir in der Seele leid, daß Du aus meiner Erzählung einen mir ganz fremdartigen Schluß ziehst. Zugegeben, daß ich eine Parallele ziehen wollte, so konnte dies nur beziehungsweise geschehen und zwar in Ansehung unserer Erregbarkeit. Um so dringender ist die Veranlassung, gegen diesen unsern innern Feind stets gerüstet zu stehen, als wir uns so leicht überreden, daß zufällige äußere Begegnisse auf unser Glück und Geschick von nachtheiligem Einflusse seien, wie jetzt bei Dir.“

Hippolyt fühlte mit Widerwillen die dialectische Ueberlegenheit seines Jagdgenossen und schwieg.

„Horch, der Birkhahn kommt!“ rief Thaddäus.

Hippolyt machte sich fertig, um anzulegen; aber sein Gefährte kam ihm darin zuvor, er schoß und — traf.

Da zogen Neid, Stolz und Haß in des Andern Herz, der, dem Genie seines Jagdgenossen die Abkunft aus einer reichern und vornehmern Familie entgegennestellend, fortan weder einer freundlichen Miene, noch eines freundlichen Wortes mächtig war. Schweigend gingen beide zum Jagdfeuer zurück.

Hier hatte eben Hippolyts Bursche, Ignaz, einen Arm voll trockenen Reisigs ins Feuer geworfen und sprach zu dem andern Diener: „Ich bleibe dabei, Jean, meinen gnädigen Herrn wird heute das Glück mit dem Rücken ansehen. Die alte plierige Grete ist ihm wieder in den Wurf gekommen; — ein schlimmes Zeichen.“

„Steht denn das Glück Deines Herrn im Bunde mit der alten Bettlerin?“ fragte Jean ungläubig lächelnd.

„Ja, freilich! das ist eine arge Hexe und sie hat ein Rothauge,“ meinte der Andere.

„Was Hexen, rothe Augen und dergleichen mehr dummes Zeug betrifft, da hat mich mein Herr zum ungläubigen Thomas gemacht,“ entgegnete Jean. „Wenn Dein Herr auf der Jagd kein Glück hat, so ist, möcht' ich meinen, seine Schützenkunst eben nicht weit her.“

„Bier Stof Meth will ich verwetten, daß Du andern Sinnes wirst, Jean,“ fiel ihm Jener ereifert

ein, „wenn ich Dir erst ein Histröchen von der alten rothhäugigen Here werde erzählt haben.“

„Erzähle, Freund Ignaz, ich gehe die Wette ein!“ versetzte Jean.

„Nun, so höre!“ begann Ignaz. „Vorigen Winter präparirten wir ein Reh, fein und sorgfältig, als Wolfsköder. Kaum sind wir mit ihm zum Thore hinaus, so stoßen wir auf die Zippelhere. Als sie uns sieht, — rasch trippelt sie weit aus dem Wege, freundlich grüßend; aber ihr böses Auge fällt auf unser Reh. Wir befürchteten sogleich einen Querstrich. — Das Reh wird im Walde an eine von Wölfen besuchte Stelle hingelegt mit aller Vorsicht. Am folgenden Morgen, — was zeigt sich da unsern Blicken? — Ein Rudel von 5 Wölfen hatte das Reh besucht, dieses aber lag unangerührt da. In einer Entfernung von 6 Schritten hatten vier Bestien einen Halbkreis geschlossen; nur die fünfte hatte den Köder berochen, aber Unrath merkend, denselben bewässert. Die Uebrigen folgten, uns gleichsam zum Hohne, der Reihe nach jenem Beispiele. Dann trabten sie davon. Solchen Zauber übt das rothe Auge unserer Here auf Wölfe aus.“

„Waren Eure Jagdgewehre zu Hause gelassen?“ fragte Jean bedeutsam.

„Ei, bewahre! welcher Jäger geht ohne Jagdgewehr,“ war die Antwort, „zumal einem Wolf auf der Spur nach?“

„Bergiß nicht, daß der Wolf einen besonders feinen Geruchssinn hat,“ bemerkte der Bekämpfer des Aberglaubens mit Nachdruck.

Ignaz mußte in seinem Erzählen einhalten, denn die beiden Jäger waren an's Feuer getreten und Hippolyt ordnete die Heimkehr an.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Ländlich sittlich.) Auch Portugal hat ein berühmtes Seebad, San Joas Da Foz, an der Mündung des Douro, und es gewährt einen höchst unterhaltenden Anblick, wenn man die Reihen weißer Zelte, die da aufgeschlagen sind, die schönen Mädchen in eleganter Kleidung, die zahlreichen Zuschauer, deren jeder einen Sonnenschirm trägt, und vielleicht dreißig bis vierzig Herrn und Damen, alte und junge, im Wasser bei einander sieht, wie sie untertauchen und plätschern, schreien und jubeln, entweder zu schwimmen versuchen oder sich ängstlich an dem Arme Anderer anhalten und an das feste Land zu entkommen

suchen. Hier hält eine alte Frau ein liebliches kleines Kind ohne alle Bekleidung und versucht es so oft ins Wasser zu tauchen, als vorgeschrieben ist, dort spricht eine Badebienerin einem starken ältlichen Herrn Ruth zu, sich in das Wasser zu wagen, nachdem sie ihm zuerst ein Gefäß voll über den Kopf gegossen hat, damit er sich an das nasse Element gewöhne. Bisweilen gehen drei bis vier junge Damen gleichzeitig in die Fluth hinein oder ein Herr führt galant eine Dame seiner Bekanntschaft in das Wasser, alles aber geht so ganz anständig zu, daß man sich bald daran gewöhnt, wie seltsam auch einem Fremden im Anfange dieses BADELEBENS und TREIBENS vorkommen mag.

(Russische Diners.) Bei den Petersburger Dinern, sagt Kohl in der zweiten Auflage seines Werkes „Petersburg“ (Dresden, Arnold 1846) läßt sich wie bei Allem in Petersburg trotz dem vielen Genießbaren ein Mangel an sinnigem und gemüthlichem Genuß bemerken. Die Sache wird mit großer Schnelligkeit abgemacht. Die Gerichte, die schon in den Buffets von dem Tafeldecker zerlegt wurden und gabelrecht herumgereicht werden, folgen sehr schnell auf einander und die Teller verschwinden in großer Rapidität. Bei jedem Gerichte wird freilich eine passende Weinsorte herumgereicht, aber von den Bedienten schon in Gläser gefüllt, und so häufen sich denn die leeren Gläser bald zu einem wahren Walde um den Teller an, während der Weinkliebhaber die Flaschen vermißt, aus denen er nach Belieben sich von dem, was ihm besonders gefiel, nachfüllen könnte. Dies sind allerlei unangenehme Hemmnisse; noch lästiger aber ist die Sitte, welche den Gast mit ungemein strengem Zwange für die ganze Mahlzeit an den von ihm eingenommenen Stuhl bannet. Es gilt für eine unerhörte Verletzung des Anstandes, sich von seinem Sitz während der Mahlzeit zu erheben, selbst in den kleinsten Familienkreisen. Man setzt sich immer in pleno auf ein von dem Wirth gegebenen Zeichen nieder und ebenso erhebt man sich gleich nach dem letzten Gerichte wieder in pleno, wornach dann ebenfalls wieder keiner wagen darf, noch etwas länger, wie in England, bei der Flasche schwabend und scherzend sitzen zu bleiben. — Bei ausgebrachten Toasts, bei denen keinerlei Reden und Anspielungen stattfinden, erhebt sich Alles stumm von seinem Stuhle, kößt mit dem Nachbar unter einer Verbeugung an und setzt sich schnell wieder nieder. Zu Jemandem hinzulaufen und mit ihm besonders anzuklingeln, wäre der albernste Streich von der Welt. Man kommt sich bei den russischen Mahlzeiten immer vor, als wäre man an die Krippe gekettet.

(Jüdische Finanzmänner.) Man spricht häufig mit einer gewissen Verwunderung darüber, daß die größten Geld- und Finanzmänner unsrer Tage Juden sind, vergißt aber dabei, daß dies gar nichts Neues ist und daß die Juden von jeher ein besonderes Talent für Geldgeschäfte gehabt haben. Joseph war ja bereits der Schatzmeister Pharaos, wie Daniel jener des Nebucadnegars, Mardocheä der des Artaxerxes und Levi

jener Peter des Grausamen; die Mauren, welche zuerst in Spanien einfielen, hatten einen Israeliten als Kanzler der Schatzkammer, die zahlreichen Kammerjuden nicht zu erwähnen, welche in den letzten Jahrhunderten die Gelder für die vornehmen Herrn herbeischafften.

(Ein amerikanischer Puff in Deutschland.)

Durch die politischen Zeitungen läuft nachstehender Puff, um den uns die Amerikaner beneiden werden: Vor einigen Tagen ist dem König von Preußen eine neue Erfindung vorgelegt worden, welche auf Sr. Maj. sowohl, wie auf die höhern Beamten einen großen Eindruck hervorgebracht hat. Es ist eine Erfindung, welche wegen ihrer unberechenbaren Folgen, die sie im Staats-, wie im bürgerlichen Leben haben könnte, den Nachdenkenden fast mit Schrecken zu erfüllen geeignet ist. Ein Berliner hat nämlich die Kunst (wenn man es so nennen darf) erfunden, alle Urkunden, alte Schriften, jede Art Papiergeld &c. in einer so täuschenden Weise nachzumachen, daß selbst ein geübtes Auge das Original von der Copie nicht unterscheiden kann. Das Ueberraschende ist besonders der Umstand, daß derselbe in kurzer Zeit Hunderte von Copien macht, indem der Erfinder zur Anfertigung einer beliebigen Anzahl von Copien nicht mehr Zeit vonnöthen hat, als etwa ein Buchdrucker, welcher die Urkunden u. s. w. setzen und drucken wollte. Von einem höheren Beamten wurde dem Erfinder eine der alten Urkunden, welche für die Nachbildung die meisten Schwierigkeiten, gemäß der gewöhnlichen Beurtheilung, darbietet, zur Nachahmung übergeben. Der Erfinder verfügte sich mit der Urkunde nach Hause, kehrte nach einer kurzen Zeit zurück und legt dem erstaunten Beamten fünfzig Copien der Urkunde vor, die von dem Originalen nicht zu unterscheiden waren. Auf der Urkunde befanden sich mehrere alte Unterschriften, deren Tinten, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sehr von einander abwichen. Alles war aufs Täuschendste wiedergegeben und nachgemacht. Man übergab dem Erfinder nun eine Cassenanweisung von bedeutendem Werthe zur Nachbildung. Der Erfinder kehrte bald zurück, legte eine Anzahl nachgemachter Cassenanweisungen von demselben Betrage auf den Tisch und forderte die Anwesenden auf, die ächte Cassenanweisung, welche sich unter den nachgemachten befände, herauszusuchen, ohne daß man dieselben gegen das Licht halte. Die Anwesenden fanden keinen Unterschied unter den auf dem Tische liegenden Cassenanweisungen. Bei der Gefährlichkeit, welche diese Erfindung für das staatl. und gesellschaftliche Leben in sich schließt, da sie von der Art ist, daß eine gänzliche Umgestaltung in Bezug auf Papiergeld, Urkunden u. s. w. sich als eine Nothwendigkeit herausstellen würde, glaubt man, daß sich die Regierung veranlaßt finden könnte, die gefährdrohende Erfindung dem Erfinder abzukaufen, damit jedem Mißbrauche dieser Erfindung vorgebeugt werde. Es handelt sich nur darum, zu untersuchen, ob die bezeichnete Erfindung für andere Zwecke, welche jede Beeinträchtigung ausschließen, unter strengster Beaufsichtigung von Seiten des Staates in Anwendung zu bringen sei. —

(Eine neue Opernvorstellung.) In den zwanziger Jahren, zur Zeit als die politischen Unruhen in Italien den höchsten Grad erreicht hatten (erzählt Franz Wallner in seinem schon mehrmals erwähnten Buche), war Graf R. in Mailand Garisons-Chef und Militair-Commandant, ein Mann von erprobter Tapferkeit und eisernem Muth und dem schwierigen Posten, dem er vorstand, vollkommen gewachsen. Ganz Italien glich damals dem Boden seiner Vulkane, jeder Tag brachte neue Nachrichten von blutigen und grausamen Excessen und war hier eine Emeute im Keime erstickt, dort mit Gewalt unterdrückt, so tauchten dafür zehn andere Empörungsversuche auf und die Gährung stieg mit jedem Tage. So standen die Dinge als dem General einst in der Frühstunde ein Mann gemeldet wurde, welcher in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit eine geheime Audienz von ihm verlangte, die ihm auch gewährt wurde. Nach langer Einleitung und Unterhandlung um eine bedeutende Belohnung und Straßlosigkeit entdeckte der Italiener dem General den Plan zu einer mit teuflischer Schlaueit angelegten Verschwörung gegen das Leben sämtlicher Offiziere in Mailand, welche binnen Kurzem zum Ausbruche kommen würde. In einigen Tagen sollte nämlich eine neue Oper in der Scala zur Aufführung kommen und während der Darstellung sollte jeder der Verschworenen sich an einen Offizier drängen und denselben erdolchen; eine Anzahl der Verschwörer sollte ferner die Loge des Generals stürmen und ihn ebenfalls ums Leben bringen, worauf es nach dem wohlberechneten Plane der Empörer ein Leichtes gewesen wäre, sich der ihrer Häupter beraubten Mannschaft zu bemächtigen.

Mit schnellem Blicke übersah der unerschrockene Krieger das Bedrohliche seiner Lage und traf dagegen eben so kühne als originelle Maßregeln.

Der Angeber wurde zur Verhinderung jeder Verrätherei vor der Hand festgehalten und der General traf im Stillen, aber um so sicherer seine Anordnungen.

Eine neue Oper ist in ganz Italien, namentlich aber in Mailand, ein sehnlich erwartetes Ereigniß und an solchen Tagen sind die weiten Räume der prächtigen Scala noch viel zu klein, um die Masse der neugierig zuströmenden Menge zu fassen. So auch am 12. März 18 . . . Der ungeheure Saal war bis zum Erstickten gefüllt, wenn auch sonderbarer Weise nicht ein Offizier im Parterre, dem gewöhnlichen Sammelplatze derselben, sichtbar war. Festlich geschmückte Damen zierten die Logen; nur eine derselben, die größte und für den commandirenden General bestimmte, stand noch leer, wenn auch festlich erleuchtet. Immer näher rückte die Minute des Anfanges; die Orchestermitglieder stimmten ihre Instrumente; ungeduldiges und neugieriges Gemurmel durchtönte die Räume, aber nirgends zeigte sich auch nur die leiseste Spur irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses.

Da rollt plötzlich der Vorhang auf und ein seltsames, unexpectirtes Schauspiel stellt sich den erstaunten Blicken dar.

Der ganze colossale Raum der Bühne war mit Soldaten

bedeckt, die erste Reihe kniend, die hintere in aufsteigender Erhöhung, — die Mündungen der Feuerröhre schußfertig gegen das Publicum angeschlagen — starr und unbeweglich. Man denke sich die Wirkung dieser sonderbaren Decoration; die Nichtunterrichteten, erstaunt über diesen Anblick, von dem sie nicht wußten, ob er vielleicht zur Oper gehöre und diese ungewöhnlicher Weise ohne Duvertüre beginne, die Verschwornen, das Rechte ahnend — mit panischem Schrecken das wunderbare Tableau anstarrend.

Nach einer kurzen Pause trat der General mit seinem Generalstabe in glänzender Galauniform in seine Loge und rief mit gewaltiger Stimme in das Parterre: „meine Herren, ich kenne genau die mörderische Absicht, die Sie heute hierher geführt hat. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um Ihr schändliches Vorhaben zu Nichte zu machen. In diesem Augenblicke werden die Wohnungen der Verschwornen, welche mir alle genau bekannt sind, durchsucht; die Straßen Mailands sind mit Ketten gesperrt und mit Kanonen besetzt und das gesammte Militair steht, meines Winkes gewärtig, unter den Waffen. Bei der geringsten Bewegung lasse ich augenblicklich Feuer in das Parterre geben. — Entfernen Sie sich langsam durch die Mittelthüre, jedoch nur paarweise; jeder Versuch sich durchzubringen, wird streng geahndet werden. Die übrigen Ausgänge sind geschlossen. Nur Ergebung in Ihr Schicksal kann dasselbe mildern.“

Die erschreckten und eingeschüchternen Mordelüste mußten sich diese Vorschrift gefallen lassen; nur zwei und zwei durften auf einmal die Schwelle überschreiten. Alle wurden durchsucht und die, bei welchen sich Waffen fanden, sogleich festgehalten. Diese Durchsuchung im Opernhause dauerte über vierzig Stunden. In dem geleerten Schauspielhaus fanden sich über hundert weggeworfene Dolche.

Die eingeleitete strenge Nachforschung unterdrückte die letzten Zuckungen dieser Verschwörung und so rettete die kräftige Besonnenheit des würdigen Generals das Leben von hundert tapfern Kriegeren und die Ruhe Mailands.

Generalcorrespondenz.

In Berlin ist plötzlich der bekannte Commissionsrath Cerk, der Director des Königl. Theaters, in seinem 74. Jahre gestorben. Wahrscheinlich stehen nun dieser Bühne große Veränderungen bevor. —

In Dresden ist ein Verein von Musikfreunden zusammengetreten, der im Winter eine Anzahl von Concerten ganz ähnlich denen geben will, wie wir sie in unsern Abonnements-Concerten in Leipzig haben. Sie heißen ebenfalls Abonnements-Concerte und werden von Ferd. Hiller und Rob. Schumann geleitet. —

Menzel wagt in seinem Literaturblatte bei Gelegenheit der Besprechung der „Pariser Bilder“ folgendes unverantwortliche

Urtheil über einen deutschen Componisten auszusprechen, dessen Namen er nicht nennt, den er aber deutlich genug bezeichnet: „Eine Menge Stücke“, sagt er, „namentlich Opern, sind (in Paris) ohne alles Verdienst durch bezahltes Lob berühmt geworden und daß das Publikum es sich gefallen ließ, ist ein sicherer Beweis dafür, daß es schon abgestumpft ist. Der Kenner, der Enthusiast für das Schöne verzweifelt und bleibt aus dem Theater weg, das übrige Publikum folgt blind der Mode. Ein jüdischer Componist, den das Glück schon von Geburt an mit großen Geldmitteln ausgestattet, bestach die Theater durch bedeutende Geldsummen, seine mittelmäßigen Opern glänzend aufzuführen, beklatschen und in allen Journalen loben zu lassen. Diese Speculation gelang ihm so vollkommen, daß er nachher die bei der Bestechung aufs Spiel gesetzten Summen durch die vielen Aufführungen reichlich wieder gewann und jetzt als ein seelenloser Kunststückmacher und Compiler ohne einen Funken von wahren musikalischen Gefühl unter den größten Componisten des Jahrhunderts glänzt.“ —

Ein junger Engländer, Speer, hat im Juli dieses Jahres mit drei kühnen Führern zuerst das Wetterhorn im Berner Oberlande bestiegen, dabei aber Gefahren bestanden und Wagnisse ausgeführt, bei denen es den ruhigen Leser der Beschreibung schauernd überläuft. Wir wollen nur eins derselben erwähnen. Als die Gesellschaft sich auf dem Rückwege befand, mußte man an einer perpendicularen Schneewand rückwärts, wie auf einer Leiter, herabsteigen. Als man unten glücklich angekommen war, wich plötzlich der Boden, auf dem man stand, dicker Schnee, und zeigte nun einen Riß, der etwa vier Ellen breit war und sich in unermessbarer Tiefe hinabzog, während der entgegengesetzte Rand desselben wenigstens zwanzig Fuß niedriger war als der, auf welchem man stand. Dieses Hinderniß schien unübersteiglich zu sein und selbst die Führer wußten nicht, was sie beginnen sollten. Sie hingen alle da an einer hohen Schneewand, an die sie sich mit dem Rücken anlehnen mußten, um wenigstens einigen Halt zu haben, und dicht vor ihnen gähnte der grauenhafte Abgrund; der erste Führer wagte indeß endlich den gefährlichen Versuch, über die Tiefe mit einem Sprunge hinwegzusetzen, und er kam wohlbehalten unten an dem andern Rande an. Die übrigen nahmen darauf ihren Muth zusammen, den die Verzweiflung stärkte, und einer nach dem andern sprang über den bodentosen, vier Fuß breiten Schlund hinweg an das zwanzig Fuß tiefere jenseitige Ufer hinüber. Ein falscher Tritt hätte sie unfehlbar in die Tiefe gestürzt und zerschmettert. —

Die Einsammlungen für Hahnemanns projectirtes Denkmäl in Göthen werden immer noch durch das dafür bestehende Comité rüstig betrieben und es kommt die Redaction dem an sie gelangten Wunsche, die unterstützungswürdige Angelegenheit in ihrer Zeitschrift von Neuem zu erwähnen, gern nach.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 49.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Des Helden Liebe.

Eine historische Novelle von Rosa.

(Fortsetzung.)

2.

Ich führe meine Leserinnen in das glänzende Gemach eines der schönsten Paläste Wilna's. Reicher Damast schmückte die Wände, deren goldgerahmte Gemälde eines Tiziano und Correggio genugsam bekunden, daß der Eigenthümer dieses Palastes eben so viel Geschmack als Reichthum besitze. Ein Gemach ist dies, wo Eleganz sich mit dem Luxus eint, um der Schönheit eine liebliche Heimat zu schaffen, damit sie darin nur süßen Träumen und seligen Entzückungen nachhänge.

Und in der That schön ist Hedwig, die Tochter des Marschalls von Litthauen, sie, die Rose der Polenmädchen, ein Ideal, würdig, einen Titian zu seinem schönsten Werke zu begeistern, — dort sitzt sie, zurückgelehnt auf die sammetnen Kissen eines golddurchwirkten Sophas, ihre bezaubernde Gestalt umschlossen von einer pelzverbrämten Tunika, unter welcher ein weites Gewand aus Persiens kostbarem Seidenstoffe zu den niedrigsten Füßchen herabfloß, — die dunkeln, glänzenden Haarflechten von einem leichten Goldneze umhüllt, und ihr schönes Angesicht durchleuchtet von einer milden Glut, angefaßt durch die Sonette des göttlichen Petrarca, welche sie leicht in ihren Händen hält. Lieft sie oder wandern ihre Gedanken zu ihm,

dem sie alle Gefühle ihres jugendlichen Herzens gewidmet hat? — Wer kann es sagen? —

Das Buch entsinkt ihrer Hand und schnell erhebt sie sich von den Polstern und horcht, denn Fußtritte vernimmt sie und das Geklirr von Sporen. Die Thür geht auf und herein tritt ein Offizier in polnischer Nationaltracht.

„Darf ich Glück wünschen, Fräulein Hedwig, zur Verlobung?“

„Mit Hippolyt? nein.“

„Das Gerücht davon ist also doch zu Deinen Ohren schon gedrungen?“

„Wie sollte es nicht? Sein Vater hat um meine Hand angehalten.“

„Wird Dich Dein Vater zu dieser Verbindung nicht zwingen, theure Freundin?“

„Zwingen? — nie. Mein gütiger Vater ist in diesem Punkte zu einsichtsvoll. Jedem Bewerber, für den mein Herz sich nicht entscheidet, darf ich ausschlagen.“

„Die Reichthümer des Hauses Dstrow gestatten es seinen Söhnen einen glänzenden Aufwand zu treiben.“

„Es gehört dazu ein starker Charakter, um Reichthum weise zu nützen. Hippolyt ist ein Thor bei all dem Glanze seines Hauses. Er liebt als Verschwender Prunk und Spielsucht. Mit Schaudern gedenke ich eines Abenteuers, das ihn seine Liebe zum Spiel bestehen ließ. Er erzählte es bei uns, sich damit brü-

stend. Es kann nicht fehlen, daß auch Du es schon aus seinem Munde gehört hast."

"Ich weiß mich dessen nicht zu entsinnen. Sei sei so gut, meine Theure, es wieder zu erzählen."

"Vergangenen Sommer begleitete er seinen Bruder Thomas zum Reichstage nach Warschau. Seine Spielsucht trieb ihn in das berühmte Haus des französischen Bankhalters Butin. Leidenschaftlich, wie Du ihn kennst, verspielt er im Pharo an einem Abende seine ganze Baarschaft und mehrere Pretiosen im Werthe von einigen Tausend Thalern. Ingrimig kehrt er in sein Hotel zurück. Mit Sonnenuntergang des folgenden Tages begiebt er sich wieder in das Spielhaus; ihm folgten Diener, eine schwere eisenbeschlagene Kiste tragend. „Va banque!“ ruft er ein tretend. Der Banquier erblaßte, als wäre der Stab über ihm gebrochen. Verwirrt, mit zitternder Hand zog er zwei Karten. Wunderbar! Die Laune des Glücks warf dem Grafen ein Auge mehr zu. Mit kalter Höflichkeit verneigte er sich gegen den verzweifelnden Franzosen, schloß seine Kiste auf, strich seinen Gewinnst ein und zog mit dem Doppelgewinnste davon. — „Wer hat Ihnen den so bedeutenden Vorschuß geleistet?“ fragte mein Vater erstaunt. — „Vorschuß?“ antwortete Hippolyt lachend. „Die Beutel in der Kiste waren mit Sand gefüllt. Butin spielte falsch, das war bekannt. Sollte ich mir darum ein Gewissen daraus machen, dem Gauner eine Brille aufzusetzen?“ — „Wie leicht hätten Sie aber, einem falschen Spieler gegenüber, verlieren können,“ meinte ich. „Für den Fall,“ entgegnete er, „war gesorgt. Ihn erwürgen und selbst zum dritten Stockwerk hinaus auf das Straßenspflaster mich stürzen, wäre das Werk eines Augenblicks gewesen,“ versetzte der Erzähler grinsend. Wir starrten vor Entsetzen."

"Jugendliche Uebereilung!" sprach Thaddäus, zum Besten kehrend. „Der Ausübung solcher Schandthat ist ein polnischer Edelmann von hoher Geburt unfähig. Wenn die Pulse in seinen Adern langsamer schlagen werden, gieb Acht, so wird er seinen großen Ahnen, sowie seinem edeln Bruder würdig nachzueifern. Wir wollen das Sprüchwort nicht vergessen: „große Gestalten werfen große Schatten."

"Zur Ehre der Menschheit wünsch' ich von Herzen, daß diese Wahrheit auch mit Rücksicht auf Hippolyts Lebenswandel ihre Bestätigung fände," sprach Hedwig mit bedeutungsvollem Ernste.

Thaddäus versuchte dem Gespräche eine andere

Wendung zu geben. „Du kannst stolz sein, Hedwig,“ bemerkte er, „einen der schönsten Jünglinge Polens unter Deinen Freiern zu wissen. Sein Gesicht ist wahrhaft antik, seine Gestalt fürstlich."

"Schimmernde Zufälligkeiten lassen mich das Wesentliche nicht übersehen," versetzte Hedwig. „Nur zu sehr vermissen ich in ihm den Adel der Gesinnung, der sich auch in dem unscheinbarsten Gesichte als Spiegel der Seele ausprägt. Seine Schwestern, meine Freundinnen, haben mir oftmals seine unfreundliche, unbrüderliche Begegnung geklagt. Ein herrischer Bruder kann schwerlich ein liebender Gatte werden."

"Der Ruhm des Hauses Ostrow ist ein europäischer geworden," fuhr Thaddäus fort. „Marschalls Tochter, glaub' mir's, armselig ist der Mann ohne leitende Liebe, ein dürres Pflänzchen auf öder Haide. Hauche Du ihm, Hedwig, als ein zweiter Pygmalion, neuen Lebensodem ein, — Deine Liebe durchglühe sein Herz, — und gieb Acht, — Du weihst ihn zum Helden und das bedrohte Vaterland wird Dich segnend den berühmtesten Frauen zuzählen."

„Grausamer, warum schaffst Du meinem Herzen neue Qualen!" rief Hedwig schmerzdurchzittert. „Welche Wonne für ein schwaches Weib, einem Manne durch Liebe die Weihe eines Helden gegeben zu haben? — Unglückseliges Vaterland, wie sehr bedarfst Du eines Heldenarmes! — nein, Freund! — ergreife Du Johann Sobieski's Schwert! — sein gefeierter Name und der des Thaddäus Kosciusko möge gleich den Dioskuren einst am Himmel unsers Vaterlandes glänzen!"

3.

Der Leser weiß es nun, daß der berühmte Thaddäus Kosciusko der Held unserer Erzählung ist.

Wie unzweideutig die Jungfrau ihre Herzensneigung auch offenbart hatte, Kosciusko, frei von Eitelkeit, hielt das Geständniß seiner Liebe für ein zu großes Wagniß, denn der Augenblick eines solchen Geständnisses schien ihm von Entscheidung für sein ganzes Lebensglück, und der Gedanke an die Möglichkeit von seiner Freundin mißverstanden oder verschmäht zu werden, machte ihn beben. — Was konnte der 24jährige junge Mann der schönen Tochter des reichen Marschalls von Litthauen bieten? — Biedere Gesinnung, einen unbefleckten Namen, ein geistreiches Angesicht, von Frömmigkeit und Patriotismus verklärt — waren es

doch nur Schätze, die in der großen Welt so selten Probe halten!

Kosciusko war damals noch nicht Washingtons Freund, seine Heldenbrust noch nicht geschmückt mit dem Cincinnatusorden. Was er war verdankte er seinen Talenten und der väterlichen Fürsorge des Fürsten Czartoryski. Vorsichtig und ehrenfest in Allem, was er beging und ausführte, wollte er es auch in dem zarten Verhältnisse zu einem schönen Mädchen sein. Daher gedachte er die Gefinnungen seiner Heißgeliebten noch zu prüfen.

Nach überstandnem innern Kampfe das liebeglühende Auge auf die stolze Polenjungfrau gerichtet, sprach er sanft und einschmeichelnd: „Freundlich hast Du stets meine Botschaften empfangen, theure Hedwig! Ich, mein eigener Bote, bringe Dir nun die wichtigste Botschaft. — Soll ich fürchten, daß sie die letzte sei?“

Erröthend senkte Hedwig das Auge. Eine Minute lang sinnend in sich gekehrt, schüttelte sie sanft das Haupt zum Zeichen der Verneinung, zögernd zog Kosciusko ein Briefchen hervor, mit gespannter Aufmerksamkeit achtend auf jede Bewegung der Jungfrau. Diese griff blühschnell danach, wie nach einem lang erwarteten theuern Kleinod. Während ihr Auge über die Adresse: „An Fräulein Hedwig Sosnowski“ hinstreifte, erbrach die Hand das Siegel. Sie entfaltete das Papier: es war — sie traute ihrem Auge nicht — es war — unbeschrieben.

„Wehe mir Arglosen!“ rief sie erbleichend, in der innersten Seele erschüttert, „wehe mir, daß ich in die Hände eines schnöden Spötters gefallen bin, der mein Herz zur Zielscheibe seines Witzes macht!“ Thränen schwammen in ihren Augen; sie nahm ihr mit Seide durchsticktes Tuch, verhüllte ihr Antlitz, mit den weißen Zähnen ihre glühende Unterlippe fassend, als fühlte sie den Biß einer giftigen Natter, und weinte bitterlich.

Und durchdrungen von unnennbar süßem Gefühle sank Kosciusko zu den Füßen der Geliebten und flehete, ihre Kniee umfassend: „Vergebung, Engel! Die Ueberzeugung von Deiner Liebe zu mir konnte ich meinem liebenden Herzen nicht zu theuer erkaufen. Unausprechliche Liebe und das unbezwingbare Gefühl meiner Unbedeutendheit machten lange, ach! lange mein Herz zum blutigen Kampfsplatz: — da gebot Vorsicht einen Waffenstillstand. Die Erklärung meiner Liebe, wenn Du sie verschmähet hättest, wollte ich wenigstens in einen Scherz verwandeln, um mich als-

dann, jedem Uneingeweihten ein Räthsel, in tiefer Einsamkeit nur dem vernichtenden Schmerze hinzugeben.“ — Er hielt der begünstigten Jungfrau einen andern Brief mit den Worten vor: „Empfange hiermit huldvoll das Document meiner unwandelbaren Liebe. Frei von allem Zwange gehe ernstlich mit Deinem Herzen zu Rathe und findest Du es dem meinigen gleichstimmt, dann, Hedwig, würdige mich der Ertheilung einer Antwort.“

„Wie Du mir, so ich Dir!“ erwiderte die Jungfrau, milde schollend, und wies das Brieflein lächelnd zurück. „Morgen schicke mir Dein Schreiben durch einen Boten. Nach achttägiger Frist werde ich Dir darauf antworten. In 14 Tagen ist mein Vater aus Warschau heimgekehrt; dem muß ich mich anvertrauen. Und nun, mein lieber Kosciusko, werde ich einen Imbiß auftragen lassen: — einen stattlichen Birkhahn, der unlängst in meiner Küche eingetroffen und hoffentlich auch Dir munden wird.“

Sie reichte abgehend dem Geliebten ihre Hand. Ein glühendes Feuer durchflog seine Adern bei dieser Berührung und mit Inbrunst drückte er sie an die Lippen.

4.

„Ignaz, ich verwette Flinte, Jagdtasche und diesen meinen Hengst, wenn jener Mensch, der uns entgegenkommt, nicht Jean, Kosciuskos sauberer Bursche, ist.“

„Sie haben ein Falkenauge, gnädiger Herr,“ erwiderte der Schmeichler.

„Der kommt uns eben recht in den Bursch,“ fuhr Hippolyt fort, „sprich, was fangen wir mit ihm an?“

„Ich dünke für sein loses Maul von wegen Ihrer Jagdgeschicklichkeit, Herr Graf, wäre ihm eine kleine Züchtigung ganz dienlich.“

„Du hast Recht, Ignaz, wir züchtigen den frechen Schwäger. Ich möchte ihm ein Pröbchen von meiner Schützenkunst beibringen. Die Gelegenheit dazu könnte nicht erwünschter kommen. Siehst Du das Adlernest dort auf der Föhre?“

„Zu Befehl, Herr Graf! ich sehe es. Wie zornig die Alten es umkreisen!“ —

Nichts Arges ahnend, nahete das Opfer der Bosheit. Die Reiter hielten ihre schnaubenden Rosse an.

„Woher des Weges, naseweiser Mensch?“ rief Hippolyt den treuen Diener an, sich umsonst bemühend, seine innere Aufwallung zu dämpfen.

„Um den Auftrag meines Herrn zu vollführen, kehre ich zu ihm zurück.“

„Eine feine superkluge Antwort!“ fuhr ergrimmt der Graf fort. „In der Schule Deines weisen Herrn scheinst Du unverschämt genug geworden zu sein.“

„Ich preise die Vorsehung, die mir in dem Besitze meines Herrn das höchste Glück meines Lebens beschieden hat,“ war Jeans Antwort.

„So, so! das heißt, Dein Herr ist das Ideal menschlicher Vollkommenheit und alle andere Menschenkinder sind arme Schwächer gegen ihn; — nicht? Grobian? — doch Du hast meine Frage unvollständig beantwortet, Bursche!“ —

„Verzeihung, gnädiger Herr Graf! ich glaube Niemand außer meinem Herrn Antwort schuldig zu sein. Verschwiegenheit im Dienste ist mir eine heilige Pflicht.“ —

„Alle Heiligen, die Galle geht mir über, wenn ich so freche Reden in Gegenwart meines Herrn höre,“ rief Ignaz affectirend und versetzte Kosciuskos treuem Diener einen derben Backenstreich.

„Speichellecker, Schurke!“ rief Jean auffahrend, „warum mißhandelst Du mich? was hab' ich Dir zu Leide gethan?“ und er vergalt Gleiches mit Gleichem.

Wüthend faßten sich die Diener und hielten einen Augenblick das Gleichgewicht.

„Halt ihn, Ignaz!“ schrie der Graf, „wir wollen den Schurken schon kriegen.“

Er zog einen Strick aus der Jagdtasche und warf den Gegner mittels einer Schlinge zu Boden. Darauf wurden dem Aermsten Beine und Hände gebunden und seine Taschen durchsucht, in deren einer ein versiegeltes Briefchen mit der Aufschrift: „Herrn Major Th. Kosciusko“ sich vorfand.

„Bei allen Göttern, ich erkenne die Hand Hedwigs!“ rief Hippolyt ingrimmig aus. „Wahrhaftig, ich irre nicht! — hier — in dem Siegel die Anfangsbuchstaben — H. S. Ja, sie hat mich verschmähet; jetzt erst fällt mir's wie Schuppen von den Augen; — der winzige Lump, der Herr von Habenichts, hat mich ausgestochen. O Schmach und Schimpf! — daß gleich die Erde mich verschlänge! — Und dieser Schurke steht mit in dem gegen mich geschmiedeten Complot und affectirt für ein gutes Trinkgeld ergebene Treue! — will Dir den verdienten Lohn wohl geben lassen! — Ignaz, nimm den Rehfuß, fühle Dein Mütchen an diesem verflochten Lügner und zähl' ihm ein halbes

Schock aus dem Pfeffer auf! Unterdessen werd' ich den Inhalt des Briefes erforschen.“

Begierig erbrach er den Brief und setzte vor sich hin mit Bitterkeit hinzu: „Ach, möchte doch mein armes Herz dabei nicht schmelzen wie der Schnee in der Frühlingssonne!“ Hastig warf er das rollende Auge hinein. Aber — o Wunder! — so oft er den Brief auch drehen mochte, er blieb ihm unleserlich, unerklärbar. Die widersprechendsten Leidenschaften durchtobten seine Sinne dermaßen, daß er die Möglichkeit übersah, die üblichen Schriftzeichen auf eine Geheimschrift anzuwenden. Hedwig hatte sich der Schifferkunst zu ihrem Brieflein bedient, von welcher sie wußte, daß Kosciusko mit ihr vertraut sei.

Nachdem Hippolyt die sonderbare Schrift lange Zeit betrachtet hatte, schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er schüttelte das Haupt und murmelte: „Die Schrift entbehrt des Sinnes; — gewiß nur eine fein erfundene Hinweisung darauf, daß der Liebesantrag des Thoren von gleicher Beschaffenheit gewesen. — Mein Spiel wäre also noch nicht verloren. Wohlan, zu ihr hin, um mir Ueberzeugung zu verschaffen! — Kost' es, was es wolle, ich will ihn ausstechen — oder vernichten!“

Er steckte den Brief ein. „Halt an, Ignaz!“ rief er seinem Gesellen zu: „wie viel hast Du ihm aufgetrumpft?“ —

„Nur die größere Hälfte der ihm zudictirten Anzahl Schläge, mein gnädigster Herr,“ antwortete der Diener.

„Genug, nimm dafür diesen Rubel hin!“ unterbrach ihn jener. „Und Du, elender Wicht, — diesen Brief zur weiteren Beförderung! — Ignaz, bind' ihn los und gib ihn frei! — Damit Du aber einen bessern Begriff von meiner Schützenkunst erhältst, so befehle ich Dir, bei Strafe meines höchsten Bornes, diese Fichte hier zu erklettern und aus dem Neste die junge Brut zu holen.“

„Erbarmen, gnädiger Herr, Erbarmen!“ jammerte Jean, „die Alten umkreisen ja das Nest; sie lassen es lebendig mich nicht erreichen.“

„Ich schieße Dich zum Krüppel, Unverschämter!“ schrie Hippolyt dagegen, „wenn Du nur noch einen Augenblick anstehst, meinen Befehl zu vollstrecken!“

Der unglückliche Diener gehorchte mit sträubendem Haare, den Rock ablegend. Je höher er kam, je näher dem Horste, desto wilder umschwärmten ihn unter gräßlichem, weit den Forst durchschallendem Ge-

schrei die wuthschnaubenden Raubvögel. Schon strömte das Blut aus seinen zerfetzten Armen, womit er ohnmächtig gegen die wüthigen Anfälle der Bestien sich wehrte. Fort und fort versuchten sie durch die Kraft ihrer mächtigen Schwingen ihn hinabzuschleudern und stießen oft so grimmig zusammen, daß sie, wie vom Blitz getroffen, fast zur Erde niedertaumelten. Jetzt, auf funfzehn Fuß vom Neste, schickte sich der weibliche Adler an, seine eisernen Fänge in den Rücken des unglücklichen Jean zu schlagen, — da ertönte ein Schuß, und tödtlich getroffen schwebte der Vogel langsam zur Erde herab, den nahen Tod vergeblich mit seinen entseßlichen Fängen bekämpfend.

Das Geschloß war von geübter sicherer Hand geführt worden; das mußte der Gemüthhandelte wohl anerkennen, denn trotz der gefährlichsten Lage von der Welt, in der Schwebe zwischen zwiefachem Tode, fühlte er nur zwei Schrotkörner in seinen rechten Oberarm eindringen. Indessen vermehrten diese seine Schmerzen nicht, und so gelang es ihm, da der männliche Adler, durch den Schuß erschreckt, den Kampfsplatz geräumt hatte, sein Ziel zu erreichen. Er nahm die Brut, zwei junge Adler, aus dem großen Neste und stieg ermattet herab.

„Meine Schützenkunst wird hoffentlich durch Leute von Deinem Gelichter nicht ferner in Verruf kommen,“ höhnte der Graf, schwang sich in den Sattel und ritt, von seinem Diener gefolgt, davon.

5.

„Du hast mich verschmäht, sprödes Mädchen! aber ich hoffe auf bessere Zeiten, Hedwig!“

„Wahre Liebe, die uns das Irdische vergessen läßt, indem sie uns die Pforte des Himmels aufschließt, — wahre Liebe feiert ihre Geburtsstunde mit ihrer Zwillingsschwester Gegenliebe. Flüchtige Leidenschaften vergehen, wie wenn ein Flämmchen von einem Strohalm genährt, augenblicklich auflobert. Wird die Liebe aber zum Deckmantel der Eitelkeit und des Stolzes, dann — dann bleibt das Herz marmorhart.“

„Mädchen, bedenke, daß die Handlungsweise eines Ostrowski weder Eitelkeit noch Stolz leiten können. O wenn Du wüßtest, wie mein Herz in reiner Liebe für Dich glühet, Mädchen, Du hättest Erbarmen mit mir.“ —

„Laß uns Freunde bleiben, Hippolyt,“ entgegnete Hedwig, ihm gutmüthig die Hand bietend, „unsere

Herzen sind für einander nicht geschaffen. Du weißt, Liebe läßt sich nicht erbitten.“

„So lässest Du mich, einen Sproß des Hauses Ostrow, mit schöner Gleichgiltigkeit ersterben? Bedenke, Hedwig, wen Du von Dir stößt!“ —

„Ermanne Dich, Hippolyt! reich ist Polen, unser Vaterland, an schönen Blumen und Töchtern. Suche, was für Dich gewachsen ist.“

Stürmischer sprach Hippolyt: „Leidig ist Dein Trost. Dich hab' ich gesucht, Dich mir erkoren, — und ich lasse nicht ab von Dir, Hedwig!“

Jeden Augenblick wurde die Lage der Jungfrau bedenklicher. Es schien ihr gerathen, dem Zudringlichen, um ihn in gebührender Entfernung zu halten, unumwunden den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten. Darum versetzte sie würdevoll und mit ernstem Nachdruck: „Wisse, Hippolyt, auch mein Herz hat gewählt und entschieden und wird durch Gegenliebe des Würdigsten der Männer beglückt.“

„Ich hoffe, daß jener würdige Mann,“ entgegnete spöttisch der Graf, „mich an Reichthum, Ehre und Abnentugenden nicht überstrahlen werde.“ —

„Er hält Schätze, gleich mir, für etwas Zufälliges,“ sprach die Jungfrau mit bestimmt abgemessenem Tone. „Ost trifft das Glück gerade den Unwürdigen, und daher mühet er sich eben so wenig ab in dem Streben nach ihrem Besitz. Aber im Heiligthume der Ehre und der Tugend, da weilt er vor Allem gern und kann mit einem Grafen um die Wette stolz sein auf seine Ahnenprobe.“

„Mädchen, ich rieche Kezerei!“ rief Hippolyt mit Blutrosen im Antlitz, „es giebt einen niedern und hohen Adel im Polenlande, und der verhält sich — wie Wasser zu Wein. Ich will zum Schurken werden, wenn Du nicht von Kosciusko als Deinem arkadischen Schäfer träumst.“ —

„Warum soll ich's Dir verleugnen?“ entgegnete die Jungfrau, „da ich mich seiner Liebe so von ganzer Seele freue und stolz darauf bin.“

„O daß ich taub, daß ich wahnsinnig geworden wäre, ehe dieses Dein Geständniß mein Ohr berührte! Was bleibt mir jetzt noch übrig, als Rache, tödtliche Rache für schöne Verschmähung! — Ich will mich aufmachen, will Deinem Vater entgegen! — hören soll er, wie ein Nichtswürdiger seine edle Tochter, den Stolz Polens, die Erbin seiner Macht und Ehre, so schändlich berückt hat.“

„Der Lohn der Verläumdung wird Deinen Fuß-

tapfen folgen!" versetzte das Mädchen in gerechtem Zorn.

„So will ich selbst Dich der Schande preisgeben!" rief der Wüthende, sprang in wilder Aufregung auf, stürzte auf die zitternde Jungfrau zu und umfing sie mit seinen ausgebreiteten Armen. „Zehnfach komme Lucretias Schmach über Dich, daß Scham und Verzweiflung, als Geier an Deinem Herzen nagend, Dich erwürgen!" —

(Beschluss folgt.)

Miscellen.

(Ruge über Paris.) Das längst erwartete Buch von Ruge über Paris ist endlich unter dem Titel: „Zwei Jahre in Paris" in Leipzig erschienen, wird aber schwerlich, so viel des Wichtigsten und Interessantesten es auch enthält, von vielen Damen gelesen werden; wir suchen ihnen deshalb Einzelnes daraus aus. „In Deutschland stellt man sich vor, die Franzosen hätten keinen Sinn für die Familie und liebten ihre Kinder nicht. Ganz das Gegentheil wird man überall finden. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt. Es liegt in der Sitte, ihnen alles Mögliche einzuräumen. Sie nehmen die schönsten Plätze in den öffentlichen Gärten ein, namentlich im Palais Royal und in dem Tuileriengarten. Allerliebste Spiele hat man ihnen erfunden, so einfach und so sinnreich zugleich, daß man sich wundern muß, sie nicht sogleich überall nachgeahmt zu finden. Ein ganz neues Schauspiel für den Fremden sind die Tänze dieser kleinen Gesellschaft, die sie in den Promenaden der öffentlichen Gärten mit lautem Gesange ausführen und wozu sich bekannte und unbekannt ohne Weiteres zusammenthun." — „Es passiert irgend einem Menschen ein Mißgeschick, so sind sogleich eine Menge hilfreicher Hände da und sehr uneigennützig, ja mit Aufopferung helfen sie aus. Ein Freund erzählte mir, er sei im Regen auf dem Boulevard gegangen und habe gesehen, wie von der einen Seite ein Mann mit einem großen Spiegel und von der anderen ein Mädchen mit vorgehaltenem Schirme zusammenstießen. Die Spitze des Schirmes fuhr in den Spiegel; der Spiegel sprang in Stücke. Wer sollte ihn bezahlen? Der Träger erklärte, er müsse sich an das Mädchen halten; das Mädchen weinte, denn es konnte die Summe nicht bezahlen. Sogleich trat einer der Umstehenden auf, zog seinen Hut und sammelte. Es waren im Regen und zu Fuße keine Vornehmen und Reichen zugegen, dennoch kam die Summe im Nu zusammen." — „Die Banditenmärchen und die Angst in Paris betrogen zu werden, ebenso die Verfälschungsgeschichten sind meist sehr übertrieben und größtentheils — erfunden. In dem Nachwinter von 1845 füllten sich die Journale mit Straßenräubergeschichten, aber wenige derselben haben sich bestätigt. Ein Fall aber verdient erwähnt zu werden. Eines Abends bei Regenwetter hatte sich eine alte Frau hinter einen Baum in den elysäischen Feldern in Schuß

begeben. Es war finster und spät. Ganz nahe bei ihrem Baume, sie erkennt die Gesichtszüge, halten zwei Männer einen dritten an und verlangen seine Börse. Er hat nur ein Fünffrankstück, das giebt er willig hin. Aber das ist den Räubern nicht genug und sie beschließen, ihn zu morden und den Leichnam in die Morgue zu tragen, wo sie dafür zwei Fünffrancsthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um sein Leben; sie hören nicht und ermorden ihn grausam zu den Füßen der Alten, die in Todesangst und regungslos dasitzt. Kaum sind die Männer mit dem Todten fort, so eilt sie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt sie mit in die Morgue und scharft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie die Mörder erkannte. Zugleich hatte er für Zeugen gesorgt. Im Laufe des Morgens erschienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählten, wo sie dieselbe gefunden hätten und verlangen ihre zwei Thaler. — „Allerdings," sagt der Beamte, „die kommen Euch zu und da habt Ihr sie," und er legt einen Thaler auf den Tisch. Die Mörder bemerken, sie bekämen zwei. „Ja, diesen Thaler und jenen, den Ihr bei ihm gefunden habt." Die Räuber erschrecken, vertieren den Kopf und fallen, Gnade bittend, vor ihm nieder. — Diese Scene und die Morgue dazu, man kann sich nichts denken, das schauerlicher wäre.

(Weihnachten in England.) Man mag ein noch so schlimmer Heide sein, so sagt Benezey in seinem vortrefflichen „England" (3 Bde. Leipzig 1845.) wenn die Christzeit kommt, wachen so viele, so liebe, so schöne Erinnerungen wieder auf, daß man unwillkürlich fromm und gut gestimmt wird. In England hat aber die Christzeit einen andern Charakter. Am Christabend besuchte ich einen Freund. Es war viel Leben in den Straßen, ein Marktleben, aber es galt nicht den Kindern, sondern den Großen. Die Christfreuden beginnen in London mit einer Ausstellung — fetter Ochsen. Was mir am Christabende vor Allem und bis jetzt nie so sehr aufgefallen, waren die prunkenden Fleischertaben. In Deutschland ist es Spielzeug, Zuckerwerk, Kuchen für die Kinder; in Frankreich zu Neujahr Glitter, Bonbons, Spielsäckchen für Groß und Klein; in England — colossale Plumppuddings und Roastbeefs für die gesunden Mägen von Mann und Weib. Die Fleischertaben spielen daher eine Hauptrolle am Christabende. Das blutrothe Fleisch ist aufs Künstlichste mit Blumen und Arabesken verziert, Feuermassen von Gaslichtern spiegeln sich in dem gesunden Fette, in der glänzenden Fleischmasse ab. Es ist eine Augenweide — für Zahn und Magen. Da steht an einem Laden „Look and admire, but touch not. A wonder, 12 years old." Was mag das sein? „Schau und bewundere, aber rühr's nicht an! Ein Wunder, 12 Jahr alt." Etwa ein Wunderkind? Nein, ein Wunder — englischer Kunst- und Genußauffassung, ein — Kaninchen, das fast so groß war als ein Schaf und das, mit Blumen und Bändern geschmückt, Herz und Nieren kunstgerecht ausgelegt, in der Thüre eines

Fleischertadens hing. — In Paris spreizen sich die Läden nur mit Luxus, mit Goldschmuck, Shawts und sonstigem Ueberfluß; selbst die Eßladen stellen nur Luxuspeisen aus. Ich konnte mich in England des Christfestes gar nicht recht freuen. Der Arme in Deutschland bringt doch wenigstens einen Schimmer von Christlust in seine Hütte, diese Poesie kommt ihm zu Hilfe und läßt ihn auf Augenblicke seine Noth vergessen. In den englischen Familiegebräuchen der Christtag zu einem lustigen Feste Veranlassung. In der Mitte des Zimmers wird nämlich ein grüner Mistelzweig, oft unter dem Kronleuchter, aufgehängt. Nachdem Bahn und Magen sich an Roastbeef und Plumpudding Genüge gethan, wird dann getanzt, und gelingt es dem Tänzer, seine Tänzerin unter den Mistelzweig zu bringen, so hat er das Recht, sie zu küssen. Der Mistelzweig und sein tolles Recht sollen noch aus der heidnisch lustigen Zeit der Druiden herrühren. Unser Christbaum ist vielleicht ebenso ehrwürdigen Alters.

(Der alte braune Rock.) Capitain Marryat (der sich, beiläufig gesagt, jetzt in Deutschland befindet) schildert in einem der neuen englischen Taschenbücher einen ächten Amerikaner, den er auf einem Schiffe traf: „Sie sehen wohl nichts Besonderes daran?“ sagte derselbe zu mir, indem er mir den Aermelausschlag eines alten Rockes vorhielt. „Und doch war dieser Rock die Ursache, daß ich mich jetzt recht wohl in der Welt befinde. Nicht wahr, Frau?“ wendete er sich an eine junge Frau, die neben ihm stand. „Ich werde Ihnen meine Geschichte erzählen. Ich versuchte es zuerst mit Handels speculationen und verlor viel Geld; dann wurde ich Advocat, aber es ging auch nicht. Auch mit der Landwirtschaft hatte ich kein Glück und ich ging zu Schiffe, aber das Schiff scheiterte und ich verlor wiederum Hab und Gut. Als ich nach New-York zurückgekommen war, trieb ich eine Zeit lang nichts, wobei ich zwar nicht viel verlor, aber auch nichts gewann; ich begab mich also nach Südamerika zu Bolivar und focht drei Jahre mit ihm. Er war ein tüchtiger Offizier, hatte aber einen großen Fehler, den, er bezahlte seine Soldaten nicht. Das bekam ich überdrüssig und kehrte ohne einen Cent in der Tasche nach Washington zurück. Hier begegnete ich einem Schneider, den ich sonst gekannt hatte und der die Bemerkung machte, daß mein Rock ziemlich abgeschabt aussähe und daß ich mich in demselben nirgends zeigen könnte. Es wäre am nächsten Tage ein großer Ball bei L., wo der Präsident erschiene. Ob er mich gleich nicht bewegen konnte, einen neuen Rock von ihm zu kaufen, so ließ ich mich doch hereden, einen Sammet-Fragen und neue Metallknöpfe auf den alten machen zu lassen. Sobald ich ihn so verbessert zurück erhalten, ging ich zu L. und gab meine Karte ab, aber trotzdem hatte ich nach zwei Stunden noch keine Einladung zum Balle. Ich ging deshalb gegen fünf Uhr noch einmal hin, gab noch eine Karte ab und sagte dem Regier, ich hätte keine Einladung erhalten, es wäre wahrscheinlich ein Versehen vorgekommen. So erhielt ich eine

Einladung und ich ging auf den Ball in dem neugemachten alten Rocke. Lange stand ich an der Thüre, ohne einen Bekannten zu sehen. „So geht's nicht,“ dachte ich bei mir; „Du mußt Dich rühren.“ In meiner Nähe stand eine junge Dame, deren Namen ich gehört hatte. Ich trat zu ihr, behandelte sie als kenne ich sie lange und klagte, daß sie mich vergessen habe. Da ich meiner Sache ganz gewiß zu sein schien, so gab sie endlich unsre Bekanntschaft zu und wir wurden bald recht genau mit einander bekannt. Da fragte ich sie, ob sie die Tochter des Marineministers kenne. Sie bejahete es, ich bat sie, mich ihr vorzustellen, bot ihr den Arm und ging mit ihr zu jener jungen Dame. Während ich mit dieser sprach, zog Jemand meine Begleiterin zum Tanze auf und ich konnte mich nun ganz der Tochter des Ministers widmen. Sie nahm nach einiger Zeit meinen Arm an und wir gingen auf und ab. Dabei fragte ich sie, ob sie die Tochter des Kriegsministers kenne, die eben in unsre Nähe kam. Sie stellte mich dieser Dame vor, ich ging nun mit beiden umher und unterhielt sie so gut, daß sie oft lachten. „Da kommt der Präsident,“ sagte die eine. Und er kam gerade auf die Mädchen zu, die ihn fragten, ob er mich noch kenne und meinen Namen nannten. Ich fiel sogleich ein, daß er meinen Namen wohl vergessen haben würde, da ich drei Jahre bei Bolivar gewesen. Der Präsident verbeugte sich und ich merkte ihm an, wie gelegen ich ihm kam, da er Manches über Bolivar wissen zu wollen schien. Er trat auch wirklich mit mir bei Seite und legte mir viele Fragen vor. Ich konnte sie zwar nicht beantworten, es war aber auch nicht nöthig, da er die Antworten immer selbst gab und nur hinzusetzte: „habe ich nicht Recht?“ Das bejahete ich stets und deshalb schien ich ihm zu gefallen. Unser Gespräch dauerte wohl eine halbe Stunde und die ganze Gesellschaft wunderte sich, wer der Mann sei, mit welchem der Präsident sich so angelegentlich unterhalte. Zuletzt forderte er mich auf, ihn zu besuchen. Jetzt, dachte ich, bin ich auf dem besten Wege, denn aller Augen waren auf mich gerichtet. Ich war Arm in Arm mit den Töchtern zweier Minister gegangen und hatte mit dem Präsidenten gesprochen im Beisein der besten Gesellschaft von Washington. Ich konnte mir deshalb am nächsten Tage recht wohl einen neuen Anzug bestellen, schwur mir aber, dankbar gegen den alten Rock zu sein. Am andern Tage kamen von allen Seiten Anerbietungen und ich bestellte und kaufte allerlei. Es regnete Karten, denn Alle wollten sich mir empfehlen; ich wurde überallhin eingeladen, da ja der Präsident mein Freund war, wie es hieß. Von diesem Augenblicke an schritt ich immer schneller auf dem Wege des Glückes weiter, ich behauptete aber, daß ich Alles meinem braunen Rocke verdanke. Deshalb habe ich auch den Kusschlag davon aufbewahrt und ich zeige ihn bisweilen meiner Frau, um zu beweisen, wie dankbar ich bin, denn ohne den braunen Rock hätte ich auch meine liebe Frau nicht bekommen. „Aber,“ sagte die Frau, um deren Nacken er seinen Arm gelegt hatte, „der alte braune Rock würde ohne den neuen Kragen und die Knöpfe nichts genügt haben.“ „Aberdings,“ bestätigte der

Mann. „Und auch diese würden Dich nicht weit gebracht haben,“ setzte sie hinzu, „wenn Du nicht unterstützt worden wärest von . . .“ „Von was?“ — „Von einer großen Portion — Unverschämtheit,“ antwortete die Frau, indem sie ihm einen leichten Backenstreich gab.

(Der alte Winterpalast in Petersburg.) Die Zimmerkitten jenes Palastes, den bekanntlich das Feuer 1837 zerstörte, waren wahre Labyrinth und man sagt, daß nicht weniger als 6000 Menschen darin gewohnt haben. Selbst der Minister des kaiserlichen Hauses, der schon zwölf Jahre auf seinem Posten war, soll keine vollständige Kenntniß von allen Theilen des Gebäudes gehabt haben. Wie in den Wäldern der weiten Güterbesitzungen russischer Grundherren sich oft Colonisten ansiedeln, von denen die Eigentümer jahrelang keine Notiz nehmen, so nisteten sich in diesem Palaste manche Ansiedler ein, die nicht als rechtmäßige Bewohner verzeichnet wurden. Die Wächter auf den Dächern des Palastes, die zu verschiedenen Zwecken dort postirt waren, erbauten sich Hütten zwischen den Schornsteinen des Hauses gleich den Sennhütten auf einem Gebirge, holten ihre Frauen und Kinder hinauf, ja hielten sogar Geflügel und Ziegen daselbst, die das Gras des Daches abweideten; es sollen sich hier einmal sogar einige Kühe eingeschlichen haben, welchem Mißbrauche indeß schon vor dem Brande Einhalt gethan worden war. — Das innere Leben jener 6000 Menschen, die unter einem und demselben Dache alle möglichen Formen der Persönlichkeit darstellten, von dem unbedeutendsten Küchen- und Stalljungen bis zu dem allermächtigsten Potentaten, aller dieser eleganten Offiziere, dieser härtigen Kutscher, dieser geschmückten Hofdamen, dieser weißgekleideten Köche, dieser hoch und dürrig besoldeten Beamten, würde zu den interessantesten Darstellungen Stoff genug bieten und man könnte eine eigene Topographie und eine besondere Statistik dieser merkwürdigen Commune schreiben. Doch möchten die Daten dazu schwer zu ertlangen sein.

Generalcorrespondenz.

Als charakteristisch für die Zeit, in welcher wir leben, wenn auch nicht mehr als etwas Auffallendes, erwähnen wir, daß nach einer Ankündigung in den amerikanischen Blättern ein neues Journal unter dem Titel *The American woman* (das amerikanische Weib) erscheinen soll, das ausschließlich von Frauen herausgegeben, geschrieben, gesetzt und gedruckt wird und auch nur für Frauen bestimmt ist. —

Fernando Cortez schrieb nach der Schlacht von Otumba an den König, seinen Herrn: „Durch die Gnade Gottes und die Vermittelung der gebenedeiten Jungfrau Maria, seiner

Mutter, haben wir hunderttausend Mexikaner erschlagen.“ Etwas Aehnliches finden wir in einer offiziellen französischen Correspondenz aus Algier, in welcher es heißt: „Wie schade, daß wir die Araber nicht von dieser Seite angreifen konnten. Wir würden sonst 600 mehr getödtet haben.“ Der Krieg wird allerdings nicht zum Liebkosen geführt, aber offiziell zu dauern, daß nicht mehr Feinde todt auf dem Plage geblieben, ist in unserm Jahrhundert doch etwas stark. —

Wie man versichert, hat Lord Rosse mit seinem Riesentelescop wunderbare Entdeckungen gemacht. Sie scheinen die Topographie dieses Himmelskörpers völlig zu verändern und die Beobachtung des Hevelius zu bestätigen, welche man bisher für einen Traum gehalten hat. Dieser berühmte Astronom des siebzehnten Jahrhunderts wollte nämlich in der Mitte des Mondes und in der Richtung des Meridians desselben einen breiten und tiefen Riß bemerkt haben, durch den hindurch man die Sonne sehen könnte. Diese Thatsache soll, wie man versichert, durch jenes Telescop über allen Zweifel erhoben worden sein. —

In der kleinen Residenz (W.) gab es, wie überall, eine erste (Hof-) Gesellschaft, und außerdem noch eine zweite, dritte u. s. w., welche sich sämmtlich auf den Kasino-Bällen jährlich einige Male vereinigten, auf welchen auch die ganze fürstliche Familie erschien. Da sich aber auch dort diese verschiedenen Gesellschaften von einander ziemlich fern hielten, befahl der Fürst allen Damen seines Hofes mit jedem sie auffordernden Herrn zu tanzen, auch wenn derselbe sich ihnen nicht vorstellen ließe. — Auf einem dieser Bälle nun bat ein äußerst fein und elegant gekleideter junger Mann Fr. v. K., erste Hofdame der Fürstin, um einen Tanz; sie durfte es nicht abschlagen, und der fremde Herr trat dreißt mit ihr in die Reihe der tanzenden Offiziere, Kammerherren &c. Er lenkte das Gespräch sehr bald auf die Toilette der Damen, moquirte sich über den unmodernen Anzug vieler Tänzerinnen, und wußte jedes Mal anzugeben, worin das Fehlerhafte lag, so daß Fr. v. K. ihn ganz erstaunt und erzürnt fragte, woher er denn darüber urtheilen könne? „Oh, gnädiges Fräulein,“ war seine Antwort, „ich muß es doch verstehen, denn ich habe vier Jahre beim ersten Damenschneider in Paris gearbeitet.“ Außer sich und weinend stürzt Fräulein v. K. zum Fürsten und klagt ihm ihr Unglück, mit einem Schneidergesellen getanzt zu haben; der Fürst läßt sich von ihr den fremden Herrn zeigen, und als er ihn sieht, bricht er in ein lautes Gelächter aus. „Das ist ja einer der reichsten Herren unseres Nachbarlandes B., der sich mit Ihnen diesen Scherz erlaubt hat; kommen Sie, liebe K., ich werde ihn Ihnen unter seinem eigentlichen Namen vorstellen, es ist ein Graf V.“ —

In dem Refectorium eines früher aufgehobenen Klosters in Florenz hat man in einem wunderbar erhaltenen Frescogemälde ein Werk Rafaels entdeckt, indem man dessen Namen darauf fand.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 50.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Corsets moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Des Helden Liebe.

Eine historische Novelle von Rosa.

(Beschluß.)

Aber die unaussprechliche Angst, ähnlich einer Todesgefahr, verlieh der Jungfrau Heldenstärke. Sie entwand sich ihm, krampfhaft ballte sich ihre Rechte zusammen, — schreiend stieß sie die Worte aus: „Ver-ruchter Mensch, — weiche von mir zur Hölle hinab!“ und von einem derben Faustschlag in's Gesicht getroffen, taumelte der Ruchlose athemlos zurück. Schnell stieß die Furchtige einen Fensterflügel auf, um nach Hilfe zu rufen. In demselben Augenblicke trabte ein Reiter in den Schloßhof hinein. „Kosciusko, hier, — hier bin ich!“ rief ihm Hedwig entgegen. Und zum Himmel aufblickend faltete sie die frommen Hände und betete inbrünstig: „Heilige Mutter Gottes, sei gepriesen für Deinen wunderbaren Beistand!“

Todesblässe umzog des Grafen Antlitz. Bange Ahnungen durchschauerten eiskalt sein Herz; Verzweiflung malte sich in seinen Zügen und Angst umnachtete sein Auge. Wie vom Donnerschlage getroffen, stürzte er plötzlich zu den Füßen des Mädchens und flehte um Erbarmen und um Anweisung eines sicheren Versteckes. Hedwig schloß einen alterthümlichen hohen Schrank auf, der zur Aufbewahrung des Jagdgeräthes diente und sprach, als der Lebende hineinschlüpfte: „Hier bist Du sicher, wofern Du nicht an Dir selbst

den Verräther spielst. Deiner Unbill will ich nicht gedenken.“

Eben als der Schrank sich schloß, trat Kosciusko mit lebhafter Bewegung in's Zimmer ein. „Theure Hedwig, wie freu' ich mich, Dich allein zu finden! ich fürchtete, Dir drohe Gefahr; denn als Du mich riefst, erschien mir Deine Stimme so ängstlich.“

„Hinweg mit beunruhigenden Gedanken! sei mir tausend Mal willkommen, mein Freund Thaddäus!“

„Bei meinem Leben, Geliebte, Du bist aufgeregt! täusche mich nicht, Hedwig, — Du zitterst?“

„Nun, sollt' ich nicht, da ich Dich, Geliebter, nach acht langen Tagen einmal wiedersehe?“ —

Kosciusko drückte der Geliebten Hand an seine glühenden Lippen und sprach: „Deine himmlische Liebe gießt Balsam in meines Herzens Wunden.“

„Wer hat sie Dir geschlagen, mein Theurer?“ fragte das Mädchen voll liebender Theilnahme. „Das Schicksal? — sprich! — einen heimtückischen persönlichen Feind kann mein Thaddäus unmöglich haben!“

„Wollte Gott, geliebte Seele, Dein rosiger Mund hätte wahr gesprochen! Aber leider, es ergeht mir anders! — Graf Hippolyt Ostrowski, unser Beider Jugendfreund, hat meinen Jean, den treuen Diener, unterwegs wie ein Wegelagerer aufgefangen, unmenschlich gemißhandelt und halbtodt am Wege liegen gelassen.“ —

„Großer Gott, und warum?“ rief Hedwig, die Hände ringend.

„Weil er Deinen Brief an mich bei Jean fand und ihn mit frevelnder Hand erbrach.“ —

„Seine ungezügelte Leidenschaft macht ihn zum Wüthrich,“ sprach die Jungfrau in edler Entrüstung. „Gedenke Deines schönen Wahlspruchs: „geben und vergeben,“ mein Thaddäus, und laß ihn uns be-mitleiden!“

„Die Ehre heißet von mir des Dieners Verthei-digung,“ versetzte Kosciusko. „Hätt' ich den Frevler, wie ich hoffte, hier getroffen, ein Paar Kugeln wollt' ich mit ihm auf Leben und Tod wechseln.“ —

„Wahrhaftig, Freund! Deine Mordlust und die-ses gutmüthige liebe Gesicht hier,“ sie streichelte seine Wange, „bilden einen ergöglichen Contrast. Soll ich Dich für einige Stunden ungetheilt besitzen, so muß wohl Deine Begierde zum Schießen erst befriedigt werden.“

Mit diesen Worten ergriff sie ein Stückchen Kreide und entwarf an einer Flügelthüre des Jagd-schrankes, welcher dem Grafen Hippolyt zum Ver-steck diente, mit Meisterhand das wohlgelungene Con-trefei eines Hasen.

„Laß sehen, Kosciusko, ob des Jägers Hand der des Malers gleichkommt. Nimm die weiteste Entfer-nung und halt auf den Kopf des Bildes!“

Der Schuß krachte. Da erscholl aus dem Innern des Schrankes der Schrei eines Mannes: „O weh, o weh, Ignaz steh! — Bube, Schurke, schieß den Geier todt! — o weh, o weh, — wie die Wunde brennt! — o hob!“ — —

„Großer Gott, ich habe einen Menschen getroffen!“ rief Kosciusko schmerzenvoll. „Hedwig, laß uns ihm Beistand leisten!“ —

Eiligst schloß er den Schrank auf, wich aber ent-setzt mit den Worten zurück: „Um Gotteswillen, — der Graf Ostrowski? — o grauenvolles Verhängniß! — Hedwig, sieh die entstellten, grinsenden Züge! — er ist wahnsinnig. — Gott sei uns gnädig und barm-herzig!“

„Nimm den Gulden hin! Du hast gut geschof-sen!“ rief der Wahnsinnige. „Hu, hu, wie das schmerzt, im Herzen, im Herzen, — da fühle ich des Vogels spitige Krallen!“

Bebend wandte sich Hedwig von dem Unglück-lichen ab und verließ thranenden Auges das Zimmer.

6.

Diese Katastrophe hatte Kosciusko tief erschüttert. Zwar blieb das Gerücht von dieser unglücklichen Be-gebenheit unterdrückt, doch hatte sich Kosciusko bei all' seiner Schuldlosigkeit die Ungunst des alten Marschalls Sosnowski, so wie den grimmigsten Haß von Seiten des mächtigen Hauses Ostrow zugezogen. Um diesem zu entgehen verließ er auf den Rath seines hohen Sön-ners Czartoryski auf einige Zeit sein Vaterland und bereitete sich würdig unter den Augen und an der Seite Washingtons, des Vertreters der Freiheit, auf seine spätere hohe Bestimmung vor. Zwar entsagte er später freiwillig seiner Verbindung mit Hedwig Sosnowski, vermochte es aber nicht über sein treulie-bendes Herz, je wieder eine ähnliche zärtliche Herzens-neigung aufgehen zu lassen.

Seine Geliebte dagegen vermählte sich mit dem mächtigen und menschenfreundlichen Fürsten Joseph Lubomirski und befand sich unter der Zahl jener Frauen in Warschau, welche bei der Nachricht von Kosciuskos Falle bei Maciejowicze vor Schreck und Schmerz den Folgen zu frühzeitiger Niederkunft erlagen.

Der unglückliche Graf Ostrowski starb nach einigen Jahren in dem berühmten Hospital für Wahnsinnige zu Paris.

Der Spieler.

Novelle von Amalie Winter.

Da ich, der Erzählende, eine Rolle in meiner Erzählung spielen werde, so muß ich mich wohl dem Leser vorstellen, damit er doch einigermaßen wisse, mit wem er es zu thun bekommt. Ich bin ein junger Mann von 35 Jahren, gesund und frisch, sehe ziemlich gut aus, kleide mich zuweilen nach der neuesten Mode, wenn ich gerade daran denke und wenn etwas darauf ankommt; bin schon seit vielen Jahren bei der Regie-rung angestellt und führe den Titel eines Regierungsrathes. Ich trage eine Brille, habe einen sehr eleganten Bart und dabei die Ueberzeugung, daß, wenn ich durch die Straße gehe, die Bekannten mir gern begegnen und Unbekannte mich nicht bemerken.

Was die Farbe meiner politischen Meinung be-trifft, so ist diese eine ziemlich allgemeine in Oesterreich, wo eigentlich Alles raisonirt — ich thue es in-deß innerlich und mag wohl in den Polizeiregistern

als ein Ungefährlicher aufgeführt werden. Meine Pflichten vollbringe ich gewissenhaft, und übrigens bekümmere ich mich so wenig als möglich um Dinge, die ich nicht ändern kann, weil ich meine Gemüthsruhe mir bewahren will. Brauchst Du, lieber Leser, einen Vormund für Deine Kinder, einen Vertreter Deiner Geschäfte, einen rathenden Freund, so wende Dich an mich. — Willst Du indeß Deinen Salon amüsirt wissen, ein lebendiges Gespräch an Deinen Theetisch, so nimm mich nicht. —

Glaube indeß nicht, daß ich nur für das Geschäft und gar nicht für das Vergnügen lebe, im Gegentheil! ich besuche Theater und Concerte, viel Gesellschaften und vor allem regelmäßig die Maskeraden. Es gewährt mir ein eigenes Vergnügen, dem bunten Treiben zuzuschauen, das in mannichfaltigen Gestalten sich dort bewegt, und wenn ich auch meist nur Zuschauer bin, so erfreue ich mich doch an den Vermuthungen, die manche Gruppen in mir anregen. Was wohl jene schlanke Vestalin dem jungen fürslichen Libertin in's Ohr flüstert? — Was wohl die Fledermaus mit dem Herzoge vor hat? — Warum wird der junge Graf dort so blaß bei der Annäherung einer Tyrolerin? — Ernst und Scherz scheinen sich hier zu vereinen und wenn nun ein schönes Kind auch mich, den soliden Regierungsrath, ihrer Aufmerksamkeit würdig erachtet, dann öffnet sich ein Feld der Neugierde und der Eitelkeit.

So fehle ich denn nie auf einem Maskenballe und heute ist es gerade ein Jahr, daß ich einen solchen besuchte. Es war der zweite im Carneval und ich trat etwas spät ein. Das Schicksal benutzte alle Zufälligkeiten zu seinem Kunstgewebe. Als ich eben eintrat, erblickte ich einen schwarzen Tabaro der elegantesten Art; die Dame stand allein ohne Begleiter und alle Männer, die sich ihr nahten, verließen sie schnell wieder; mehrere derselben flüsterten Andern etwas zu, welche dann auch die Râthselhaste aussuchten und lächelnd wieder verließen. Meine Neugierde erwachte; ich näherte mich ihr. „Schöne Maske,“ sagte ich, „warum stehst Du allein und warum lachen die Männer, die Dich verlassen?“

„Die verlassenen Frauen werden immer ausgelacht,“ — versetzte die Maske.

„Aber wie es scheint bist Du es, die sie fortschickt?“

„D nein! sie gehen von selbst, weil sie keinen Muth haben.“ —

„Wozu braucht man Muth auf der Maskerade?“

„Muth braucht man zum Leben, und jeder Athemzug sollte die Frage stellen: — hast Du Muth?“ —

„Und wodurch bewiesen Dir jene Männer, daß sie keinen Muth hatten?“

„Sie schlugen mir eine Bitte ab.“

„Und diese ist?“

„Mich zu begleiten.“ —

„Wohin?“

„Das ist mein Geheimniß; ich bedarf eines männlichen Schutzes in dieser Stunde, mein ganzes Schicksal muß sich jetzt entscheiden; ich habe den Muth es zur Entscheidung zu bringen und Niemand will mir dazu behülflich sein.“

Es lag etwas so schmerzlich Bewegtes und doch so fest Entschlossenes in der Stimme und den Bewegungen dieser Frau, daß ich nicht so schnell von ihr gehen konnte, als die andern; ich blieb eine Weile unentschlossen vor ihr stehen. „Wenn ich nur ihre Augen sehen könnte,“ dachte ich — ein sanftes Blau blickte durch die Oeffnungen der Maske, es schien mir thränenfeucht zu sein. — „Sieh!“ sagte sie, „Du hast auch keinen Muth.“

Wien ist in jeder Hinsicht eine große Stadt, und in den letzten Jahren hat die Unsicherheit in manchen Stadttheilen sehr überhand genommen; namentlich in dem vorigen Winter erzählte man von organisirten Diebesbanden, man hörte beinahe wöchentlich von Mordthaten, manche Stadttheile waren förmlich verrufen, und zur Stadt hinaus fuhr Niemand gern ohne gute Begleitung und tüchtige Bewachung.

An solche Gefahren dachte ich nun bei den Worten der Unbekannten und dennoch sprach Etwas in mir für sie, und ich konnte nicht umhin, an diese blauen Augen, an diese zitternde Stimme, an die schnellen Athemzüge, an alle die Symptome einer innern Angst zu glauben.

„Wenn denn Niemand mich begleiten will,“ sagte sie endlich entschlossen, „so gehe ich allein.“

Ich bot ihr den Arm.

„Wie!“ rief sie freudig, und doch einen Augenblick sich besinnend, „Sie wollten wirklich?“ —

„Ich bin entschlossen.“

„Es ist aber sehr weit,“ versetzte sie noch zögernd.

„In so angenehmer Gesellschaft —,“ erwiderte ich.

„Die Unglücklichen sind nur unangenehme Gesellschaft.“

„Ich begleite Sie,“ sagte ich bestimmt.

Sie legte ihren Arm in den meinen und wir verließen den Saal; sodann bestiegen wir einen Fiacre und sie befahl nach dem Lustschloß . . . zu fahren. Das war allerdings sehr weit, das Lustschloß liegt eine halbe Stunde von Wien entfernt. Mitten in der Nacht, mit einer Fremden diesen Weg zurückzulegen, war allerdings nicht ohne Gefahr. Man konnte uns aufschauern, der Kutscher mit im Einverständnisse sein; als ich im Wagen mit der Fremden saß, fiel mir noch einmal ein, welche Gefahr meiner ritterlichen That drohte, und ich nahm das Wort. „Daß es mir nicht an Muth gebricht, habe ich Ihnen gezeigt, ja ich hätte sogar tollkühn und unbedachtsam gehandelt, wenn die Gefahr eine gute Handlung zu veräumen mir nicht furchtbarer dünkte, als jede andere. Uebrigens bin ich bewaffnet und werde mich jedes männlichen Angriffs kräftig wehren.“

Die Dame nahm ihre Maske ab und reichte mir die kleine, sehr kalte Hand. Beim Schein einer Laterne glaubte ich ein schönes jugendliches, doch sehr bleiches Angesicht zu entdecken.

„Ich erkenne Ihre edlen Motiven und hoffe auf Gelegenheit Ihnen zu danken. Jetzt bin ich zu bewegt um Ihnen klar auseinanderzusetzen, was mich zu einem Schritte veranlaßt, der Ihnen sehr sonderbar dünken muß. — Vielleicht kann ich Ihnen Morgen eine Aufklärung geben — vielleicht auch nie. — Wollte Gott es wäre das letztere, dann wäre ich glücklich. Sie müßten sich dann freilich mit einem Danke und dem Bewußtsein einer edlen That begnügen.“

Je mehr wir uns dem Orte unserer Bestimmung näherten, je ängstlicher wurde meine Gefährtin, es gab Momente, wo sie einer Ohnmacht nahe schien; sie rang die Hände, als der Wagen hielt und seufzte tief. „Gott gieb mir Kraft,“ sagte sie und blickte gen Himmel. Man öffnete schon den Schlag. Da nahm sie schnell die Maske vor, sie schien alle ihre Kräfte zusammenzuraffen; — als ich sie aus dem Wagen hob, war es ihr noch nicht gelungen, denn sie konnte sich kaum aufrecht erhalten, plötzlich ermannte sie sich aber. An meinem Arme eilte sie durch den Vorplatz die hell erleuchteten Treppen hinan, durch mehrere Säle, worin Menschen sich herumtrieben und mit verschiedener Interesse beschäftigt schienen; sie zog mich bis in das letzte Gemach — dort klirrte Geld — man spielte; das Roulet drehte sich, die Kugeln rollten: „Rouge ou noir,“ irgend eine Nummer mit halblauter Stimme

gesprochen, waren die einzigen, uns begrüßenden Töne. Keiner der Spieler bemerkte uns, ihre Gedanken alle waren auf einen Punkt gerichtet. — Der Thür gegenüber, in der Nähe des Croupiers, saß ein junger Mann; Leidenschaft sprach aus den schönen bleichen Zügen, sein Auge starrte auf die Karte und dieser Blick hatte etwas Grauenhaftes; wie der Repräsentant des bösen Gewissens sah er aus.

Als wir diesen Saal betraten, fühlte ich wie meine Gefährtin zusammenzuckte; sie fuhr mit der Hand an das Herz, als wollte es zerspringen, doch sie stieß keinen Schrei aus, keinen Seufzer, kein Wort. Sie riß sich los von mir, eilte mit schnellen Schritten auf den jungen Mann los, neigte sich zu dem Sitzenden, flüsterte einige Worte ihm in das Ohr — dann wankte sie zu mir zurück; ich fing sie auf in meinen Armen, sie wäre fast zusammengesunken.

„Fort, Fort!“ rief sie gleichsam in Todesangst, und drängte zur Thüre hinaus. Sie hatte nicht bemerkt, wie in demselben Augenblicke als sie den jungen Mann wahrte, der Croupier auch ein Schicksalswort gegen ihn ausgesprochen hatte und dann — nach der goldbedeckten Karte reichte; sie hatte nicht bemerkt, daß das Opfer seiner Leidenschaften in den Sessel zurück sank, wie von einem Schwindel gefaßt, ich sah es noch, aber ich weilte nicht; — ich trug das junge unglückliche Weib die Treppe hinab, sie hatte keine Kräfte mehr, ich hob sie in den Wagen, setzte mich an ihre Seite, doch dem Kutscher konnte ich nicht sagen, wohin er fahren sollte, — da nannte sie eine der ersten Straßen Wiens. Als der Schlag geschlossen war, vermochte sie ihre Thränen nicht mehr zu hemmen; lautes Schluchzen unterbrach die Stille, ich wagte kein Wort zu äußern, ich ahnete einen unendlichen Schmerz — und ein solcher ist heilig wie ein Glaube, wie ein Grab, wie eine Gottheit.

Der Wagen hielt! — „Ich danke,“ sagte sie. „Besuchen Sie mich morgen;“ sie reichte mir ihre Karte. Sie konnte nicht mehr sprechen, sie war gänzlich abgespannt und kraftlos, sie hatte in der letzten Stunde ein Jahrzehnt durchlebt! — Auch ich fühlte mich erschöpft; ich fuhr nicht wieder auf den Maskenball, sondern nach Hause und brachte den übrigen Theil der Nacht in meinem Zimmer auf- und abgehend zu, die Karte meiner Freundin in der Hand; von Zeit zu Zeit beobachtete ich dieselbe, um mich zu versichern, daß ich nicht geträumt.

Am andern Tage konnte ich kaum die Visiten-

stunde erwarten. Auf der Regierung ließ ich mich entschuldigen — ich wäre doch nur mit halber Seele bei der Sache gewesen. — Ich gelangte an das Haus der Frau von Dilo — so hieß meine Fremde; sie war Wittwe und ihre Umgebung trug das Gepräge großer Wohlhabenheit: man führte mich durch mehrere Zimmer — bis zu einem eleganten Boudoir, wo sie auf einer Ottomane ruhte. Sie sah sehr bleich aus, doch gefaßt; sie richtete sich halb empor und reichte mir die Hand entgegen.

„Es giebt Momente im Leben,“ sagte sie, „wo die Scheidewand äußerer Verhältnisse sinkt, wo der Mensch dem Menschen nahe steht, fern von allen äußern Bedenklichkeiten. Ein solcher Moment war gestern in meinem Leben eingetreten; Sie waren mein Beschützer; wie ein Bruder, wie ein Vormund standen Sie an meiner Seite, einer schöneren Bestimmung folgend als der socialen oder geselligen, ich danke Ihnen; ich bin Ihnen jetzt auch Vertrauen schuldig, und Erklärung der Räthsel, die der gestrige Abend vielleicht in Ihrer Seele zurückließ. Sie müssen, um mich recht zu verstehen, mich im Geiste einige Jahre zurückbegleiten.“

„Meine Mutter war eine sehr arme Wittwe und ich ihr einziges Kind. Ich sticte für Geld, gab Unterricht im Nähen und fristete der Mutter das Leben. An dem Fenster, an welchem ich so viele Stunden meines Tages zubrachte, ging zu gewissen Stunden ein junger Mann vorüber. — Sie erschrecken und befürchten ein gewöhnliches Románchen — wie es Urformen in der Natur giebt, wie ein gewisses Gerippe von Stamm und Zweigen sich im Baum und in allen einzelnen Blättern wiederholt, so giebt es auch Urformen in den Gefühlen und die größte heiligste Leidenschaft, an welcher man stirbt, beginnt am Ende nicht anders als die kleinste Liebelei, welche man schnell vergißt. — Der junge Mann war Cadet bei den Gardehusaren, bald ward er Offizier und zog unserer Wohnung gegenüber; ich sah ihn öfters und er beschäftigte mein Herz immer mehr. Von Zeit zu Zeit sprachen wir auch mit einander, doch selten nur fand sich Gelegenheit dazu; ein Mal sagte er sogar, er wolle mich heirathen — und als ich das der Mutter wieder erzählte, schüttelte diese mit dem Kopfe und meinte, „ich müsse nur ja so etwas nicht glauben.“

„Mein Beruf als Sticklehrerin führte mich in verschiedene Häuser und bei solcher Gelegenheit lernte mich ein alter reicher Junggesell kennen; er beschäftigte sich freundlich mit mir, kam öfters zur selben Stunde

wieder, endlich besuchte er die Mutter und hielt förmlich um meine Hand an. Es war ein braver geachteter Mann, aber nicht schön, nicht angenehm und wie man sagte voller Grillen; das Bild des jungen Lieutenants lebte strahlend in meinem Herzen, er war gerade abwesend; die Mutter redete mir zu, den freundlichen Mann nicht abzuweisen, die Vernunft bezeichnete die Ehe mit ihm als ein glänzendes Schicksal, als ein Glück, auf das ich keine Ansprüche zu machen berechtigt war; ich überlegte mehrere Tage, endlich sagte ich Ja und die Hochzeit war nach kurzer Zeit. Aus dem kleinen Parterrestübchen zog ich in diese Wohnung; meine Mutter durfte mir folgen; ich fand Einrichtung und Ausstattung im neuesten Geschmacke, ich glaubte mich in einem Feenschlosse zu befinden. — Ich frug meinen Gemahl, ob er keinen Verwandten habe? —

„Ich stand allein ehe ich Dich heirathete,“ sagte er. — „Mein Nefse, den ich als Sohn betrachtete, den ich zum Erben einsetzen wollte, ist meiner Liebe nicht werth; er ist ein Spieler, solche Leute sind nicht zu retten, sie gehen früher oder später in ihr Verderben.“

„Der Nefse wird mich aber hassen, wird mich als die Ursache seines Verlustes betrachten — es ist doch grausam sich ganz von ihm loszusagen.“ — „Das will ich nicht,“ versetzte mein Gemahl, „ich werde ihm immer ein väterlicher Freund sein, ich werde ihn immer unterstützen, nur soll er mein Vermögen nicht erben; ich will auch das Glück meines Alters nicht allein auf ihn bauen.“ —

„Der Nefse kam — es war der Lieutenant, der mich liebte. Er war sehr bleich, indem er mich als seine Tante begrüßte, doch war es für ihn keine Ueberraschung, er hatte schon meine Vermählung mit dem Dnkel erfahren.“

„Meinen Gatten wagte ich nicht wegen des Verhältnisses, welches zwischen mir und dem Nefsen bestanden hatte, in's Vertrauen zu ziehen; ich fürchtete, er könne eifersüchtig werden und dem armen jungen Mann sein Haus verbieten, ihn gänzlich von sich stoßen. Von meiner Mutter ließ ich mich in dieser Angelegenheit leiten, ich sah Karl nie allein, er konnte trotz aller seiner Bemühungen keine Erklärung herbeiführen. Die Briefe, die er schrieb, sandte ich uneröffnet wieder zurück und konnte nun um so unbefangener ihm bei meinem Gemahl das Wort reden. Karl ahnete nicht, welche warme Fürsprecherin er während drei Jahren in mir bei seinem Dheim hatte; nach dieser Zeit starb mein Gemahl und das Testament zeigte,

daß er nicht im Groll gegen den Neffen gestorben war, er hatte mich zwar als Universalerin genannt, doch ein bedeutendes Jahrgeld auf den Neffen gestellt — unter der Bedingung, daß er nicht mehr spiele.“ —

Frau von Dilo war so weit gekommen, als man lautes Pochen an der Hausthür vernahm; ein rascher Schritt eilte die Treppe herauf, — sie hielt an, ward noch bleicher und plötzlich wieder roth. — „Das ist er,“ sagte sie, „ich erkannte seine Schritte — aber ich will ihn nicht wiedersehn. Nein ich will nicht.“ — Man hörte auch bald darauf, daß die Hausthür heftig zugeworfen wurde — und Frau von Dilo athmete freier.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Ueber das Heirathen.) Neulich kam mir ein Büchlein zu Gesicht, das den Titel trug: „Das neu entdeckte Arkadien oder die Kunst, eine schöne Frau zu bekommen.“ Das Büchlein hebt die vortheilhaften, sowie leider aber auch die Schattenseiten der Frauen (und zwar diese mit grellen Farben) hervor. Wir begnügen uns mit dem bessern Theile und überlassen die zweite Abtheilung gern andern Lesern. Hören wir nun, wie man darin über das schöne Geschlecht urtheilt. Plato will den Frauen gleiche Rechte und Erziehung wie den Männern, ja selbst die höchsten Staatsämter zuertheilt wissen. Kehtlich günstig sprechen sich auch Plutarch, Sokrates, Perikles und Demosthenes aus. Die Ritter erhoben die Damen ihres Herzens zu Göttinnen; Boccaccio erhebt sie zu Engeln, nicht zu rechnen Ariosto, der in seinem Roland den Frauen auf alle mögliche Weise Weihrauch zu streuen bemüht war, und den Schwärmer Petrarca, der in zahllosen Sonetten und Sestinen seine Laura als Engel aller Engel besang, und das Heer der deutschen Minnesänger und Troubadours. Selbst Albrecht Dürer sagt aus jener Zeit: „Ich mag nicht in den Himmel, wenn's dort keine Frauen giebt.“ — Sigmund von Birken nennt das Weib — das Wunder aller Wunderwerke und einen Inbegriff aller Lieblichkeiten auf Erden. Unser unsterblicher Schiller war bekanntlich der Dichter, welcher sich am höchsten für den Werth der deutschen Frauen begeistert zeigte. Auch der sentimentale Jean Paul bleibt trotz oft anders lautender Aeußerungen doch ein großer Vergötterer des schönen Geschlechtes. Seine Schriften wimmeln von Stellen wie: „dieses wärmere, zartere, edlere Geschlecht; — unsere Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen, — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand.“ — Unsere neueste Literatur hat Legionen von Dichtern aufzuweisen, die es sich zum Hauptge-

schäfte machen, das Geschlecht der Frauen in Lob und Huldigung zu verzuckern. — Der große Denker Fichte sagte: „eine unverheirathete Person ist nur ein halber Mensch.“ Auch ich bin vollkommen damit einverstanden und möchte die ganze Welt à tout prix verheirathet sehen; jedoch erlaube ich mir dabei ein Paar philanthropische Bemerkungen: „der erste Rath, der aber den wenigsten Frauen gefallen dürfte, ist: ja nicht zu jung zu heirathen. Die Ehe muß der Sommer des Lebens sein. Im Frühlinge seiner Lebenshoffnungen thue kein Mann seiner Frau das Leid an, sie zu heirathen. Auf feuerpeienden Bergen stehen zwar die Weinreben der Liebe herrlich, aber die Hütte des friedlichen Lebens darf man dort nicht bauen.

Auch die Nase ist ein Seelenmesser (Psychometer) geworden. Neulich nämlich las ich die Notiz, daß diejenigen Damen, welche sich gern mit Rosenwasser parfümiren oder überhaupt den Rosengeruch vorzugsweise lieben, zur Eifersucht sehr geneigt seien; diejenigen hingegen, welche gern Moschus riechen, sollen Anlage zur Herrschsucht haben. Es wäre demnach allen Männern, welche auf Freierfüßen gehen, zu rathen, sich um die Nasencapricen ihrer Angebeteten zu bekümmern.

(Die Nemesis an einem Sperlinge.) Mehrere Sperlinge übersieleten ein Schwalbennest, welches am äußersten Gesimse des Warschauer Rathhauses klebte. Es gelang ihnen, die Schwalbe mit Gewalt daraus zu vertreiben und von dem Neste Besitz zu nehmen. Der Kampf dauerte stundenlang bis zum Einbruche der Dunkelheit. Früh Morgens wagten die Schwalben einen Sturm; zum Angriffe wie zur Bertheidigung kamen von der einen wie von der andern Seite eine Masse von Vögeln beider Gattungen herbeigesflogen. Die Schlacht war heiß und wahrhaft wüthig und gewährte den zahlreichen Zuschauern, welche auf den endlichen Ausgang dieses erbitterten Vogelkrieges gespannt waren, ein sehr anziehendes Schauspiel. Nach mehr als zweistündigem Kampfe drangen die Schwalben in ihr Nest ein und hatten im Nu das Sperlingsmännchen, welches sich darin befand, herausgeworfen. Aber welches Wunder! — Der hinausgeworfene Spatz hatte sich mit dem Kopfe in ein Pferdehaar verwickelt und hing um eine halbe Elle unter dem Neste da, trotz aller Anstrengungen zur Rettung und trotz des krampfhaften Geflatters und Flügel Schlagens. Jetzt waren die Bemühungen der andern Sperlinge nicht mehr auf das Nest, sondern einzig auf die Befreiung ihres verunglückten Kameraden gerichtet. Sie schlugen im vollen Fluge sowohl auf den Gehängten, als auf das Pferdehaar los; allein da sich Alles als fruchtlos zeigte, so ließen sie den Erwürgten hängen, flogen davon und machten keinen Versuch weiter, die Schwalben in dem ruhigen Besitze ihres Nestes zu fördern. Der Spatz aber hing lange noch in seiner Schlinge, bis ein Falke oder sonst ein Raubvogel ihn für immer von der Galgenhaft befreite.

(Seeunglück zweier Russen.) Unlängst wurde ein offenes Boot von den brandenden Bogen der Dniewa an die kurische Nerung, unweit Memel geworfen. Es eilten Leute hinzu, um es zu bergen, und fanden in demselben zwei abgekehrte Gestalten in liegender Stellung, die Arme krampfhaft um die Sitzbretter geschlungen, dem Anscheine nach bereits Leichen. Bei genauer Untersuchung ergab es sich, daß der Eine von diesen Unglücklichen noch Leben in sich habe. Nur allmählig gelang es, durch Wärme, Speise und Trank ihn so weit zu erfrischen, daß er Bewußtsein und Sprache wieder bekam, während bei dem Andern alle Lebensversuche fehl schlugen. Beide waren Russen, die auf der Rigaer Rbede, als sie eben in ihr Boot gestiegen waren, vom Sturm erfaßt und in die offene See verschlagen wurden. Nachdem all' ihre Anstrengungen, das Land wieder zu erreichen, vergebens gewesen, überließen sie sich, an jeder Rettung verzweifelnd, dem tobenden Elemente und trieben unter den furchtbarsten Qualen des nagenden Hungers und unausgesetzter Todesangst nicht weniger als 8 Tage, — welch' eine Ewigkeit für solche Marter! — auf dem Meere umher bis sie endlich hier an die Nerung geworfen wurden. — Eben derselbe Orkan hat auf dem Memelstrome arge Verwüstungen angerichtet, indem die Tilfiter Schiffbrücke von den furchtbaren Wellen zertrümmert wurde und mehrere kurische Hafflähne, theils mit Holz, theils mit Getreide beladen, untergingen.

(Eine Kochanstalt für Damen) ist als Höhenpunkt der Emancipationsbestrebungen für Königsberg arrangirt worden, ein Institut, in welchem junge Damen für ihre Hausfrauenwirthschaft vorbereitet werden sollen, um sich die Liebe ihrer Männer durch das Medium der Gabel zu sichern. So unbedeutend das Erscheinen dieser Anstalt an und für sich ist, so charakterisirt es doch sichtbar die allmähliche Umänderung des socialen Lebens unserer Zeit: denn es zeugt von einem Schwinden der Familiensranken, in welchen sonst die schöne Welt eingengt war. Sonst war die Kochkunst ein Familienmysterium, welches von der Mutter auf die Töchter fortgeerbt wurde, und Frauen und Mädchen waren so stolz auf ein Schüssel-Bravo, wie jetzt auf ein Bravo pianistischer Fingerfertigkeit. Jetzt wird kein junges Dämchen mehr roth, wenn man ihm das alte Sprüchwort recitirt:

Siebzehn Jahr' und sieben Wochen

Und kann noch keine Suppe kochen? —

Sie wird höchstens ihr Köpfschen in die Höhe werfen und lächelnd erwidern: „einen Monat in der Kochanstalt und ich bin die erfahrenste Hausfrau!“ — Man schreit über den Verfall patriarchalischen Familienlebens, man lamentirt über die frivole Hinneigung zur Deffentlichkeit und — eine öffentliche Kochanstalt für junge Damen! —

(Julius von Wos) preussischer Offizier und Ritter, war in früheren Jahren äußerst leichtsinnig gewesen. Endlich faßte

er den Gedanken, einen festen Beruf zu erwählen, schwankte jedoch lange, ob er Componist, Maler oder Schriftsteller werden sollte. Das Loos entschied und zwar der letzte Knopf seines Rockes. Da dieser nun beim Abzählen auf „Schriftsteller“ zeigte, so wurde Wos Schriftsteller.

Generalcorrespondenz.

Zu den Merkwürdigkeiten in Paris gehört jetzt ein Mensch, welcher mit seinem Munde Kanonenschläge nachahmt. Man kann diese mächtigen Donnerschläge jetzt täglich wahrnehmen, wenn man durch das Palais royal geht. Sie kommen aus der Umgebung des Café de Foy, und der Urheber derselben ist ein Kellner mit zwei großen Kaffeemaschinen, um den Gästen Mokka und Sahne zu verabreichen. Von allen Seiten weist man ihn zurecht und er antwortet mit einem Kanonenschlage, was so viel heißt, als: „ich hab's gehört; bon!“ und dieses: „bon“ knallt vollständig wie ein Sechsunddreißig-Pfünder, was sich besonders wunderbar ausnimmt, wenn vier oder fünf solcher Schläge kurz auf einander folgen. Der junge Mensch feuert so jeden Abend einige hundert Kanonenschläge aus seiner Lunge, ohne daß ihn dies im Mindesten angreift. Uebrigens läßt man ihn nur in freier Luft diese Geschützsprache führen, die innerhalb des Kaffeehauses selbst Alles betäuben würde. Der Bursche heißt Collot und ist ein Neffe des berühmten Convents-Redners Collot d'Herbois. —

Ein neuer Reisender beschreibt in folgender Weise die seltsamen Gebräuche bei und nach den Leichenbegängnissen in Brasilien. Die Begräbnisse der kleinen Kinder werden auch dort, wie bekanntlich in Portugal, wie Freudenfeste betrachtet und sie gleichen wahren Triumphzügen. Weiße reichgeschmückte Pferde mit weißen Federbüschen auf den Köpfen ziehen eine offene Kutsche, worin in seinem kostbarsten Gewande, jedoch ohne Kopfbedeckung, der Priester sitzt und auf seinem Schooße auf einer kleinen offenen Bahre die mit Bändern und Rosen gezierten irdischen Ueberreste des verstorbenen Kindes hält. Auch die Kerzenträger sind in weiße oder mit Silbertressen verzierte Gewänder gekleidet. Um die Freude der Leute über den Tod der Kinder erklärlich zu finden, muß man wissen, daß man glaubt, die Kinder kämen nicht erst ins Fegefeuer, sondern sogleich in den Himmel, wo sie Engel würden. Jede Familie, die einen solchen Engel im Himmel hat, wird glücklich gepriesen. — Bei den Begräbnissen Erwachsener ist alles düster; das Begräbniß selbst findet meist in der Nacht statt; Abends vorher wird im Hause des Verstorbenen ein Traueraltar aufgeschlagen und alles, sogar die Thüre des Hauses, wird schwarz verhangen. So sieht man auch bei dem Leichenzuge nichts als schwarzes Tuch oder Flor, womit Wagen, Pferde, Kutscher und Fackelträger bekleidet sind; ja selbst die Fackeln sind schwarz. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird die Leiche aus dem Sarge ge-

nommen und in der Kirche unter dem Fußboden begraben oder in einer gewölbten Nische der äußeren Kirchenwand eingemauert. Der Sarg gehört der Kirche und wird für die Leichenfeier gemiethet; nach etwa einem Jahre (denn die Verwesung erfolgt sehr schnell) werden die Knochen aus dem Grabe genommen, gereinigt und von den Verwandten oder Freunden des Verstorbenen in eine Kiste geschlossen. Diese Kisten bleiben gewöhnlich in der Kirche stehen und die Angehörigen bewahren nur den Schlüssel dazu; zuweilen aber nehmen sie auch die Kiste mit nach Hause und man kennt mehrere Männer, welche die Gebeine ihrer verstorbenen Frau bei sich im Schlafzimmer aufbewahren. Diese Knochenkisten sind übrigens von verschiedener Größe und Gestalt, doch selten einem Sarge ähnlich; sie gleichen vielmehr oft einem Toilettenkästchen und sind nicht selten mit Sammet überzogen und prächtig mit Gold und Silberschildereien verziert. —

Die Zeitungen haben bekanntlich erzählt, daß vor einiger Zeit wieder einmal eine vornehme junge Engländerin, und zwar eine Miss Williers, von ihrem Geliebten, einem Husaren-Lieutenant, entführt worden, daß das junge Paar glücklich nach Grenna-Green gelangte und da von dem Gastwirth — denn der Schmied, welcher sonst die Ehen dort schloß, ist gestorben — getraut wurde, ehe der die Flüchtigen verfolgende Bruder der Dame ankam. Nun ergiebt sich, daß die Großmutter der jungen Dame sich auch entführen ließ — nicht jetzt, sondern als sie ein junges Mädchen war — und ebenfalls in Grenna-Green getraut wurde. Der Vater, ein Bankier, eilte mit Extrapost den Flüchtigen nach und hatte den Wagen derselben glücklich erreicht, als der Entführer, der Graf Westmoreland, sich über den Kutschenschlag herausbeugte und mit einem wohlgezielten Pistolenschusse seinem künftigen Schwiegervater ein — Pferd tödtete, so daß er den nöthigen Vorsprung bekam und glücklich nach Grenna-Green gelangte. —

Ich habe mich zu einer Sünde zu bekennen und thue es hiermit reumüthig, besonders da ich sehe, welche weitgreifende Folgen daraus entstanden sind oder zu entstehen drohen. Diese Sünde ist — die Lüge. Ich habe nämlich in Nr. 32 v. J. der Modenzeitung, also vor ungefähr vier und einem halben Monate, im Scherz, und um den Actienschwindel lächerlich zu machen, erzählt, in Paris habe Jemand nach langem Grübeln ein sicheres Mittel entdeckt, am grünen Tische stets zu gewinnen, und sobald dies bekannt geworden, sei eine Actiengesellschaft zusammengetreten, habe ihm sein Geheimniß abgekauft und werde gegen alle Spielbanken zu Felde ziehen. Der Gewinn, den man so zu machen gedenke, solle als Dividende unter die Actionaire vertheilt werden. Die Leser haben gewiß nicht daran gezweifelt, daß diese Mittheilung eine scherzhafte Erfindung sei; gleichwohl wird jetzt der deutschen Allg. Zeitung aus Frankfurt gemeldet, daß wirklich eine solche Actiengesellschaft ge-

gründet worden sei und daß sie ihre Operationen zuerst bei der Bank in Homburg beginnen werde. —

In London ist eine neue Erfindung gemacht worden, welche wirklich einem längst gefühlten Bedürfnisse abhilft, nämlich eine Vorrichtung, welche ein Buch in jeder für den Leser wünschenswerthen Lage hält, er mag auf einem Sopha liegen, sich in einem Stuhle zurücklegen &c. Die Vorrichtung ist einfach, zierlich, sehr tragbar und kann an jedem Stuhle und jedem Sopha sogleich, sehr leicht und ohne Beschädigung angebracht, sowie sofort wieder weggenommen werden. Sie besteht in einem Arme, der in einem Winkel von einem Holzstücke ausläuft, welches durch eine Schraube und Klammer an die Ecke des Stuhles oder Sophas befestigt wird. Ein leichtes Pult für das Buch befindet sich an der einen Seite des Armes und kann in jede beliebige Höhe gestellt werden, wie man dem Arme jede beliebige Stellung geben kann. Das Ganze läßt sich zusammenlegen und da es hübsch gearbeitet ist und aus Mahagoni oder irgend einer andern schönen Holzart besteht, so bildet es sogar eine Zierde für ein elegantes Zimmer. Ein Beweis von der Zweckmäßigkeit der Erfindung ist es wohl, daß der Erfinder kaum allen Bestellungen genügen kann. —

In einer französischen Provinzialstadt kam vor Kurzem ein eigenthümliches Duell vor. Zwei junge Stuger, die sich beide durch einen schönen Bart auszeichneten, veruneinigten sich so sehr, daß es zum Zweikampfe kommen sollte und daß ihre Freunde sie nur mit Mühe von dem Blutvergießen zurückbrachten. Der Streit sollte endlich auf friedlichem Wege ausgeglichen werden und zwar durch eine Partie Billard. Derjenige, welcher dieselbe verliere, mußte, der Uebereinkunft gemäß, sich den Bart abnehmen lassen. Und so geschah es; der Verlierende wurde sofort und öffentlich unter allgemeinem Gelächter rasirt. —

An der belgischen Grenze ist kürzlich ein eigener Vorfall bei der Zollbehörde vorgekommen. Die Herzöge von Croÿ haben nämlich Besitzungen in Frankreich und in Belgien, und während der Stürme der französischen Revolution, in denen die Schlösser geplündert und selbst die Gräber der Adligen zerstört wurden, ließ die Familie die Särge ihrer Ahnen aus der Ahnengruft nehmen und im Stillen über die Grenze auf eine belgische Besitzung bringen. Hier haben sie bis jetzt geruht; nachdem aber das Stammschloß und die Ahnengruft daselbst vollständig neu hergestellt worden sind, wollte die Familie auch die sterblichen Ueberreste ihrer Vorfahren wieder dahin bringen lassen. Die Särge hatten zwei Zolllinien zu überschreiten; die französischen Zollwächter ließen sie unangefochten ziehen, nicht so die belgischen, welche den Zug der Todten anhielten, sämtliche Särge öffneten, die darin liegenden Gebeine wogen und für die achtzehn Skelett-Herzöge und Herzoginnen einen halben Thaler Zoll verlangten. Erst als diese Abgabe bezahlt war, durften die Todten ihren Weg fortsetzen. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 51.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde ic. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Bericht an die Leser.

Ein Ueberblick dessen, was unsere „Modenzeitung“ in dem nun bald abgelaufenen Jahre geleistet hat, wird von neuem den besten Beweis liefern, daß wir, wie immer, auch dies Mal eifrig bemüht gewesen sind, den Ansprüchen zu genügen, die man mit Recht an unser weitverbreitetes Blatt stellt. Wir haben wiederum eine Reihe deutscher Originalnovellen von mehreren unserer geachtetsten Erzähler geliefert, wie von Bernd von Guseck (2), C. v. Wacksmann (2), Herm. Schiff, C. Herlossohn, Fr. Gerstäcker, Rudolphi und Am. Winter, während das „Bildermagazin“ eine Auswahl der neuesten und unterhaltendsten Erzählungen des Auslandes, wie von Prosp. Merimée, Musset, Mad. Reybaud, M. Aycard, Alf. Verour, Mercey, Dickens, dem Amerikaner Hoffmann und dem Russen Gogol ic. brachte und in den so zahlreichen und allgemein beliebten „Miscellen“ eine große Masse ernsten und heitern Unterhaltungsstoffes, wie ihn die Zeit gab, den Lesern dargeboten wurde.

Neben dieser sorgsamten Pflege des literarischen Theils der Zeitschrift widmeten wir dem artistischen keine geringere Aufmerksamkeit. Die Modenblätter lassen gewiß nichts mehr zu wünschen übrig und die andern Stahlstichbeilagen, Portraits berühmter Zeitgenossen, Ansichten von Städten, Bauwerken ic., die gerade viel besprochen werden, machen unsere Zeitschrift zur schönsten „illustrierten“ Zeitung, wie sie die älteste dieser Art ist, zu einer „Ruhmeshalle der Gegenwart“. Wir erwähnen von solchen Illustrationen, welche der vorliegende Jahrgang brachte: die Ansichten der Hauptstadt von Texas, Houston, der Elbbrücke in Dresden während des Einsturzes eines Bogens, des unglücklichen Felsberg, der Stadt Luzern und des Schlosses Rosenau; die Abbildungen der Denkmäler Walter Scott's in Edinburg, Erwin's von Steinbach in Steinbach, Ludwigs I. in Darmstadt und Karl Friedrich's in Karlsruhe, Goethes in Frankfurt und Beethovens in Bonn, so wie endlich die Portraits von Winkler (Theod. Hell), Bernd v. Guseck, Herlossohn, Bugeaud, Schelshout, Sternberg, Storch, Ernst, Berlioz, J. Schnorr, Kindermann, Krylow, Raundorf, der Kaiserin von Rußland (in Hoftracht) und der Schauspielerin Baumeister (zum größten Theil nach Originalzeichnungen).

Für den nächsten Jahrgang können wir Novellen von mehreren unserer beliebtesten Erzähler, so wie die interessantesten Bilderbeigaben versprechen und wir hoffen deshalb auf die Fortdauer der Gunst, welche uns das Publikum bisher in so reichem Maße geschenkt hat.

Die Redaction und die Verlagsbuchhandlung der Allgem. Modenzeitung.

Der Spieler.

Novelle von Amalie Winter.

(Beschluß.)

Sollte es dieser Frau bloß um eine Ersparung des Jahrgeltes zu thun gewesen sein? dachte ich während dieser Pause bei mir selbst. — O nein, da liegt noch Tiefers zu Grunde; und Frau von Dilo erzählte weiter:

„Ich habe während drei Jahren glücklich gelebt; — mein Gemahl gab mir Lehrer, um eine versäumte Erziehung nachzuholen, er führte mich in gebildete Kreise, er war selbst fein gebildet, voller geistiger Interesse und theilte sie mit mir wie seinen Reichthum. An seinem Sterbebette weinte ich bittere heiße Thränen — so fand mich sein Neffe.

„Von diesem Augenblicke war derselbe mein täglicher Gast und jetzt, wo keine Pflicht mich mehr zurückhielt, überließ ich mich der ganzen Freude seines Verkehrs. Die Einsamkeit des Trauerjahres erheiterte er mir und die alte Liebe erwachte in meinem Herzen; er bat um meine Hand und ich sagte sie ihm zu — doch nicht ganz unbedingt. Meine Mutter nämlich hatte an ihm eine große Veränderlichkeit in Laune und Stimmung bemerkt, und aus liebevoller Besorgniß für mich nähere Erkundigungen über ihn eingezo-gen; da hatte sie denn erfahren, daß er verschuldet sei und zwar durch das Spiel. Um mich zu warnen und von ihm abzuschrecken, sagte sie mir das, ich aber benutzte diese Nachricht nur, um seine Schulden zu bezahlen; keine Sorgen sollten ihn nun mehr drücken, ich hatte mein Recht als Tante geltend gemacht, um ganz die liebende Braut sein zu können; war ich doch überzeugt, daß eine glückliche Liebe ihn werde heilen können vom Hange zum Spiel; — eine wahre Neigung vermag so viel! — Er lag mir zu Füßen, dankend für meine Güte, dankend für meine Liebe, und versprach keine Karte mehr anzurühren.

„Geschäftig ist die menschliche Zunge, wenn sie ein Glück zerstören kann; bald beeiferten sich alle meine Freunde und Freundinnen, mich von seinem Rückfalle in den alten Fehler zu benachrichtigen. Meine Mutter schilderte mir das Loos der Gattin eines Spielers in den grellsten Farben, sie bat mich, die Hochzeit noch um ein Jahr hinauszuschieben, ihn auf die Probe zu stellen, ehe ich mein Glück in seine Hände legte. Das that ich. Ich wollte, daß er ein Jahr lang nicht spielen solle, er gab mir sein Ehrenwort und brach es zwei Mal. —

Beide Mal verzieh ich ihm, ich erklärte aber, daß ich nicht mehr verzeihen würde; ich gab ihm mein Ehrenwort, daß ich bei diesem Ausspruche beharren werde.

„Monate sind seitdem verstrichen und in Kurzem sollte unsere Hochzeit sein, schon seit einiger Zeit bemerkte ich wieder eine Art von Unruhe an ihm, es war mir, als könne er mir nicht in die Augen sehen, und als ich ihn neulich herzlich fragte, ob er gespielt habe, fuhr er heftig auf und frug mich, ob ich seinem Ehrenworte nicht traue. Diese Reizbarkeit befremdete mich, und meine Mutter meinte, das sei das böse Gewissen. Sie erfuhr auch, daß er auf dem Lustschlosse spiele; doch wollte ich diese Gerüchte nicht glauben, nicht eher, als bis ich ihn mit eigenen Augen an dem Spieltische gesehen hätte, nicht eher konnte ich es für möglich halten.

„Der Wunsch, ihn auf der Masquerade etwas zu necken, bewog mich, ihm dorthin zu folgen, obgleich ich ihm am Vormittage meine Begleitung abgeschlagen hatte; ich kam gerade, als er sich entfernte, und vernahm, wie er dem Fiacre das Ziel seiner Fahrt nannte. Das Weitere wissen Sie; — ich fand meinen Bräutigam, den Geliebten meiner Jugend, am Spieltische. Er hatte nicht nur mit seinem Golde, sondern auch mit seinem und meinem Glücke gespielt, er hatte sich nicht gescheut seine Ehre auf die Karte zu setzen; was ist von einem solchen Menschen zu erwarten, welche Garantie für meine Zukunft kann er mir bieten, wenn er jetzt, wo er mich noch mit den heißen Gefühlen eines Bräutigams zu lieben vorgiebt, schon so rücksichtslos mit seinem mir gegebenen Ehrenworte verfährt? Was steht nicht alles zu erwarten, wenn diese Liebe den ruhigeren Gefühlen des Ehemanns Platz gemacht haben wird? Nein, ich würde nicht glücklich an seiner Seite. Ich bin 23 Jahre alt, da ist man ja nicht mehr so jung, daß man blind dem Herzen folgt, da überlegt man sich schon den ersten Schritt — so sagte meine Mutter immer. — Nun so bin ich denn entschlossen, nie die Seine zu werden; ich habe ihn aufgegeben, ich habe ihn auf immer von mir gewiesen, ihm mein Haus verboten.“

„Und wovon soll der junge Mann jetzt leben?“ fragte ich.

„Ich habe ihm heute früh die ganze Jahresrente zugesandt — eigentlich verlor er sie nach meines Vaters Testament durch sein Spiel; es ist aber, deucht mir, der Strafe genug, daß er mich verliert — und meine Achtung.“

„So wollen Sie ihn also gar nicht wiedersehen?“

„Nein!“ —

„Wie wird das aber möglich sein? Er wird zu Ihnen dringen, er wird Ihnen auslauern; ein Mann weiß sehr gut, daß eine Frau nicht so schnell aufhört zu lieben und daß, so lange sie noch liebt, sie eine schwache Richterinn ist.“

„D ich bin nicht schwach,“ versetzte die schöne Frau.

In diesem Augenblicke brachte der Diener einen Brief — nebst Geld vom Lieutenant von Dilo — er hatte die Jahresrente zurückgeschickt. Frau von Dilo ward sehr blaß. — „D,“ sagte sie, „was soll ich nun beginnen?“

„Wenn es Ihr Ernst ist, gnädige Frau,“ sagte ich, „mit dem jungen Manne zu brechen, so dünkt es mir das beste Mittel, den Brief uneröffnet zurückzusenden.“ —

„Aber das Geld, er braucht es doch.“

„Das deponiren Sie bei seinem Bankier — wenn er es braucht, so wird er es holen.“

„Sie haben Recht;“ versetzte das schöne Weib, siegelte den Brief und schickte ihn fort.

„Dürfte ich noch einen Rath geben?“ fragte ich.

„Und der wäre?“

„Verlassen Sie heute noch Wien, reisen Sie nach Prag oder nach irgend einer andern Stadt; Ihre Dienerschaft kann ja den Ort Ihres Aufenthaltes verschweigen.“

„Sie haben Recht!“ rief sie auffspringend, „noch heute reise ich ab,“ — sie schellte heftig und gab dem herbeieilenden Diener Befehle.

„Sie fürchten wohl sehr, ihm zu begegnen?“ — fragte ich.

„Ja,“ sagte sie, die Hand an das Herz legend, „er war mir sehr lieb.“

„Er war es?“

„Er ist es noch, und ich gestehe Ihnen, ich fürchte seine Thränen — seine Klagen. — D er ist so heftig und in seiner Reue so außer sich.“

„Sie erlebten also schon einige solche Ausbrüche der Reue?“

Frau von Dilo nickte bejahend.

„Sie fürchten, nicht in Ihrem Entschlusse zu beharren, sich überreden zu lassen — nicht wahr?“ fragte ich weiter.

„D nein,“ sagte sie bestimmt, „das nicht, ich bin entschlossen und nichts vermag meinen Entschluß zu

ändern, aber ich fürchte seinen Schmerz zu sehen; diesen fliehe ich, weiter nichts.“ —

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte ich.

„Recht gern,“ versetzte sie nach einigem Zögern, „meine Mutter wird in einigen Tagen nachkommen, sie fährt mit meiner Dienerschaft im eigenen Wagen; ich nehme den Eilwagen.“

Wir fuhren am Abende ab; die Reise glich einer Flucht; ich saß neben ihr im Kabriolet und die Nacht war mondhell; obgleich noch tiefer Winter, war es doch nicht kalt; wir waren auch warm in Pelze gehüllt, — sie sprach zuweilen sehr lebendig über Gegenstände der Geschichte und Literatur; Kaiser Joseph war ihr Held, jeder Tropfen Blutes war Revolution gegen das Gouvernement, sie träumte von nichts als von gänzlicher Umwälzung. — Der Lieutenant von Dilo mußte ein recht unruhiger Kopf sein, denn von wem konnte sie das anders haben, als von ihm? Frauen nehmen die politische Färbung des Geliebten immer am leichtesten an; er hätte auf dieses Zeugniß kassirt werden können. Zuweilen schlief sie, dann waren die Züge so friedlich — so heilig möchte ich sagen, die Stirn war gewölbt und voller Intelligenz. Plötzlich zog ein tiefer Schmerz darüber hin, sie schien zu träumen, dann schlug sie die Augen auf und seufzte. „Ja,“ sagte sie, „ich weiß doch nicht wie ich werde leben können, ich muß immer an ihn denken.“ —

„Die Zeit,“ erwiderte ich, „die Zeit thut Wunder.“

„Die Zeit,“ sagte sie, „ist wie eine alte Kinderfrau, sie singt ihr einschläferndes Lied, und weil man ruhig liegt, denkt sie, man habe vergessen; ich bin müde vom Weinen, müde vom Denken, müde vom Leben. Die Welt ist für mich eine große Einöde.“ —

„Sie wird Ihnen Ersatz bieten, — Sie haben Ansprüche auf Glück.“

Sie blickte mich verwundert an; sollte er vielleicht mein Ersatz sein wollen? dachte sie, das las ich in ihren Zügen. Von dem Augenblicke an fühlte ich mich von ihr beobachtet.

Cäsarine hatte in Prag Verwandte, sie ward sogleich in einen Familienkreis aufgenommen, bald kam die Mutter nach und ich sah sie selten allein; doch begegnete ich ihr beinahe täglich auf der Promenade, im Theater und in Gesellschaft, denn ich hatte auch Verwandte in Prag. Nach vierzehn Tagen kehrte ich nach Wien zurück und bat um Aufträge, sie übergab mir einen Theil ihrer Geschäfte, sie nannte mich ihren

Freund. — Eines Tages schrieb sie mir zu kommen, ihre Mutter sei krank; ich eilte zu ihr. Wir wachten zusammen bei der Kranken; ich fühlte, daß ich ihr ein Trost sei. —

„Was macht Karl?“ fragte sie mich, während die Kranke schlief.

„Interessirt er Sie noch, Cäsarine?“

Sie seufzte. — „Ich möchte ihn nicht unglücklich wissen; wenn ich ihn mir in Freude und am Spieltische denke — dann ist es aus mit meiner Liebe; denke ich mir ihn aber elend, reuig, trauernd, dann! — Sie halten mich für schwach — nicht wahr? Sie achten mich weniger um dieser Schwäche willen? und ich möchte doch so gern von Ihnen geachtet sein.“

Sie brach in Thränen aus. —

„Mitleid ist die schönste weibliche Tugend, wie sollte ich diese nicht achten?“

„Sie meinen also, das sei nur Mitleid?“

Die Mutter rührte sich; sie winkte uns herbei: „Ich sterbe ruhig,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „Deine Zukunft ist gesichert — dieser Ehrenmann wird Dich glücklich machen — er liebt Dich!“ —

Meine Sinne verwirrten sich; hatte ich denn recht gehört? Die kühnsten Träume meiner Seele sollten sich erfüllen, ich sollte Cäsarinen's Gatte werden, sie meine Gattin? — sie mein für das ganze Leben? War es aber nicht nur das kindische Hallen einer sterbenden Frau, welches solche Gedanken in mir hervorrief? — „Cäsarine, wäre es möglich,“ rief ich, auf ein Knie niedersinkend, ihre Hand an die Lippen drückend, „Du könntest mich lieben?“ —

„Kann man denn noch lieben?“ versetzte sie, „wenn man nicht mehr an die Ewigkeit dieses Gefühls glaubt?“

„Der Zweifel daran ist nur eine vorübergehende Verstimmung, die Liebe ist ewig!“

Sie reichte mir die Hand. — „Ist es denn möglich,“ sagte ich, „daß es so viel Glück in der Welt für mich giebt?“ Ich einfacher schlichter Mann, der nie den Frauen als Eroberer genaht und über Studiren und Aktenlesen nie an die Liebe gedacht hatte, ich konnte mich nie zu einem Romanhelden träumen und jetzt war ich der Glücklichste aller Sterblichen.

Cäsarinen's Mutter starb, indem sie unsere Hände zusammensügte und meine Hochzeit wurde durch die Trauer verschoben. Ich konnte nur wenig Wochen unseres Brautstandes mit der Geliebten verleben, da meine Geschäfte in Wien mich fesselten und sie nur

als meine Gattin dahin zurückkehren wollte. Die Tage, welche ich mit ihr verbrachte, waren die seligsten meines Lebens; sie nahm meine Liebe so gütig, so dankbar auf, sie war so sanft, immer so gleichmäßig gestimmt; sie war stets heiter, und es wurde mir so wohl in ihrer Nähe, wie in der Nähe eines Heiligenbildes; es lag eine unendliche Poesie in ihrem Walten und Thun. Diese Poesie eines echt weiblichen Gemüthes ahtmeten auch ihre Briefe; sie thaten mir beinahe noch wohler als ihr Umgang. Bei letzterem vermiste ich Härlichkeit, aus den Briefen aber las ich innere Anerkennung meiner Selbst, und unbegrenztes Vertrauen. — Sie schien meine guten Eigenschaften aus mir herauszulesen, wie man Gold aus Flußsand wäscht; alle jene soliden Eigenschaften, welche gewöhnlich den Frauen entgehen, sie kannte sie alle. — Selbst wenn ich von ihr getrennt war, fühlte ich mich glücklich. Ich richtete unser Haus ein; welche Freude es mir gewährte, alle jene kleinen Mode- und Bequemlichkeitsgegenstände für sie auszusuchen! — Ich lebte schon mit ihr vereint, wenn auch getrennt. — Von Karl hatte weder sie, noch ich etwas gehört; — daß er beim Bankier sein Jahrgeld nicht geholt hatte, verwunderte mich und ängstigte Cäsarinen.

Endlich reisete ich nach Prag, um meine Braut heimzuführen. Ungeduld erfaßte mich auf den letzten Stationen; — wie langsam wurde gefahren. — Kaum angekommen, eilte ich zur geliebten Braut; ich stürzte die Treppe hinan und in ihr Zimmer — ich wollte in ihre Arme stürzen — aber — ich prallte zurück, denn zu ihren Füßen lag Karl.

Cäsarine erschrak nicht bei meinem Eintreten, sie saß da wie eine Heilige, welche sich verehren und anbeten läßt — wie eine Heilige, welche den Bittenden erhören möchte. „Mein Freund,“ rief sie mir entgegen, „kommen Sie herbei und entscheiden Sie über mein Schicksal; trotz seines vielfachen Unrechts gegen mich — liebe ich ihn doch, und ich kann diese Liebe nicht verschmerzen.“

Cäsarine sagte dies ernst, ich fühlte, daß meine Kniee zitterten. „Cäsarine, Sie werden unglücklich, — ich mag Sie nicht gegen Ihren Willen und ohne Ihre Neigung besitzen — doch in Ihr Verderben gehen möchte ich Sie auch nicht lassen.“

„Mein Herr,“ rief der junge Offizier, welcher aufgesprungen war, mit drohender Miene, „wer giebt Ihnen das Recht?“

„Noch bin ich Cäsarinen's Bräutigam,“ versetzte

ich, „und habe also das Recht, die Gefahr, die sie bedroht, abzuwenden.“

„Cäsarine ist Ihnen noch nicht angetraut, sie ist noch frei.“ —

„Ja sie ist frei,“ versetzte ich mit einem Seufzer, „doch unter einer Bedingung.“ —

„Und die wäre?“ fragte Karl ziemlich barsch.

Ich wendete mich an Cäsarinen, welche weinte.

„Cäsarine,“ flehete ich, „lassen Sie mich Ihren Ehecontract machen, ich will wenigstens Ihre äußere Existenz sichern, da Ihre innere doch verloren ist — kann ich Ihr Glück nicht retten, so will ich Sie wenigstens vor dem Unglücke der Verhältnisse bewahren.“ —

Karl war sehr bleich geworden in der letzten Zeit; er sah sehr schön und interessant aus; als mein Blick auf den Spiegel fiel, der sein und mein Bild zurückgab, fühlte ich beschämt, wie unbedeutend ich mich ausnahm neben ihm — den romantischen Sinn ihres poetischen Herzens konnte ich nicht fesseln, — das sah ich ein; ich brachte die Nacht zu, um den Ehecontract zu schreiben und ihr Vermögen so sicher als möglich zu stellen; — am andern Morgen brachte ich ihn Cäsarinen; ich bat sie, mir immer zu schreiben, wenn sie meines Rathes, meiner Zusprache bedürfe, wenn sie Trost nöthig habe, solle sie mich rufen lassen. —

„Ich ahne,“ sagte sie, „daß ich oft des Trostes bedürfen werde, indefß will ich ihn nicht von Ihnen verlangen; das Unglück, welches mein thörichtes Herz über mich bringt, muß es mir auch tragen helfen. — Aber ich werde Ihrer stets mit Dankbarkeit, mit Hochachtung und Verehrung denken — auch mit Liebe, — mit der Liebe einer Schwester.“ Ich drückte sie wie ein Bruder an mein Herz und eilte davon.

Von ihr ging ich zu Karl. „Mein Herr Lieutenant,“ sagte ich, „ich habe Cäsarinen das Wort zurückgegeben, das sie an mich band. — Welches Opfer ich gebracht habe, können Sie kaum ermessen, Sie, der Sie ihr nicht einmal das Spiel opfern konnten; ich gab mein ganzes Glück dahin. — Aber ich werde über Cäsarinen's Glück wachen, und wenn ich Sie je wieder in Ihr altes Laster zurückfallen sehe, wenn ich Sie beim Spieltische finde, — dann, Herr von Dilo, — dann schießen wir uns!“

Es ist ein Jahr vorüber und ich habe Cäsarinen nicht wiedergesehen, doch Karl sah ich wieder, und

zwar — am Spieltische. Meinen linken Arm trag' ich in der Binde; seine Kugel traf die Schulter — er selbst ging frei durch — doch das nächste Mal!! —

Miscellen.

(Wie ein ostpreussischer Arzt in Amerika sein Glück gemacht.) Wohl nur Wenigen ist es geglückt, in Amerika sich Reichthum und Ansehen zu verschaffen. Zu diesen wenigen Glückskindern gehört ein ostpreussisches Kind aus Angerburg in Masuren, mit Namen Walter. Er studirte Medizin. Nachdem er all seine Examina ehrenvoll bestanden hatte, verließ er Berlin und begab sich über Hamburg nach Amerika. Da er von Hause aus nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet war, konnte es nicht anders kommen, als daß, nach Bezahlung für Ueberfahrt und Beköstigung auf dem Schiffe, in seiner Kasse eine Ebbe eintrat und er ins Gedränge gerieth. Auf seine Versicherung, daß er ein deutscher Arzt sei, wollte Niemand hören und Niemand mochte von ihm und seiner Kunst Notiz nehmen. So war er nach Pittsburg gekommen und bemerkte hier alsbald, daß die Vornehmsten des Ortes sich in einem Garten zu versammeln pflegten und daß Viele in Amerika, und auch Einige von den Vornehmen dieser Stadt, mit Klumpfüßen behaftet wären. Sofort begab sich Dr. Walter nach dem Garten. Hier fand er alsbald einen, auch mit einem Klumpfuße behafteten Herrn, dem von den Uebrigen große Aufmerksamkeit erwiesen wurde. Er trat höflichst ihn an und bat um die Erlaubniß, die Heilung des Fußes zu übernehmen. Der vornehme Mann besah ihn von oben bis unten mit einer Miene, die zu sagen schien: „Du Mann in deinem abgeschabten Rocke, wie kommst du zu dieser Dreistigkeit!“ Lehrte ihm den Rücken zu und ging fort, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Dr. Walter ließ sich dadurch aber nicht entmuthigen; er trat zum zweiten Male vor denselben Herrn hin mit eben derselben Erklärung und Bitte, aber mit fast noch schlechterem Erfolge. Doch mochte der vornehme Herr wohl über dieses sonderbare Ereigniß ein Weniges nachgedacht und es mehr als sonst wünschenswerth gefunden haben, gesunde Füße zu besitzen: denn er wandte sich alsbald zu Herrn Walter um, der aufs Neue ihn anging mit dem Versprechen, ihn umsonst heilen zu wollen, wenn er nur die Gunst ihm erweise, ihn alsdann den Andern vorzustellen und zu empfehlen. Der stolze Amerikaner ging's ein und unterwarf sich der Operation. Der Klumpfuß war bald und höchst glücklich geheilt und das Glück des jungen Arztes dadurch gemacht, der in kurzer Zeit einer der reichsten Deutschen in Pittsburg wurde.

(Ein Schreck durch Wachfiguren). Die dänische Brigg Anna, Capitän Solt, befand sich zu Bahia in Brasilien und war eben im Begriffe nach Jamaica abzugehen, um ihre

Ladung zu vervollständigen und dann nach Kopenhagen zurückzukehren, als gegen Mittag noch ein, in einem schlechten Mantel gehüllter Mann an Bord kam und den Schiffsherrn um eine Unterredung bat. Er sagte, er heiße Bernetto, sei ein Italiener und habe ein Wachsfigurenkabinet in der Stadt gezeigt, doch daran wenig verdient, weswegen er mit Schulden den Ort verlassen müsse; daher bitte er den Capitän, es ihm zu erlauben, daß er mit 5 Kisten auf sein Schiff komme und mit nach Jamaica fahren dürfe, wo er die Aussicht habe, mehr Geld einzunehmen, von dem er seine Schulden in Bahia redlich bezahlen werde. Einige Schwierigkeiten, welche der Schiffsherr machte, wußte er listig zu beseitigen, und noch an demselben Abende befand sich der Passagier mit seinen Sachen an Bord. Das Schiff segelte um 1 Uhr Nachts mit gutem Winde ab. Den Tag über wußte der Italiener sich durch Unterredungen mit dem biedereren gesprächigen Führer des Schiffes in Kenntniß von dem Bestande und dem Werthe der Ladung zu setzen; doch fiel es auf, daß er so oft in den Raum hinunterstieg, um angeblich nach seinen Wachsfiguren zu sehen. — Um Mitternacht hörte der wachhabende Matrose einen Lärm im Schiffsraume und wollte zum Capitän eilen, aber schon hörte er diesen um Hilfe rufen, und sah aus den Kisten bewaffnete Kerle hervorspringen. Bald war er nebst seinen 10 Gefährten von den wüthenden Banditen umringt und überwunden. Der Capitän, der Steuermann und noch 3 andere Leute hatten in dem Kampfe das Leben verloren. Der Schiffsjunge aber und ein Matrose waren während des Gemetzels in ein Boot gesprungen und gelangten, obgleich ohne Lebensmittel und Compaß, nach 2 Tagen glücklich an die Küste Brasiliens zurück, wo sie dem dänischen Consul ihren grausigen Bericht abstatteten. Es ergab sich, daß der angebliche Wachsfigurenkünstler ein berühmter Seeräuber gewesen, dessen Schiff unlängst gescheitert war und der sich so wieder in den Besitz eines solchen gesetzt hatte.

(Eine wohlberechnete Speculation.) Als im Jahre 1815 die Deutschen und Russen den freundlichen Besuch der Franzosen eben so freundlich erwiderten, lagen in den Kellern der Weinhändlerin Glicot zu Rheims 200,000 Flaschen Champagner aufgestopelt. Ein russisches Bataillon bekam von seinem Commandanten Erlaubniß, dem edeln Getränke nach Herzenslust zuzusprechen, und voll Angst und Schrecken eilte man, Madame Glicot von dem Schreckensschicksale in Kenntniß zu setzen, welches ihrer Armee von 200,000 geistreichen Champagnerkindern den Kosacken gegenüber bevorstand; aber die gewandte Weinhändlerin, weit entfernt darüber in Ohnmacht zu fallen oder gar vor Verzweiflung sich ihr schönes Rabenhaar auszureißen, erwiderte ganz gelassen: „Immer zu, laßt sie nur meinen Wein versuchen. Sie werden schon wiederkommen und sich für blankte Silbertubel kaufen, wovon sie heute die Probe nehmen.“ Und so geschah es. Die Russen fanden den Mouffirenden so über alle Maßen gut, daß es ihnen heute

noch unmöglich ist, darauf zu verzichten und seit Decennien befördert Madame Glicot jedes Jahr für 2 Millionen Champagner nach Rußland, jede Flasche zu 15 Francs. In Frankreich selbst wird dieser Wein gar nicht verkauft. Madame Glicot ist unermesslich reich geworden durch diese Geschäfte, und als sie ihre Tochter an den Grafen von Cheriagne verheiratete, warf sie ihr eine Rente von 100,000 Gulden aus. Kürzlich hat sie ihre Enkelin ebenfalls mit einem Grafen, dem Herrn von Montemart, vermählt und ihre Mitgift betrug nicht weniger als 3 Millionen. Wohl wenigen Weinhändlern ist bei einer feindlichen Invasion ein so lichter Glückstern aufgegangen.

(Die enthüllten Geheimnisse der Hand.) Ein englischer Arzt hat eine Schrift über eine neue Wissenschaft herausgegeben, in welcher Galls Hypothesen weit übertroffen werden. Der Verfasser geht von dem Grundsatz aus, die Hand sei der Mensch. Nur einige Behauptungen daraus mögen genügen, um von dieser neuen Kunst einen Begriff zu bekommen. Große Hände, behauptet er, verrathen einen kleinlichen Geist; mittelgroße Finger, die eckig auslaufen, Anlage zur Kunst. Ein kleiner Daumen verräth bei Männern einen schwachen Geist, bei Frauen schwache Tugend, ein großer Daumen dagegen deutet auf einen großen Denker und auf Energie des Charakters; ist derselbe zugleich schön, so läßt er auf poetische Anlage schließen. Eine große Hand verräth Anlage zur Genussucht, eine Hand mit kurzen und plumpen Fingern Grausamkeit, mit langen dünnen Fingern Hinterlist. Starke Finger mit großen Gelenken sind ein Zeichen von Klugheit. Der Mensch, der den Daumen einzuziehen, d. h. in die Hand zu legen pflegt, hat Anlage zum Geiz. Die glückverheißendste Hand ist klein und zierlich, mit längeren ersten Gliedern und einem kleinen Daumen; sie ist die Hand der großen Männer, die Meisterwerke schufen oder die Schicksale der Völker lenkten.

(Anekdote aus Friedrich Wilhelms IV. Jugendleben.) „Vor vielen Jahren,“ erzählte mir ein Weinbergbesitzer bei Hochheim, „war ich gerade in Saarlouis anwesend, als der jetzige König von Preußen, damals noch Kronprinz, die Truppen dort musterte. In denselben Tagen wurde einem preussischen Zollbeamten, einem ehemaligen Soldaten, ein Söhnlein geboren. Der glückliche Vater hat den Kronprinzen, dem Neugeborenen in der Taufe dessen Namen geben zu dürfen. Dieser erklärte nun zugleich, bei der Tauffeier zugegen sein zu wollen, und bestimmte auf den nächsten Morgen die Stunde, wo er in der Kirche erscheinen werde. Dies wurde bald im Orte bekannt und um die bestimmte Stunde war die Kirche gefüllt von Menschen. Der Pfarrer, ein Rheinländer, hielt eine herrliche Rede, und unmittelbar nach der heiligen Handlung fing das Kind zu weinen an. Der Kronprinz wiegte es es auf seinen Armen, um es zu beruhigen. Der Redner fuhr

fort, indem er die Worte an den Kronprinzen richtete: „Wöcht er einst als König sein Volk so liebevoll in seinem Herzen tragen, wie jetzt diesen Säugling in seinen Armen.“ Da unterbrach ihn der Prinz mit den lauten Worten: „Ich gelobe es.“ Die vielen Zuhörer, welche in stiller Andacht dicht umherstanden, wurden davon tief ergriffen, und der Geistliche selbst brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln und in seiner Rede fortzufahren.

(Die Scheidung.) Einer der letzten Maskenbälle zu Paris bot einem Manne eine interessante Scene dar. Der Mann war reich, lebte aber höchst eingezogen, während seine Frau großen Aufwand trieb, und so war denn ihre Ehe unglücklich, zumal die Frau stets eigensinnig auf ihren Wünschen bestand. Es kam endlich zum Scheidungsprozesse. Der Mann bot seiner Frau eine jährliche Rente von tausend Thaler, sie aber verlangte viertausend Thaler. Das Gericht hatte in erster Instanz zu Gunsten des Mannes entschieden. Da kam er auf den unglücklichen Einfall, zu seiner Zerstreung einmal einen Maskenball in der großen Oper zu besuchen. Hier hing sich bald eine hübsche niedliche Maske an seinen Arm. Der unglückliche Ehemann unterhielt sich ganz vortrefflich längere Zeit mit ihr und sie kamen endlich überein, mit einander zu soupiren. Sie begaben sich in ein besonderes Zimmer und speiseten, die Dame war aber nicht zu bewegen, ihre Maske abzulegen. Endlich wurde heftig an die Thüre gepocht, und der Mann sah sich genöthigt, sie zu öffnen. Es waren Freunde von ihm, und als er sich umdrehte, sah er, daß seine Nachbarin die Maske abgenommen hatte und — seine Frau war, die sogleich den Eintretenden mit den Worten entgegenkam: „Sie sehen, meine Herren, daß wir Beide uns wieder versöhnt haben. Alle Gerüchte, die man ausgestreut hatte, sind nichts als leere Verläumdungen gewesen.“ Der Gatte war so bestürzt, daß er nichts zu sagen wußte und mit seiner Frau schnell nach Hause fuhr. Er war in eine Schlinge gegangen, welche ihm die Frau auf Anrathen ihres Advocaten gelegt hatte. Die Aussöhnung war erfolgt, dies konnten Zeugen bestätigen und das Gericht durfte also die Scheidung nicht aussprechen. „Bon nun an,“ sagte die Frau zu ihrem armen Ehemann, „werde ich Alles vermeiden, was einen Grund zur Scheidung abgeben könnte. Wenn ich nicht fünftausend Thaler Rente erhalten halte, bleibe ich Deine Frau.“ —

(Die Schönburg im Erzgebirge.) Ueber die Entstehung dieser schönen Burg berichtet die Sage: „Karl der Große hatte Rom von Desiderius befreit und saß nun zu Pavia auf dem Herrscherthron, um die Helden der Schlachten nach Verdienst zu belohnen. Er vertheilte als Zeichen seines Beifalls Wappenschilder unter die Edeln seines Reiches; den Löwen, den Adler und den Bären als Sinnbilder der Herrscherhoheit; den Ur und den Falken als Bild der Stärke; die Gabel als das des nährenden Friedens; den nie alternden Kranich als

ein Zeichen der Beständigkeit; den Spiegel und den Einsiedler als Wappenschilder der Tugend und der Selbstbeschauung. Und alle waren vor den großen Kaiser gekommen und hatten die Zeugnisse ihrer Tapferkeit empfangen. Nur einer der Jüngsten seiner Ritter hatte sich ihm nicht genähert, sondern stand still da, den Siegesfürsten anblickend. Einfach und ohne Zier war sein Silberschild. Und Karl bemerkte ihn und sprach: „Schönburg, auch Deine Thaten sah ich in der letzten Schlacht. Willst Du kein Wappen?“ — Erhabener Herr, antwortete dieser, sein Knie vor dem Throne beugend, ich that nur meine Pflicht. Auch focht ich bisher nur, ohne für Dich zu bluten. Laß mir mein silberfarbenes Schild, ein Zeichen meiner Tugend und Unschuld. „Du sollst es behalten“ entschied lächelnd der große Kaiser, „bis sich's mit Deinem Blute färbt zu meiner Ehre. Die Tage Deines Ruhmes werden bald kommen.“ Und also geschah es auch. Die Sachsen unter Wittekind hatten sich empört. Karl mußte nach Deutschland zurück und an der Werra entbrannte der grimmigste aller Kämpfe. Auch die Götzpriester schwangen die Opferart. Die deutschen Ritter, die mutigen Provenzalen sanken auf den Leichen ihrer Feinde, die Longobarden und Franken flohen und enger und immer enger ward um den großen Kaiser der Kreis der Getreuen, die, ihn zu schützen, mit ihren Leichen einen Schutzwall bildeten. „So nimm mich denn in Deine Hände, Jesus Christus!“ ruft laut Karl, das Auge zum Himmel hebend und schwingt hoch und kräftig das breite flammende Siegesgeschwert. Aber ein Feldstein, von Feindeshand geschleudert, zerschmettert seinen Schild und die Brust ist den Axten der Gegner Preis gegeben. Sein Auge sprüht wild umher. Der Augenblick des Todes ist ihm gekommen: denn blutigierig bringt Wittekind gegen ihn an. — Da erhebt sich aus dem Leichenhaufen einer der Verwundeten. Todtenblässe deckt sein edles Antlitz und Blut fließt aus Brust und Arm. Es erhebt sich, reicht seinem Könige den Schild und sinkt ermattet wieder zu Boden. Die Feinde erstauern. „Ein Wunder!“ so rufen sie, „die Todten leben auf!“ Die christlichen Ritter werden von neuem Muthe entflammt und stürmen wieder gegen den Feind an, — und Karl wird Sieger. Wittekind aber wird vom heiligen Schauer ergriffen. Er eilt zu Karl und übergiebt ihm sein Schwert. Jetzt blickt der große Kaiser den Schild an, der ihn so wunderbar errettet. „Das ist ja Schönburgs Schild!“ ruft er aus. „Wo ist er, daß ich ihm danke?“ Man sucht ihn lange auf dem Schlachtfelde und zieht den Verwundeten aus dem Leichenhaufen hervor. Noch strömt das Blut aus den offenen Wunden. Doch er erholt sich, schlägt matt die Augenlider auf, sieht den König und stammelt lächelnd: „Herr, ich blute!“ Und dieser drückt ihn an sein großes königliches Herz, läßt ihm die blasse Lippe, berührt mit drei Fingern seiner Rechten die blutende Wunde und fährt mit ihnen über den reinen silbernen Schild, daß drei rothe Streifen edlen Blutes ihn verherrlichen. „Schönburg, dies sei Dein Wappen! Wächter soll es mir sein im Lande der ungetreuen Sachsen.“ Und Wittekind un-

bricht den Lebenden, rufend: „Großer König! gib ihm mein Schloß, an den fruchtbaren Quellen der Mutbe gelegen, daß er sich auch meiner in Liebe erinnere. Ich bleibe bei Dir: mich dürftet nach dem heiligen Wasser der Taufe und lieb ist mir Deine königliche Nähe.“ — „So ziehe denn hin, Schönburg!“ sprach Karl. „Nimm Dir ein frommes Weib aus nachbarlich befreundetem Fürstentum. Baue dem Herrn und Heiland seine Tempel und beg Dein Volk. Laß das Horn und die Art schallen auf den Bergen. Die Burg aber führe fortan Deinen Namen, Schönburg.“ Er berührte das Haupt des wackern Ritters mit dem Scepter und huldigend küßte dieser das heilige Kreuz. Das deutungsvolle, dreistreifige Wappen aber prangt noch heutigen Tages am Eingange der trügigen Burg.“

Generalcorrespondenz.

Was werden unsere Schuhmacher dazu sagen, wenn sie erfahren, daß ihr letztes Stündlein geschlagen? Emanuel Stolit in Edinburg hat eine Maschine erfunden, die Schuhe und Stiefeln fabrizirt aus Leder, Zeug und Tuch für Herren und Damen. Zwar sehen diese fabrizirten Fußbekleidungen noch etwas roh aus, aber der Erfinder dieser Maschine schmeichelt sich mit der Hoffnung, dieselbe in Kurzem zu verbessern. Im Preise sind Schuhe und Stiefel um zwei Drittel billiger als die gewöhnlichen. Eine Stiefelmaschine macht täglich zwölf Paare, eine Schuhmaschine täglich dreißig. —

Jenny Lind, unbestritten jetzt die ausgezeichnetste Sängerin, hat in den letzten Tagen zweimal im Gewandhaussaale in Leipzig gesungen und auch hier so großen Beifall gefunden, wie überall, wo man sie bisher gehört hat. —

Wir kommen noch einmal auf die Heirathen zurück, die in dem schottischen Dorfe Greta-Green geschlossen werden. Dieser Ort hat keineswegs ein Vorrecht, daß in ihm Ehen ohne Priesterlegen gültig geschlossen werden können; es ist dies in jedem Orte Schottlands möglich, weil nach den schottischen Gesetzen jede Ehe gültig ist, wenn die sich Verheirathenden vor zwei Zeugen erklären, daß sie einander für Mann und Frau ansehen wollen. Gleichwohl kommen in Schottland nirgends solche Verheirathungen vor als eben in dem Dorfe Greta-Green, wohin sich auch nur Engländer zu diesem Zwecke begeben. Auch besteht die Sitte dort erst seit etwa hundert Jahren, indem im Jahre 1759 ein gewisser Scott zuerst das Amt sich anmaßete, junge Liebespaare ehelich zusammenzugeben. Sein Nachfolger war ein alter Soldat, Georg Gordon, und diesem folgte der am bekanntesten gewordene Schmied Joseph Paisley. Seit dem Tode des letztern ist Concurrenz eingetreten, indem nicht nur der Wirth in Greta-Green, sondern auch noch ein anderer sich mit solchen Trauungen befaßt. Der Durchschnittspreis derselben ist fünfzehn Guineen, doch begnügen sich die Trauenden auch mit viel weniger, wie sie nicht

selten auch viel mehr erhalten: Lord Westmoreland, Lord Dornhurst und Andere bezahlten z. B. nicht weniger als hundert Guineen. Man hat berechnet, daß jährlich etwa fünfzig solcher Trauungen in Greta-Green vorkommen, doch hat ihre Zahl in den letzten Jahren bedeutend abgenommen. —

Bei der großen Unfruchtbarkeit auf dem Felde der dramatischen Literatur, sowohl bei uns, als auch in Frankreich, dürfte es den Freunden des Theaters eine erfreuliche Nachricht sein, daß in der nächsten Zeit zwei neue Lustspiele von Scribe zu erwarten sind, „Christian“ und „Vater und Tochter“. —

Guglow's „dreizehnter November“ ging auch in Leipzig, wie überall, wo das Stück bisher zur Aufführung kam, spurlos vorüber. Sein neuestes Stück heißt „die Anonymen“. Ein Lustspiel von dem bekannten Schauspieler Bafson in Hamburg, „die öffentliche Meinung“, ist in Hamburg durchgefallen. In Charlottenburg wurde Racine's „Athalie“ mit neuer Musik von Mendelssohn vor dem Hofe und einem geladenen Publicum aufgeführt. Eine Zeitung bemerkt aber, es wären, wie es den Anschein gehabt, noch mehrere der Eingeladenen „abgehalten“ gewesen, dieser Vorstellung beizuwohnen, als bei jener des „Oedipus“. —

Ein Londoner Juwelier hat einen neuen und dabei sehr nützlichen Schmuck erfunden, einen Uhrenhalter für Damen, welcher wie eine Broche aussieht, sehr schön gearbeitet ist und es unmöglich macht, daß die Dame ihre Uhr verlieren oder daß man sie ihr stehlen kann. Den ersten Uhalter dieser Art, der gemacht wurde, trägt die Königin von England. —

Die bekannte Tänzerin Taglioni, die sich jetzt in Rom befindet, wo sie für zwölf Abende 24,000 Fres. erhält, besitzt, ihr übriges großes Vermögen ungerichtet, zwei der schönsten Paläste in Venedig und läßt sich jetzt einen dritten am Comer See bauen, in welchen sie sich zurückziehen gedenkt. —

Die seltsamsten Ortsnamen giebt es sicherlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ungerechnet, daß man dort sehr viele Orte zählt, die „Eintracht“, „Harmonie“, „Freundschaft“, „Deconomie“ und „Union“ heißen, giebt es drei „Paradiese“, ein „gelobtes Land“, fünf „Napoleone“, ein „Bonaparte“, drei „Moreau“, ein „Bernabotte“, ein „Massena“, zwei „Arcole“, neun „Lodi“, vier „Marengo“, ein „Jena“, zwölf „Waterloo“, ein „Ca ira“, dreizehn „Freiheit“, ein „Sonnenuntergang“, ein „Sonnenaufgang“, zwei „Morgensonne“ und zwei „Mond“. —

Schon wieder ist ein Theater abgebrannt und zwar das in Glasgow, das sich durch seine Größe und Eleganz auszeichnete. Es sah ganz aus wie ein alter griechischer Tempel. —

In Stuttgart hat man Schillern und zwar seinem Denkmale eine Schmach angethan, denn die Zeitungen melden, daß man die Gandelaber, welche um Schillers Denkmal herumstehen, in — Gaslaternen umgewandelt habe. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 52.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergehäusen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Bericht an die Leser.

Ein Ueberblick dessen, was unsere „Modenzeitung“ in dem nun bald abgelaufenen Jahre geleistet hat, wird von neuem den besten Beweis liefern, daß wir, wie immer, auch dies Mal eifrig bemüht gewesen sind, den Ansprüchen zu genügen, die man mit Recht an unser weit verbreitetes Blatt stellt. Wir haben wiederum eine Reihe deutscher Originalnovellen von mehreren unserer geachtetsten Erzähler geliefert, wie von Bernd von Guseck (2), C. v. Wachsman (2), Herm. Schiff, C. Herloßsohn, Fr. Gerstäcker, Rudolphi und Am. Winter, während das „Bildermagazin“ eine Auswahl der neuesten und unterhaltendsten Erzählungen des Auslandes, wie von Prosp. Mérimée, Musset, Mad. Reybaud, M. Aycard, Alf. Verour, Mercey, Dickens, dem Amerikaner Hoffmann und dem Russen Gogol etc. brachte und in den so zahlreichen und allgemein beliebten „Miscellen“ eine große Masse ernsten und heitern Unterhaltungsstoffes, wie ihn die Zeit gab, den Lesern dargeboten wurde.

Neben dieser sorgsamten Pflege des literarischen Theils der Zeitschrift widmeten wir dem artistischen keine geringere Aufmerksamkeit. Die Modenblätter lassen gewiß nichts mehr zu wünschen übrig und die andern Stahlsticheilagen, Portraits berühmter Zeitgenossen, Ansichten von Städten, Bauwerken etc., die gerade viel besprochen werden, machen unsere Zeitschrift zur schönsten „illustrierten“ Zeitung, wie sie die älteste dieser Art ist, zu einer „Ruhmeshalle der Gegenwart“. Wir erwähnen von solchen Illustrationen, welche der vorliegende Jahrgang brachte: die Ansichten der Hauptstadt von Texas, Houston, der Elbbrücke in Dresden während des Einsturzes eines Bogens, des unglücklichen Felsberg, der Stadt Luzern und des Schlosses Rosenau; die Abbildungen der Denkmäler Walter Scotts in Edinburg, Erwins von Steinbach in Steinbach, Ludwigs I. in Darmstadt und Karl Friedrichs in Karlsruhe, Goethes in Frankfurt und Beethovens in Bonn, so wie endlich die Portraits, zum größten Theil nach Originalzeichnungen, von Winkler (Theod. Hell), Bernd v. Guseck, Herloßsohn, Bugeaud, Schellhout, Sternberg, Storch, Ernst, Berlioz, J. Schnorr, Kindermann, Kynow, Naundorf, der Kaiserin von Rußland (in Hoftracht) und der Schauspielerin Baumeister.

Für den nächsten Jahrgang können wir Novellen von mehreren unserer beliebtesten Erzähler, so wie die interessantesten Bilderbeigaben versprechen und wir hoffen deshalb auf die Fortdauer der Gunst, welche uns das Publikum bisher in so reichem Maße geschenkt hat.

Die Redaction und die Verlagsbuchhandlung der Allgem. Modenzeitung.

Liebesglück und Liebesleid.

Aus dem Leben einer Fürstin.

In der Mitte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erwarb sich ein junger Franzose, Joseph Sombre, einen glänzenden Namen in Indien. Er stand dort nacheinander in dem Dienste mehrerer Fürsten, zuletzt des Großmogols, legte sich den Generalstitel bei und zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Engländer aus, deren aufkeimende Größe er ahnete und deren Fortschritte er aufzuhalten suchte. Im Jahre 1777 endlich, als der schwache Nachfolger Timurs und Babers mißtrauisch gegen ihn wurde, nahm Sombre seinen Abschied und brach mit seinem treuen Diener, Rascha Ram, und einem glänzenden Gefolge auf, um seine Dienste der schönen Begom (Fürstin) von Sardanna anzubieten. Bis dahin war die Ehre seine einzige Geliebte und der Kampf seine einzige Zerstreuung gewesen; der erste Anblick der Königin von Sardanna aber weckte die Liebe in seinem Herzen. Auch antwortete er der Fürstin, als sie ihn aufforderte, ihre Krieger in der Kriegskunst zu unterrichten und ihnen auf dem Pfade der Ehre voranzugehen, feck genug:

„Von diesem Tage an gehöre ich allerdings Ew. Majestät ganz an, aber für den Krieg taue ich nichts mehr, denn eine verzehrende Blut brennt in mir und mein Herz ist nur erfüllt von Liebe, von hoffnungsloser Liebe.“

„Meine Ohren,“ antwortete die Begom, „sind die einer Königin und sie wissen in Deinen Worten zu erkennen, was die Wahrheit ist und was Dir die Klugheit eingiebt. Aber,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „wie viele Frauen hast Du in Deinem Harem?“

„Auf der Reise und auf dem Schlachtfelde kann man nicht an die Freuden der Familie denken. Dein Diener hat sich noch nirgends aufgehalten, um sich eine Heimath zu gründen. Sein Herz erbebte nicht, bevor er Dich, Königin, sah.“

„Sind Deine Worte Wahrheit?“ sprach die Königin nachdenklich. „So will ich Dir einen Palast bauen und Deinen Harem füllen. Wir haben junge schöne Mädchen in unsern Staaten.“

„Nach meinem Glauben und in meinem Vaterlande,“ antwortete Sombre, „kann der Mann nur eine Frau nehmen, die welche er liebt, und wenn er sie nicht erhält, wandelt er einsam durch das Leben.“

„Verhüte der Himmel, daß es Dir also ergehe! Doch lassen wir dies. Wir müssen uns trennen, denn die Stunde des Gebetes naht. Die Leute dieses Dorfes, in welchem Du mich gefunden hast, ersuchten mich, sie von einigen Tigern zu befreien. Morgen ist die letzte Jagd. Ich werde Dir einen Platz auf dem königlichen Elephanten anweisen, damit mein ganzer Hof Gelegenheit finde, Deinen Muth und Deine Geschicklichkeit zu bewundern. Gehe in Frieden.“

Am andern Morgen sammelten sich etwa zehn Elephanten vor dem Zelte der Begom und Sombre stieg mit der jungen Königin auf deren stolzes Lieblingsthier. Nach einem beschwerlichen Zuge auf fast unwegsamen Boden wurde ein riesiger Tiger aufgetrieben. Die Königin erblickte ihn zuerst und schoß auf ihn, aber ohne ihn zu treffen. Man verfolgte ihn und eine Kugel Sombres verwundete ihn leicht. Da wurde das Thier wüthend und griff seine Gegner an. Die Elephanten flohen unaufhaltsam und nur der der Königin hielt Stand. Er zitterte zwar auch, aber er floh nicht. Mit einem Satze hing sich der Tiger an ihn und der Elephant strengte sich vergeblich an, sich von seinem furchtbaren Gegner zu befreien. Auch ein Pistolenschuß der Königin bewirkte dies nicht. Erst die Beilhiebe Sombres zwangen den Tiger loszulassen, der endlich vor den Füßen des Elephanten nieder fiel und von diesem zertreten wurde. Im nächsten Augenblicke aber sprang eine Tigerin aus dem Dickicht auf den Kopf des Elephanten, drückte die eine Tasse in sein Auge und zerriß mit der andern seinen Rüssel. Im wüthendsten Schmerze stürzte sich da der Elephant auf den Feind, fiel auf die Knie nieder und drückte dem Tiger seine gewaltigen Hauer durch den Leib. Diese rasche Bewegung schleuderte aber auch Sombre und die junge Königin von ihrem Sitze herab in das Dickicht. Sombre fing die Königin in seinen Armen auf und trug sie von dem blutigen Schauplatze hinweg. In diesem Augenblicke, als beide nahe daran waren, gleichzeitig sterben zu müssen, sollen die ersten Geständnisse und leidenschaftlichen Schwüre zwischen dem glücklichen Abenteurer und der jungen Königin gewechselt worden sein; in diesem Augenblicke gewann der General Sombre einen Thron, auf dem er zehn Jahre mit Glück und Ruhm herrschte. Er erlangte so großen Einfluß auf die Königin, daß sie den Gott der Christen anerkannte und die europäische Lebensweise annahm. Sie trat zur katholischen Kirche über, ließ sich nach den Gebräuchen derselben mit Joseph

Sombre trauen und trug den Namen desselben bis an ihren Tod.

Sombre entsagte, als Gemahl der Königin, fast gänzlich dem Waffenhandwerke, um sich ausschließlich der Diplomatie zu widmen und dem Umsichgreifen der Engländer hemmend entgegenzutreten. Sein Einfluß zeigte sich an allen indischen Höfen, selbst bei Hyder Ali und Tippu und er hielt in seiner Hand die Fäden eines unermeßlichen Intriguengeflechtes, während er den kleinen Thron besetzte, auf den er sich selbst gesetzt hatte.

Neun Jahre waren so seit der Ankunft Sombres in Sardanna vergangen und der geniale Mann, welcher damals die Geschicke des englischen Indiens leitete, hatte bald die Quelle entdeckt, von der aus ihm alle unerwarteten Hindernisse entgegentraten; Warren Hastings erkannte, daß nur jener Abenteurer der Stein des Anstoßes auf seinem Pfade zum Ruhme sei, und er nahm sich vor, denselben zu beseitigen, was es auch kosten möge. Alle seine ersten Versuche waren mißlungen, als ihm endlich der Zufall das Werkzeug bot, das er suchte. Ein junger Mann, Dyce mit Namen, der wegen einer ehrlosen Handlung aus der brittischen Armee ausgestoßen worden war, erbot sich gegen ihn, durch ein tollkühnes Unternehmen sich wieder zu Ehren zu bringen. Die Schönheit, die Gewandtheit und der Muth des jungen Mannes gefielen Warren Hastings, und Dyce erhielt den Auftrag, sich an den Hof von Sardanna zu begeben, um dort eine Intrigue einzufäden, welche die Compagnie von ihrem gefährlichen Gegner befreie.

Der Erfolg rechtfertigte die Wahl. Dyce wußte sich sehr bald die Freundschaft Sombres zu gewinnen, der an Eifersucht nicht dachte und dem schönen jungen Manne eine Anstellung in dem Heere gab, ihn, als Europäer, sogar in sein Vertrauen zog und ihm, wenn er wegen wichtiger Unterhandlungen zu einem benachbarten Fürsten sich begeben mußte, in seiner Abwesenheit den Befehl über die Palastgarde übertrug. Er dachte nicht daran, daß das Amt des Dyce, das ihn in die Nähe der Königin und deren Frauen brachte, eine gefährliche Vertraulichkeit herbeiführen könnte und es beginnt nun ein wirklicher Roman. Man kennt die Personen des geheimnißvollen Dramas, das sich vorbereitete: die junge Königin voll Leidenschaft, wie man es im zwanzigsten Jahre unter dem Himmel Indiens ist, ein tapferer vertrauensvoller Soldat und ein Mann, der mit der schlaun Selbstsucht des Eng-

länders jede Anmuth der Jugend und den höchsten Grad der Verführungskunst verbindet. Der Ausgang ist nicht schwer zu errathen.

Der General sollte lange entfernt bleiben, da er eine Grenzstreitigkeit auszugleichen hatte. Nach einer dreimonatlichen Abwesenheit schien seine Rückkehr noch so fern zu sein wie im Anfange. Es war die Zeit der größten Hitze, in welcher die Leidenschaften gähren; die Königin kämpfte vergebens gegen den Einfluß der Einsamkeit und Unthätigkeit und fragte im geheimsten Gemache ihres Palastes fortwährend ihre Vertraute, Ayesha, über den schönen Fremden. Dieser hatte längst errathen, was in dem Herzen der jungen Königin vorging, denn er liebte sie nicht und konnte sie deshalb um so ruhiger beobachten. Er hatte seine Lage vollkommen erkannt und fühlte, daß er keine Zeit zu verlieren habe, wenn er den Auftrag ausführen wolle, den er erhalten. Er zögerte also nicht. Als Sombre endlich zurückkam, vermochte die Königin ihre Liebe zu dem jungen Fremden nicht mehr zu beherrschen; ihre Leidenschaft stieg zu dem höchsten Grade, als Dyce mit dem Heere an die Grenze des Landes rücken sollte, und zuletzt entstand allmählig ein schrecklicher Gedanke in ihr, den sie zwar anfangs mit Grauen von sich wies, der sich aber ihrer Seele immer mehr bemächtigte. Eines Morgens als Dyce in Frauengewande aus dem Gemache der Königin schlüpfte, stieß er auf einen Gegner, der ihn längst beobachtete, auf Rascha Ram, den treuen Diener Sombres, der sich mit dem Dolche auf den Engländer stürzte, um seinen Herrn zu rächen. Das Geräusch des Kampfes zog die Königin herbei und Ram scheuete sich nicht, ihr mit seinem Gebieter zu drohen. Die Begom kehrte nachdenklich in ihr Gemach zurück. Sombre liebte sie leidenschaftlich, hielt sie für heilig, und das Leben hatte für ihn nur deshalb Reiz, weil er es mit ihr genoß; ohne sie und ihre Liebe mußte für ihn das Dasein unerträglich sein. Wenn er in dem Augenblicke gestorben wäre, als er sich noch für geliebt hielt, konnte sein Ende süß sein. Die Königin hielt, wie alle Frauen, die Liebe für das Wichtigste im Leben. Für ihren Mann, meinte sie, sei alles verloren, da sie ihn nicht mehr liebe; die Gegenwart werde ihm entseßlich, die Zukunft hoffnungslos sein. Aus Mitleid also dürfe sie ihn nicht leiden lassen und sei gezwungen seinen Tod zu beschleunigen.

Um das vollständige Gelingen ihrer Pläne zu sichern, hatte die Begom eine so seltsame Rolle zu spielen als Marino Faliero: sie mußte sich zur Seele

einer Verschwörung gegen ihre eigene Gewalt machen einer Verschwörung, bei der es, wie überall, Leiter und Betrogene geben und an welcher ihre erbitterten Feinde wie ihre treuesten Diener Antheil nehmen konnten. Mit zwei Vertrauten, ihrem Erzieher und ihrem Milchbruder, verabredete sie das Drama, dessen Held und Opfer ihr Gemahl sein sollte. Sie sollte durch einen der in Asien so gewöhnlichen Aufstände plötzlich ihrer Herrschaft beraubt, von ihren Anhängern verlassen, zur Flucht genöthiget und zwischen Tod und Schande gebracht werden; dann wollte sie ihrem Gemahle vorschlagen, mit einander zu sterben, ihn aber allein das Opfer vollbringen lassen, das sie frei machen sollte.

Die Nacht, in welcher die Verschwörung ausbrechen sollte, kam. Es war eine Gewitternacht; der leichte Kiosk zitterte im Sturme, der Regen goß in Strömen herab und der Donner rollte fürchterlich. Die Begom war ängstlich und unruhig und Sombre suchte sie trösten. Da knallten mit einem Male Flintenschüsse und der Palast füllte sich mit lautem Geschrei. Sombre kleidete sich rasch an und ergriff sein Schwert; die Königin wollte ihm, mit einem Pistol in der Hand, folgen. Da stürzten zwei Männer herein und rufen ihnen zu: Entfliehet! Ihr seid verrathen; das ganze Volk ist gegen Euch; die Bramanen stehen an der Spitze der Bewegung; fliehet; die kleine Gartenthüre ist noch frei. „Ich,“ sagte der Milchbruder der Königin, „werde bis aufs Aeußerste kämpfen, um die Flucht der Königin zu sichern!“

Sombre, den man mit Mühe zurückgehalten hatte, ließ sich durch diese Worte täuschen, die im Tone der Wahrheit gesprochen wurden, schlüpfte mit der Königin durch die Thüre hinaus, schwang sich da auf sein Pferd und die Königin folgte ihm mit einer kleinen Bedeckung im Tragsessel. Im Gebirge hielt man an; Sombre, den die Geistesgegenwart keinen Augenblick verlassen hatte, stieg von seinem Pferde und kniete vor dem Tragsessel nieder, aus welchem seine Gemahlin ruhig zu ihm sprach: „liebster Mann, nach wenigen Augenblicken sind gewiß unsere Feinde hier, aber glaube mir, ich werde nicht lebendig in ihre Hände fallen, um die Frau oder Slavin eines Paria zu werden. Sobald ich den Hufschlag ihrer Pferde höre, wird mich mein Dolch von diesem Leben befreien, das mir nur durch Deine Liebe werth ist. Du hast mich gelehret, daß es eine andere Welt gebe, wo wir uns wiederfinden können; dort wollen wir von nun an unser Glück suchen. Folge mir. Wir sterben mit-

einander, damit unsere Seelen keinen Augenblick getrennt sein mögen.“

Sombre benezte die Hand der Königin mit Thränen. Das geladene Pistol lag neben dem Dolche auf dem Kissen des Tragsessels. Die beiden Gatten warteten auf die Entscheidung ihres Schicksals und es verging so eine Stunde. Endlich hörte man den Schall von Pferdehufen — es war das verabredete Signal — es bligten Waffen im Dunkel der Nacht, Sombre sah die Königin den Dolch auf ihren Busen setzen, er gab ihr einen letzten Kuß und im nächsten Augenblicke hatte er sich durch einen Schuß den Kopf zerschmettert.

Die Reiter kamen heran und die Begom gebot ihnen den Leichnam ihres Gatten in ihren Palankin zu legen, indem sie selbst Sombres Pferd bestieg. An der Spitze des Leichenzuges kehrte sie alsdann langsam und sehr traurig in die Hauptstadt zurück, wo bald die gewöhnliche Ordnung wieder eintrat.

Sombre wurde in der kleinen katholischen Kapelle begraben, die er im Garten des Palastes zu erbauen begonnen hatte und welche die Königin schnell vollendete. Eine Inschrift in französischer und hindostanischer Sprache bezeichnet das Grab Joseph Sombres. Ein halbes Jahrhundert hindurch stand neben ihm ein offener Sarcophag und ein ganzes Jahr lang betete täglich eine verschleierte Dame daselbst, — die Königin, welche ihren Gemahl aufrichtig beweinte und seinen Tod durch grausame Kasteiungen zu büßen suchte. Ein zweites Jahr hindurch schloß sie sich in ihrem Palaste ein und weigerte sich unerschütterlich, den Fremden zu sehen, dessen Liebe sie zum Verbrechen getrieben hatte; aber ihr Herz voll Leidenschaft sollte nicht eher zu Ruhe kommen, bis ein letzter Sturm die ganze Kraft desselben gebrochen.

Eines Morgens, als die Begom von ihrem täglichen Gebete an dem Grabe Sombres zurückkam, bemerkte sie hinter einem Pfeiler den jungen Engländer, welcher ihrer Aufmerksamkeit mehr sich zu entziehen als sie zu erregen suchte. Sie erröthete und die Vertraute, Ayescha, erkannte ihre Gebieterin kaum wieder.

„Ayescha,“ sagte sie, „es ist Zeit, daß ich endlich wieder an mein Volk denke. Ich habe andere Pflichten zu erfüllen, als nur auf einem Grabe zu weinen und will heute meinen ganzen Hof empfangen. Gib mir meinen Schmuck und flechte Jasmin und Perlen in mein Haar. Die Königin von Sardanna will heute in ihrem ganzen Glanze erscheinen.“

Der gesammte Adel Sardannas erschien und der Oberst Dyce fand sich ebenfalls ein. Diesen rief die Königin zu Ende der Audienz neben sich auf den Platz, der seit dem Tode Sombres leer geblieben war und sie kündigte dem Hofe an, daß sie dem Fremden alle Würden übertrage, welche sonst ihr Gemahl bekleidet habe.

Von diesem Tage an erbte Dyce die Macht und das Ansehn Sombres, aber obwohl ihm die Königin freien Zutritt in ihr Frauengemach gestattete, wollte sie ihn doch nicht als Gemahl anerkennen und behielt bis an ihren Tod den Namen Sombre; ja als sie später einen Sohn gebar, gab sie auch diesem jenen Namen und fügte nur, gleichsam als Taufnamen, den seines Vaters hinzu; sie nannte ihn Dyce Sombre. Sie schien überhaupt ein trauriges Vergnügen darin zu finden, sich mit allen Gegenständen zu umgeben, welche sie an die Tage des Glückes und ihrer Unschuld erinnerten. Sie ließ sich jeden Morgen das Pferd ihres Gemahles vorführen, um dasselbe zu füttern und zu streicheln, und ihr Liebling und Vertrauter wurde sein treuer Diener Rascha Ram, der allmählig ahnen mochte, wie sein Herr gestorben war, das Herz seiner Gebieterin durchschauete und den Engländer mit unversöhnlichem Haffe verfolgte.

Behn Jahre lang verwaltete der Oberst Dyce Sardanna fast unumschränkt. Die Königin erfuhr in dieser Zeit kein Unglück, aber Dyce und die ostindische Compagnie untergruben ihre Macht mehr und mehr. Sie fühlte es wohl, aber sie vermochte das Joch des Fremden nicht abzuschütteln und wurde durch ein doppeltes Band, als Geliebte und Mutter, zurückgehalten. Eines Tages aber fand sie ihre ganze sonstige Charakterstärke wieder, als Dyce sie aufzufordern wagte, einen Vertrag zu unterzeichnen, durch den sie nach ihrem Tode gegen eine bedeutende Entschädigung ihr Reich der englischen Compagnie vermachen sollte, als der Vater ihres Kindes von ihr forderte, dasselbe zu enterben. Da kam die Mutterliebe dem Stolze der Königin zu Hülfe, sie zerriß die Schrift und verbannte den Obersten aus ihren Augen.

In der Nacht desselben Tages hatte die Begom ihre Frauen entlassen, um allein weinen zu können. Ihr Kind schlief. Plötzlich stand Rascha Ram vor ihr und winkte, ihm zu folgen. Sie fragte ihn nicht, legte die Hand an ihren Dolch und folgte dem alten Diener, der sie in ein kleines prächtiges Gemach in einem entlegenen Theile des Palastes führte. Auf einem

Ruhebette lag da ein junges schönes Mädchen und zu ihren Füßen schlief ein Mann, der noch das biegsame Rohr eines Huka (indischen Tabakspfeife) in der Hand hielt. Auf einem Tische bemerkte man Ueberreste kostbarer Speisen und Getränke. Die Schlafende war eine Sclavin der Begom, Schirin, und der junge Mann war der Oberst Dyce.

Die Begom mußte sich auf den Arm Rascha Rams stützen.

„Sie werden noch einige Stunden schlafen,“ sagte dieser, „ich habe betäubendes Gift in ihren Tabak gemischt und sie sind nun durch das Rauchen berauscht. Welche Strafe soll die Schuldigen treffen?“

Die Königin antwortete nicht. Anfangs wollte sie den Dolch in die Brust des Ungetreuen stoßen, aber ein anderer Gedanke hielt ihre Hand zurück; sie gebot Rascha Ram Schweigen und zog ihn mit fort, ohne die beiden Schuldigen zu wecken.

Die Königin besaß in einiger Entfernung von der Hauptstadt einen reizenden Garten, Baghaberie, den sie besonders liebte, seit dem Tode Sombres aber nicht wieder besuchte, da sie mit ihm auf einer Terrasse daselbst die schönsten Stunden ihres Lebens zugebracht hatte. Am folgenden Tage ließ sie den Obersten auffordern, sie dahin zu begleiten. Auf jener Terrasse war ein glänzendes Mahl bereitet, während am Fuße derselben ein tiefes Grab den Gästen entgegengähnte.

Die Begom schien ihre ganze Heiterkeit wiedergesunden zu haben und Dyce völlig zu ihrer Gunst zurückgekehrt zu sein. Nach dem Mahle wurden Hukas gebracht und Neger und Bajaderen erschienen, um die Gäste durch Musik und Tanz zu unterhalten.

Während des Tanzes wurde ein verhangenes Ruhebett herbeigetragen und unten an der Terrasse aufgestellt. Auf einen Wink der Königin zog man die Vorhänge an demselben zurück und man sah nun die schöne Schirin, kaum zur Hälfte bekleidet und gefesselt, darauf liegen. Auf einen zweiten Wink hob man das Lager über das Grab und senkte es allmählig an Stricken hinein.

Die unglückliche Schirin, die jetzt erst ihr grauenhaftes Schicksal errieth, stieß herzzerreißendes Jammergeschrei aus und flehete ihren Geliebten, den Oberst Dyce, an, sie zu retten. Dieser aber saß da, wie erstarrt, und die Neger warfen ungerührt Erde und Steine auf die schöne Sünderin, die man so lebendig begrub.

Die Königin rauchte während dieser Zeit ruhig aus

ihrem Huka. Nur ihre Augen, die sie unverwandt auf dem unglücklichen Dyce ruhen ließ, verriethen, was in ihrer Seele vorgehe. Dyce selbst saß todtenbleich da, mit Angstschweiß auf der Stirn; nur einmal versuchte er sich zu erheben, aber Rascha Kam hielt ihn zurück. Die unglückliche Schirin jammerte immer: „Gnade! Gnade! Jeden andern Tod. Luft! Luft! Ich ersticke! Ich sterbe!“ — bis die Erde, die man über ihr aufhäufte, sie erstickte. Zuletzt wurde die Erde über ihrem Leichname von den Sclaven festgetreten und man breitete einen Teppich darüber. Dann ließ die Königin Dyce zu sich kommen.

„Tödtete mich!“ rief dieser. „Die Ungewißheit ist martervoller als der Tod.“

„Ich habe weder die Absicht noch das Recht, Dich zu strafen,“ antwortete sie. „Die Ehebrecherin darf über den ungetreuen Liebhaber nicht richten. Die Sclavin hat ihre Strafe erhalten. Nun laß uns schweigen von dem Geschehenen und einige Tage hier ausruhen, dann aber zu unsern Geschäften zurückkehren.“

Von diesem Augenblicke an sprach sie kein Wort weiter mit ihm; ernst und in sich gekehrt saß sie da und rauchte aus dem kostbaren Huka. Dyce hielt in Todesangst drei Tage so bei ihr aus, am vierten aber verschwand er.

Als die Königin in der dritten Nacht eingeschlafen war, stand er still und geräuschlos auf und begab sich in den Marstall. Dort sattelte er sich selbst sein Pferd und schlug den Weg nach Delhi ein, das sich damals in der Gewalt der Mahratten befand. Nachdem ihn dort ein französischer Offizier einige Tage bewirthet hatte, reiste er weiter nach Calcutta; wie er dort empfangen wurde, weiß man nicht. Man weiß nur, daß er sich bald nach Europa einschiffte, wo man eine lange Reihe von Jahren gar nichts von ihm hörte.

Die Königin fragte nicht einmal nach Dyce und dessen Flucht, kehrte an demselben Tage in ihren Palast zurück und regierte von da an eine Zeit lang mit ganzer Jugendkraft, widmete aber dabei die ganze Zeit, welche ihr die Geschäfte übrig ließen, religiösen und kirchlichen Busübungen, deren Härte und Schwere sie von Tag zu Tag steigerte. Endlich, als sie sich aller weltlichen Sorgen entledigen wollte und als sie ohne Zweifel die unvermeidliche Zukunft Indiens voraussah, entschloß sie sich, den Vertrag anzunehmen, den Dyce ihr früher zur Unterschrift vorgelegt hatte, und an den sie die englisch-ostindische Compagnie zu

wiederholten Malen durch vertraute Unterhändler hatte erinnern lassen. Sie vermachte nach ihrem Tode den Staat Sardanna der englischen Compagnie unter der Bedingung, daß dieselbe ihrem Sohne außer den Schätzen und dem beweglichen Eigenthume, das sie ihm selbst hinterlasse, eine bedeutende Summe verbürge. Dies wurde genehmigt und von diesem Augenblicke an gewährte ihr Leben nichts Denkwürdiges mehr; die Geschichte hat nur den Tag und das Jahr ihres Todes noch aufgezeichnet, der im Januar 1836 erfolgte. Die Königin ruhet neben ihrem Gemahl an der Stelle, die sie sich selbst in der bereits erwähnten katholischen Kapelle aufersehen und der sie ein Kloster beigelegt hatte, das jetzt eines der reichsten in Indien ist. Ihre Staaten sind nach ihrem Tode in aller Ruhe mit dem großen englisch-indischen Reiche vereinigt worden.

Das Erbe des Verräthers Dyce sollte seines Lebens würdig sein. Als er in England die Nachricht von dem Tode seiner königlichen Geliebten erhielt, eilte er nach Calcutta, um seinem eigenen Sohne einen Theil der Hinterlassenschaft der Fürstin streitig zu machen. Vor einem Gerichtshofe, der von Colonialvorurtheilen geleitet wird, glaubte der Europäer leicht über den Mulatten siegen zu können; aber als man bereits den Prozeß eingeleitet hatte, am achtzehnten Tage nach seiner Ankunft, wurde er von der Cholera befallen, die damals in der Hauptstadt des englischen Indiens wüthete und er starb als Opfer seines Geizes und seiner letzten Schlechtigkeit.

Von seinem und der Begom Sohne, Dyce Sombre, haben wir schon mehrmals gesprochen. Er lebt jetzt, zwar auf glänzendem Fuße, aber tief betrübt, in Paris. Auch ihm hat der Name Sombre Unglück gebracht. Er kam nach dem Tode seiner Mutter nach England und verheirathete sich mit einem jungen Mädchen aus einer der ersten Familien der brittischen Aristokratie, aber die mehr als leichtsinnige Lebensweise seiner Frau trieb den unglücklichen Hindu, dessen Eifersucht man absichtlich reizte, mehr als einmal bis nahe an den Wahnsinn. Man versuchte dann, ihn deshalb als geisteskrank einsperren zu lassen, um, wie man behauptet, unbeschränkt über sein unermessliches Vermögen verfügen zu können. Es gelang auch, denn die englischen Gerichtshöfe erklärten ihn für geisteskrank. Zum Glück entfloh er nach Frankreich, wo die ausgezeichnetsten Aerzte ihn für völlig geistesgesund erklärten und von wo aus er seinen Prozeß mit Glück wieder aufnahm. Er hat seine Millionen jetzt wieder erlangt.

Aber
Liebe
So
Erst
Som
zu se
aufhi

(
B i g u
Ihre
eine
pries
Sie d
sehen
Fraue
inögef
fern b
zu To
deres
den B
schleier
zufried
Erde
das P
lich ei
solte,
Zwang
beachte
Ebenn

(
Reifen
an ein
Grad
Anzug
bleich
ich ein
ihm un
wenn
antwor
ben S
Sie he
empor,
Haut
chen d
eingefa
Augen

(
lich for

Aber was nützt ihm sein Reichthum? Er ist um seine Liebe betrogen worden und sein Herz ist gebrochen. So wandelt er einsam und traurig in dem Lande des Exils umher. Diejenigen, welche Kissingen im vorigen Sommer besuchten, hatten Gelegenheit Dyce Sombre zu sehen, der daselbst während einiger Wochen sich aufhielt.

X. D.

Miscellen.

(Die schönste Frau der Erde) muß Paula von Biguier gewesen sein. Dies bezeugen alle ihre Zeitgenossen. Ihre Schönheit war so allgemein anerkannt, daß man sie, die eine Zeitgenossin des Petrarca war, in allen Zungen lobte und pries und sie die schöne Paula, das Wunder der Natur nannte. Sie durfte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse keinen Augenblick sehen lassen, ohne daß sie von ganzen Schaaren Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen begleitet gewesen wäre, die insgesammt sich an ihrem Anblicke nicht ersättigen konnten. Von fern her kamen Reisende, um sie zu sehen. Das Parlament zu Toulouse fürchtete Zusammenrottungen und wußte kein anderes Mittel, um die Unordnungen zu verhüten, als den bittenden Befehl an Paula: „Sie möge nicht anders als tief verschleiert ausgehen.“ Das Volk indessen war damit höchst unzufrieden, daß man ihm den Anblick der schönsten Frau der Erde entzog und drohete, Gewalt zu brauchen. Darauf machte das Parlament die Bestimmung, daß Paula sich zweimal wöchentlich eine ganze Stunde lang an ihr Fenster unverschleiert stellen sollte, um sich sehen zu lassen. Paula beklagte sich über diesen Zwang. Ihre Klage wurde liebevoll beantwortet, aber nicht beachtet. Sie behielt diese außerordentliche Schönheit und das Ebenmaß ihres Körpers bis in das achtzigste Jahr ihres Lebens.

(Ein beredter Bettler.) Ein Mann, erzählt ein Reisender, der jüngst in Irland war, lehnte mit dem Rücken an einer Mauer und erregte meine Aufmerksamkeit durch einen Grad von Abzehrung, wie ich ihn kaum jemals gesehen. Sein Anzug war ganz und gar abgerissen und sein Gesicht todtensbleich. Er redete mich nicht an, als ich vorüberging; aber als ich einige Schritte weit gegangen war, kehrte ich von selbst zu ihm um und fragte: „warum bittest Du nicht um eine Gabe, wenn Du in Noth bist?“ — „Ich bitte allerdings darum,“ antwortete er. — „Du sagst ja aber kein Wort?“ — „Treiben Sie Scherz mit mir?“ entgegnete darauf der Arme. „Sehen Sie her!“ — und er hob die zerrissenen Ueberreste von dem empor, was sonst ein Rock gewesen war; „sehen Sie, wie die Haut durch die Löcher meiner Ärmel spricht und wie die Knochen durch meine Haut hindurchschreien? Blicken Sie auf meine eingefallenen Backen und auf den Hunger, der Sie aus meinen Augen anstarrt. Mann, bettete ich nicht mit hundert Zungen?“

(Seltsame Reisende auf Dampfböden.) Bekanntlich kommt ein großer Theil aller Bluteigel, die in Europa ge-

braucht werden, aus Bulgarien, wo man einen ansehnlichen Handel damit treibt und wo mancher Bluteigelhändler Hunderte von Bauern in seinem Dienste hat, die jene Thiere aus den Sümpfen fischen. Seit Dampfschiffe auf der Donau fahren, ist dieser Handel sehr erleichtert worden. Sonst mußten die Bluteigel zu Pferde fortgeschafft werden; jetzt bringt man sie schnell und ohne große Kosten auf den Dampfschiffen bis nach Semlin, wo sie von eigenen Wagen erwartet werden, in denen man sie bis nach Frankreich fährt. Auf manchem Dampfboote befinden sich mehrere Centner solcher Thiere auf einmal, die verschieden aufbewahrt sind, regelmäßig aber nach Sonnenuntergang auf dem Verdecke gebadet werden müssen. Man zieht dann Wasser aus dem Flusse, schütet dies in einen großen Kessel und trägt dann alle Bluteigel an Bord hinein. Nachdem sie sich eine Zeit lang darin angefrischt haben, kommen die Diener der Bluteigelhändler, greifen mit den Händen in die wimmelnde Menge hinein und holen Hände voll heraus, um sie wieder einzupacken. Aus Hunger saugen sich die Thiere sogleich an den Armen der Leute an und dieser ganze Verkehr auf den Donaudampfschiffen gewährt einen zwar originellen, aber keineswegs angenehmen Anblick.

(Der Pascha von Bidin,) Hussein, hat, wie die meisten vornehmen Türken unserer Zeit, eine seltsame Laufbahn durchgemacht. Im Anfange war er ein gewöhnlicher Lastträger (Eckensteher, würden wir sagen), dann ging er unter die Janitscharen und wurde später der Anführer dieses Corps. Als solcher machte er sich durch seine Kühnheit und Characterstärke bemerklich und erlangte in Constantinopel ein Ansehen, welches die Aufmerksamkeit des vorigen Sultan, Mahmud, erregte. Hussein war der unruhigste von allen Unterthanen und der Anstifter aller Friedensstörungen, die in der Hauptstadt vorkamen. Mahmud aber besaß keine geringe Menschenkenntniß und statt Hussein zu strafen, zog er ihn an sich, indem er den Ehrgeiz des Mannes befriedigte und ihn zum Oberbefehlshaber der Janitscharen ernannte. Der Sultan hatte sich nicht geirrt; Hussein verläugnete im Stolge seiner neuen Würde sein früheres Leben, ging in die Absichten des Sultans ein und nahm mit Eifer die Partei der Regierung gegen das rohe Kriegercorps, das er befehligte. Ein Verräther indes wurde er nicht, denn gleich nach seiner Erhöhung ließ er seinen Freunden anzeigen, sie könnten nicht auf ihr früheres Verhältniß rechnen, da der Hussein, den sie gekannt, nicht mehr existire, sie würden nur den unbeugsamen Befehlshaber in ihm finden. Und er hielt Wort. Die Janitscharen, die an eine so plötzliche Umwandlung nicht glaubten, wiederholten die früheren Ruhestörungen und Ausschweifungen, worauf Hussein sofort vierzig seiner besten Freunde erdroffeln ließ, und diese Hinrichtung war nicht die letzte; man weiß, mit welcher Kraft Hussein, der 1826 in die Reformpläne des Sultans eingeweiht worden war, seine ehemaligen Kameraden mit Kartätschen niederschlefen und ihre Caserne in Brand stecken ließ. Aus Dankbarkeit ernannte

ihn der Sultan zum Seraskier und Feldmarschall. Hussein befehligte später die große Armee an der Donau und dann die in Syrien, wo er aber geschlagen wurde, weshalb er als Pascha nach Bidin gehen mußte, wo er noch lebt und sich von den Reisenden gern besuchen und becomplimentiren läßt.

(Das Bett einer indischen Fürstin) ist ein wahres Kunstwerk, wie man aus nachstehender Beschreibung sehen kann. Es ist ungefähr zehn Fuß lang und sechs Fuß breit. Die funfzehn bis sechszehn Zoll hohen Füße stehen in kupfernen Gefäßen, die mit Wasser gefüllt sind, damit das Lager vor lästigen Insecten und giftigen Schlangen geschützt sei. Die Kopfseite des Bettes, die Füße, die Seiten sind zierlich geschnitten und sehr geschmackvoll bemalt und vergoldet; auf einer nicht sehr dicken Matrage liegt ein blendend weißes Tuch, das an den vier Ecken durch rothseidene Schnuren mit langen Enden und goldenen Troddeln befestigt ist. In der Mitte dieses Divans liegen vier bis fünf breite Kissen, von denen jedes seine besondere Bestimmung und seinen eigenen Namen hat, z. B. Sirhanah, das breite Kopfkissen, Pyrana, das Kissen, das unter die Knie gelegt wird, wenn man die Füße nicht ausstrecken will, Sar Tafya, das Kissen für den Rücken und die Schultern, wenn man sich aufzusetzen Lust hat, nebst einer zahllosen Menge andrer Kissen, die bald größer, bald kleiner, bald härter, bald weicher und alle sinnreich darauf berechnet sind, das Liegen im Bett so bequem als möglich zu machen.

Generalcorrespondenz.

Das Schloß Voltaires in Ferney ist endlich verkauft worden und zwar an einen ehemaligen Shawifabrikanten Griolet in Paris. An diesem Schlosse zeigt sich die Wandelung der Zeitrichtung sehr auffallend, denn es gehörte nach einander den drei Aristocratieen, die nach einander herrschten, der Aristocratie der Geburt, des Genies und des Geldes. Zuerst war es im Besitze der Grafen von Bude, dann gehörte es Voltaire und jetzt ist es auf einen reichen Industriellen gekommen. —

In Paris soll die „Armide“ Glucks wieder auf das Repertoire kommen und zwar zur Feier der Anwesenheit der Königin Victoria, die man im nächsten Sommer in Paris erwartet. Leider hat man aber den unglücklichen Gedanken gehabt, die Partitur durchsehen und die Oper neu instrumentiren zu lassen, d. h. sie zu verderben. —

Die Zwischenacte in den Theatern sind ein Uebelstand, das läßt sich nicht leugnen. In manchen Theatern herrscht da unbeschränkt die Langeweile, in andern wird das Publicum durch abscheuliche Musik gefoltert und in noch andern unterhalten sich die Anwesenden, namentlich das Parterre, auf eigene Faust, so gut es eben gehen will, oftmals zur Belustigung Anderer. Um allen diesen Uebelständen abzuweichen, ist der Director eines

der Pariser Theater, des Odeon, auf den Einfall gekommen, dem Publicum in den Zwischenacten eine andere Art Unterhaltung zu bieten; er hat nämlich in dem Foyer eine Ausstellung von neuen Gemälden veranstaltet, die häufig gewechselt werden. Die größten Pariser Maler geben ihre neuen Erzeugnisse her, um sie auf diese Weise bekannt zu machen, und das Parterre, das in den Zwischenacten eine Unterhaltung gefunden, hat aufgehört, zum Zeitvertreibe Pöffen zu treiben. —

Brunel, der bekannte Tunnel-Erbauer, soll einen neuen Dampfswagen erfunden haben, der zehn deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegt. —

In Paris starb kürzlich ein Musiker, Urban, der so fromm war, daß er im Theater im Orchester, in den Zwischenacten, regelmäßig Andachtsbücher las und so lange er auch im Orchester der großen Oper spielte, die Blicke nie von seinem Notenpulte erhob und auf die sündhafte Bühne schweifen ließ. —

Die Dorfzeitung bringt einen neuen, zwar etwas gewaltsamen, aber doch guten Witz; sie sagt nämlich, der Kaulasus sei der Casus, an welchem die Russen etwas zu Lauen hätten. —

In der Minoritenkirche in Wien soll nächstens ein Mosaikbild von Raffaelli aufgestellt werden, das längere Zeit, in Kisten verpackt, dem allgemeinen Kunstgenusse entzogen war und von dem Hofe für die bedeutende Summe von 400,000 Ducaten angekauft wurde. —

Aus Berlin klagt man, daß dort so wenig für das deutsche Drama gethan werde, während man ungeheure Summen für Musik aufwende, da Jenny Lind für 6000 Thlr. auf fünf Monate engagirt sei, das Feldlager in Schlessien 27,000 Thlr. erfordert habe, um in Scene gesetzt werden zu können, und Meyerbeer, der ein jährliches Einkommen von 46,000 Thlr. habe, doch 3000 Thlr. Gehalt beziehe u. s. w. Gleiche Klagen ließen sich in jeder Stadt erheben, aber es wird damit nichts gebessert, so lange die Musik eine Modesache bleibt. —

Bekanntlich hat man in Paris schon einmal den Versuch gemacht, der bekannten Academie eine Academie von Frauen gegenüber zu stellen, die indeß nach kurzem Bestehen wieder einging. Jetzt wird dieser Plan ernstlich wieder aufgenommen und zwar von einer hochstehenden Dame, welche einen bedeutenden Theil ihres Vermögens dazu hergegeben hat. Schon sind zehn schriftstellernde Damen zu Mitgliedern ernannt, welche die übrigen dreißig ernennen sollen. Die Academikerinnen sollen Pensionen erhalten und zunächst an einem ganz vollständigen — Wörterbuche der französischen Sprache arbeiten. —

Die Chinesen dulden auf ihren Bühnen kein unmäßiges Schreien der Schauspieler und damit diese immer in der erforderlichen anständigen Weise sprechen, muß ein gewisser Polizeibeamter im Theater, wo er einen besondern bequemen Platz hat, schlafen. Spricht nun ein Schauspieler so laut, daß er den schlafenden Polizeimann weckt, so verfällt er in Strafe. —